



INHALT

Sie sucht einen Freund in dieser Welt. Er sucht nach seinen Erinnerungen. Zusammen wagen sie eine abenteuerliche Reise, für die bisher kaum jemand den Mut hatte: Die Reise zum Ende der Welt. Eine faszinierende Geschichte über das Leben, den Tod und alles dazwischen - über unsichtbare Ängste, gebrochene Herzen, Mut, Friede und Heilung.

Luna Blue

Inhalt

Vorwort	2
Widmung	3
Ein Rätsel aus der Zwischenwelt.....	4
Prolog: Tunnelblicke	5
Teil 1 – Ein Freund.....	7
Kapitel 1: Schlimmer kanns nicht werden.....	7
Kapitel 2: Spiegelblicke	12
Kapitel 3: Gestalt im Mondlicht	14
Kapitel 4: Die Stimme des Windes.....	17
Kapitel 5: Eine ungelöste Gleichung	20
Kapitel 6: Ein erstes Abenteuer	24
Kapitel 7: Geisterstunde	31
Kapitel 8: Der alte Geist und die Sehnsucht.....	35
Teil 2 – Eine Reise zum Ende der Welt.....	40
Kapitel 9: Eine große Reise beginnt	40
Kapitel 10: Dinge, die passieren, wenn Autoren mit der Suche nach originellen Kapitelüberschriften überfordert sind	45
Kapitel 11: Die Anderen.....	48
Kapitel 12: Die Mondschaten.....	54
Kapitel 13: Die Rätsel der Weisheit	63
Kapitel 14: Das Ende der Welt.....	68

Teil 3 – Fünf Tore.....	80
Kapitel 15: Der Spiegel der Wahrheit.....	80
Kapitel 16: Die steinerne Meerjungfrau	86
Kapitel 17: Der mutigste Angsthase der Welt	93
Kapitel 18: Das Rätsel hinter dem Licht.....	101
Kapitel 19: Der Drache, der Adler und der Zwerg	106
Kapitel 20: Das Wasser der Wunden.....	110
Kapitel 21: Das Echo der Erinnerungen	116
Kapitel 22: Auf Adlerschwingen	123
Kapitel 23: Das Schlachtfeld der Schatten	126
Kapitel 24: Der Kuss des Abendrotes.....	130
Teil 4 – Schmetterlingsflügel.....	134
Kapitel 25: Heißer Tee.....	134
Kapitel 26: Zurück in meiner Welt	138
Kapitel 27: Ein kleiner gelber Schmetterling	140
Kapitel 28: Das Ende dieser Geschichte.....	144
Kapitel 29: Die Lösung einer Gleichung	145
Kapitel 30: Die Rückkehr	148
Kapitel 31: Ein Gespräch im Apfelbaum.....	149
Epilog: Zwei Freunde	150
Das Land am Ende der Welt.....	152
Fragebogen	153

„Freundschaft und Abenteuer –
zwei Dinge, die ein Leben zum Leben erwecken.“

*I want to carry a little bit of the light, just a kind tiny spark,
To those places outside where it's cold in the night
And I'm holding it tight, I won't be losing this light to the dark*

*You gave me eyes to wonder, ears to hear souls sing,
Feet to wander and the heart of a king*

*When I hear you calling,
I want to light up the stars that have fallen,
Give me the heart to be all in.*

*Take me to the top, with all that you gave me,
And if I myself will be falling, please save me, give me wings
And if you see me waving in the wind,
Carry me with the strings of your love
Cause I know your love is enough*

Vorwort

Ein paar Erklärungen zu Beginn:

Viele Menschen meinen, dass meine Geschichten immer sehr traurig sind. Doch eigentlich sind meine Geschichten nicht nur Geschichten von Leid und Trauer. Ich würde behaupten, sie beinhalten mehr Freude als viele fröhlichen Geschichten.

Dennoch möchte ich jeden eventuellen Leser an dieser Stelle warnen. Wenn es euch gerade nicht guttun würde, eure Seele mit den Tiefen

von Tod und Leben zu belasten, stellt dieses Buch lieber zurück in den Schrank und seid glücklich. Das wünsche ich euch von ganzem Herzen. Aber wenn ihr ein wenig Trauer überleben oder gerade eh nicht glücklich sein könnt, findet ihr hier drin vielleicht ja ein paar goldenen Momente oder sogar einen Funken Trost – oder zumindest nicht allzu viele Leute, die euch gute Laune einreden wollen...

Außerdem ist es mir wichtig, zu erwähnen, dass diese Geschichte keinen Funken Realität enthält und reiner Fantasie entsprungen ist. Sie will nichts von den wirklichen großen Geheimnissen zwischen Himmel und Erde und Dahinter, von Geistern oder vom Leben nach dem Tod (an das ich fest glaube), berichten. Wenn eine Analogie unbedingt gezogen werden muss, dann geht es eher um die Dinge, die einen Menschen hier auf der Erde davon abhalten, den Millimeter Himmel zu erklimmen, den er von dort unten aus erklimmen könnte. Es geht um die Welten in der Seele eines Menschen – nicht so sehr die Welten, die unsere Köpfe vollkommen sprengen.

Ich wollte mit dieser Geschichte ein Buch schreiben, das man als Christ bedenkenlos lesen kann. Aber ich glaube, während die Zeilen durch meine Finger in die Geschichte hineinflossen, wurde mir mehr und mehr klar, dass ich das wirklich ganz schaffen werde. Ich möchte deshalb einem gewissenhaften Christen auf der Suche nach der richtigen seeleernährenden Literatur auf gar keinen Fall empfehlen, dieses Buch bedenkenlos zu lesen. Eigentlich möchte ich gar niemandem auf dieser Welt empfehlen, irgendetwas bedenkenlos zu lesen – denn aus Gedanken besteht alles Geschriebene und Gedanken sind zum Bedenken da. Darum denkt nach über das, was ihr lest, prüft es und behaltet das Gute.

Ich könnte nie eine Geschichte verfassen, die mehr als den winzigsten Splitter von Gottes Größe und seiner Vollkommenheit widerspiegelt!

Und wer mich für einen dieser abgedrehten religiösen Freaks hält, weil ich Begriffe wie „Gottes Größe“ oder „Schwestern im Glauben“ verwende: Jap. Bin ich. Und ich bin ziemlich froh, dass ich zu den religiösen Freaks dieser Welt gehören darf. Denn ohne Gott wäre mein Leben so dunkel wie es jetzt hell und fröhlich ist und dieses Buch hätte ich nie schreiben können. Trotzdem hoffe ich natürlich, dass ich zumindest einer von den coolen Freaks bin...

Ich möchte zum Schluss noch betonen, dass ich mit diesem Buch keinerlei eigene Familientraumas verarbeiten möchte und jeden Vergleich, den eine Person des realen Lebens zu sich selbst ziehen könnte, allein auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass wir Menschen generell immer viel zu viel auf uns selbst beziehen.

Widmung

Dieses Buch ist gewidmet meinem allerliebsten tollen süßen herzlichen lustigen schlaun gerissenen selbstlosen kreativen kleinen Bruder, ohne den ich keine Ahnung gehabt hätte, wie ein kleiner Sir Lancelot sich zu benehmen hat und der mit Stöcken schon die wildesten Schlachten geschlagen hat, von denen wir nur zu träumen wagen, der Geschichten so liebt wie ich und der immer jeden Film mit mir ansieht, mit dem man spontan rappen kann, der manchmal genauso viel Unsinn macht wie ich, aber der ein echtes Herz aus Gold und eine gute Seele hat. Gott behüte dich bis an das Ende deines Weges, der hoffentlich noch lange durch saftige Täler und fantastische Welten führt. Gerade nicht allzu sehr nach mir!

Außerdem schreibe ich es für meine Schwester, die nach all meinen seltsamen Phasen immer noch zu mir steht und mich immer noch

liebhat, die meine ersten Versuche, eine Geschichte in Worte zu fassen, durchgelesen und gespannt auf das nie geschriebene Ende gewartet hat. Danke dafür, dass du immer deine Duplos mit uns geteilt hast, obwohl wir unsere schon aufgegessen hatten. Hier ist endlich ein Buch mit Ende!

Es ist auch meinen beiden Freundinnen Rebecca und Deborah gewidmet, die zu meinen ersten Schwestern im Glauben gehören, die immer daran geglaubt haben, dass ich eines Tages eine Schriftstellerin sein werde. Ihr wart oft die einzigen Menschen, die mich nicht verurteilt haben und auch noch etwas Bewundernswertes in mir gesehen haben.

Ein großes Stück vom Herz dieses Buches gehört auch meiner Schwester Clara, die besser als die Meisten weiß, was Freundschaft bedeutet und wie es sich anfühlt, geliebte Menschen zu verlieren und bei hin und wieder gelbe Schmetterlinge im Leben landen.

Des Weiteren ist es gewidmet all den anderen wundervollen Freund/innen aus meiner früheren und meiner jetzigen Heimat: jede/r Einzelne von euch ist eine echte Persönlichkeit, die Stoff für mindestens einen Helden/eine Heldin hergeben würde. (Besonders danken möchte ich an dieser Stelle Lilo, die mich mit ihrem Gespräch im Kaffee sehr ermutigt hat, Jenny, die mich immer und überall ermutigt und allen anderen Ermutigern und Testleser/innen!) Aber wenn ich hier alle erwähnen würde, die mir wichtig sind, und denen ich gerne etwas widmen würde, wären die Widmungen ja nichts Besonderes mehr und auch nicht mehr viel wert. Deshalb hoffe ich, für euch noch viele andere Geschichten und Poetry Slams schreiben zu dürfen...

Und nicht zuletzt schreibe ich dieses Buch für alle Menschen, die auf der Suche sind, für alle, die in dieser Welt nach Geschichten suchen, welche, die einen entführen dorthin, wo Schönheit existiert und das Gute das Böse schon als winziger Funke weit überstrahlt. (Naja, zumindest habe ich es versucht, dieses Buch für euch zu schreiben...) Für alle, die sich mit den Personen identifizieren können, die sich nirgends passend fühlen und keinen haben, der sie wirklich versteht, für alle jungen Idealist*innen, für alle, die sich Sorgen machen um die Zukunft unserer Erde, die sich selbstlos für Menschlichkeit und Gerechtigkeit einsetzen wollen.

Ich bewundere euch! Bewahrt euch das! Aber schaut auch auf euch, dass niemand die Kraft aus euch herausaugt und euch auslaugt. Und achtet darauf, dass ihr niemals aufgrund von Verbitterung über das Leid in der Welt zu Menschen werdet, die Moral über Liebe stellen.

Ein Rätsel aus der Zwischenwelt

Durch den riesigen Nebel gibt es fünf Wege
Viele Seelen verirrt sich dort,
Und sie suchen und sie hungern nach einem anderen Ort,
Ihre Geister sind ruhelos, ewig müde und träge.

Fünf Tore, fünf Brücken zur anderen Welt,
Jedes von ihnen kennt einen Preis
Wanderer, der du so weit gereist,
Besiegst du die Macht, die dich hält?

Kannst du in dein Spiegelbild blicken,
Wäscht du ab, was deine Seele quält?
Springst du durch alles, was dich hält?

Besiegst du die Schatten, die dich bedrücken?

Selten hat ihn hier einer gefunden,

Erkennst du den Schlüssel zum fünften Tor?

Erkennst du die Heilung für all deine Wunden?

Wanderer, erkennst du den Ort, wo dein Herz sich verlor?

Ein Rätsel unbekannter Herkunft, etwa im späten 19. Jahrhundert aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt – von keinem großen Kenner der Dichtkunst. Aussage und Gegenstand des Gedichts sind unklar. Wahrscheinlich handelt es sich um den Inhalt eines sehr alten, schwer zu deutenden Volksliedes.

Gezeichnet: Dr. Prof. Lehmann.

Bardengesänge, Mittelalter, Sammlungen vergessener deutscher Lyrik, unterstes Fach, 2. Reihe von links, Staatsbibliothek Wien.

Prolog: Tunnelblicke

Er schwebte zwischen den schlafenden Körpern nach oben, ohne wirklich richtig bei Bewusstsein zu sein. Der Wind trieb ihn nach draußen. Benommen nahm er wahr, dass er soeben durch eine Wand hindurchschwebte und das eigentlich gar nicht sein konnte. Aber es war ihm egal. Er kämpfte noch immer mit der Verzweiflung in ihm. Da gab es etwas, was er um jeden Preis verhindern musste. Er wollte auf keinen Fall, dass es geschah. Aber er wusste nicht was das war... Im Moment wollte er nur weg von hier, von diesen Zimmern und Betten mit ihrer drückenden düsteren Stimmung. Durch den Nebel seiner Benommenheit zogen die Straßen einer Stadt an ihm vorbei. Es zog ihn in eine bestimmte Richtung. Er wusste nicht, wohin er schwebte. Aber es fühlte sich richtig an. Immer mehr versank er im Strudel des Vergessens, bis er überhaupt gar nichts mehr zu wissen glaubte. Das letzte, was er sah, bevor er alles verlor, war das Gesicht eines Mädchens. Sie hatte lange braune Haare, die ihr strubbelig vom Kopf abstanden. Er kannte sie irgendwoher. Ihre Augen bohrten sich

in seine. Grüne Augen mit einem ungewöhnlich intensiven Blick. Es war ihm, als läge da ein Kuss zwischen seinen Lippen. Ein bedeutender Kuss. Aber er konnte ihn nicht fassen. Und dann war alles weg.

Als er zu sich kam, schwebte er durch ein dunkles Zimmer. Es hatte einen Boden aus weichbraunem Parkett. Darüber musste früher mal ein Teppich gelegen haben, denn eine viereckige Stelle am Boden war sichtbar weniger ausgebleicht als der Rest. Aber jetzt war es völlig leer. An der Wand rechts von ihm ragte noch ein alter Schrank fast bis zur Zimmerdecke. Aber wie er feststellte, als er hineinschwebte, war auch der leer.

Es kam ihm nicht seltsam vor, dass er schweben konnte. In dem Moment, als er das Zimmer gesehen hatte, war ihm schon klar gewesen, dass er keinen Körper hatte. Er musste so eine Art Geist sein. Aber mehr wusste er nicht über sich. Es dauerte eine Weile, bis ihm das bewusst wurde. Er hatte keine Ahnung, wie er überhaupt hierhergekommen war. Es war so, als sei er gerade geboren worden. Aber er wusste, dass das nicht stimmte. Neu Geborene kannten keine Sprache, sie wussten nichts über die Welt. Er wusste viel über die Welt. Nur über sich wusste er nichts. Hier wollte er jedenfalls nicht bleiben. Hier war es viel zu düster. Er schwebte nach draußen und stellte fest, dass es gerade Tag geworden war. Die Häuser um ihn herum hatten große Gärten, es war auch ein Schrebergarten dabei. Weil er nicht wusste, wo er hin schweben sollte, versuchte er es zuerst einmal mit oben. Es war wundervoll, sich so durch die Lüfte schwingen zu können! Dabei stellte er fest, dass es keine Grenzen für ihn gab. Eigentlich hatte er sich nur die Stadt von oben ansehen wollen. Sie war riesig. Sie zog sich kilometerweit in die Breite, an einem großen Fluss entlang, der das Morgenrot spiegelte. Hunderte Fenster, Millionen von Lichtern und Autoketten, die wie Insekten durch die Straßen zogen. Tausende Gebäude ragten fast bis in die

Wolken. Aber ihm lagen sie zu Füßen. Er könnte vom einen zum anderen hüpfen, ohne dass ihn irgendetwas aufhalten würde... Nach einer Weile merkte er, dass er noch höher schweben konnte. Und noch höher. Bis er die allerhöchsten Gipfel der weißen Wolkenberge von oben sah. Er hätte gedacht, jetzt sei er langsam bis an das Ende gelangt. Aber selbst dort hielt ihn nichts. Er konnte so schnell schweben, dass er sich sicher war, heute am Vormittag noch den Mond besuchen zu können. Und bis heute Nachmittag könnte er den Mars erreichen. Die Kälte hier oben schien ihm nichts anhaben zu können. Er fühlte sie, aber sie gelangte nicht zu ihm. Er könnte sogar durch die Sonne schweben, wenn er wollte. Langsam sah er den gesamten Erdball als Kugel vor sich. Ein atemberaubender Anblick! Ohne seinen Körper schien er keine physikalischen Grenzen zu kennen. Er brauchte es nur zu denken und schon schwebte er zehnmal so schnell durch die Luft wie vorher. Es vergingen kaum ein paar Sekunden, da war die Erde nur noch der Kopf einer Stecknadel vor ihm und der Mond nahe genug, um ihn berühren zu können, hätte er ihn berühren können. Er flog durch die Sonne, er besuchte alle Planeten des Sonnensystems, er verließ die Galaxie und schwebte um tausende Sterne herum in nur wenigen Minuten. Es machte ihm einen riesen Spaß. Aber als er nur eine Sekunde innehielt, um sich nach seiner Heimat umzusehen, bemerkte er auf einmal, wie still das Weltall war. Nicht nur von Geräuschen. Vor allem von Leben. Hier war nichts - nichts als das Gefühl einer riesigen Ehrfurcht vor dieser Größe und Schönheit. Und er begann sich zu fragen, wie viele Geister sich schon hier oben verloren hatten und nie mehr zurückgekehrt waren... Bei diesem Gedanken ergriff ihn plötzlich eine unheimliche Furcht. Und er begann mit einer solchen Geschwindigkeit durch das Weltall zu rasen, zurück Richtung Erde, dass er neben sich das kriechende Licht beobachten konnte, welches er mit der fünfzigfachen Geschwindigkeit überholte. Eigentlich konnte man nicht bestimmen,

mit welcher Geschwindigkeit er flog. Er war kein physikalisches Element dieser Welt und so etwas wie Geschwindigkeiten gab es für ihn nicht. Dazu hätte er sich zu den Dingen um sich herum (falls man Himmelskörper als Dinge bezeichnen konnte) in irgendeiner Weise verhalten müssen und sie sich zu ihm. Aber solche Gedankengänge überlassen wir den Physikern und den großen Philosophen in unseren Köpfen. Ich bin Literatin und meine Aufgabe ist es, zu beschreiben, was er sah. Und er sah, wie das Licht neben ihm versuchte, mit ihm Schritt zu halten, als es dieselbe Bahn entlang kroch. Er sah die Enden der Strahlen sich unendlich langsam bewegen. Aber dann war er schon wieder Millionen von Meilen weit weg.

Die Sonne war kaum über der Stadt aufgegangen, als er wieder, nahe wie der Wind, über ihre Dächer schwebte. Man konnte nicht sagen, ob denn wirklich Zeit vergangen war. Er fragte sich, ob es so etwas wie Zeit für ihn überhaupt gab. Während er darüber nachdachte, kam ihm der Gedanke, dass er auf seiner Reise die Zeit selbst überholt haben musste.

Wieder zurück, hier unten angekommen, fühlte er sich, als hätte er nun alles von der Welt gesehen. Was er hier unten auf diesem kleinen Planeten sehen würde, wie groß es in den Augen der Menschen auch war, es würde ihn nicht mehr beeindrucken können.

Und so begann er sein Leben zwischen den Welten.

Teil 1 – Ein Freund



Kapitel 1: Schlimmer kanns nicht werden...

Ich stand vor dem Spiegel und seufzte. Manchmal wünschte ich mir, ich hätte den Mut, mir Rasterlocken zu machen. Dann würden meine Haare zumindest nicht nach allen Richtungen absteigen. Aber ich hatte absolut keine Lust, noch mehr aufzufallen.

Ein Mädchen drängte sich an mir vorbei zur Toilettentür (und erinnerte mich unsanft daran, dass ich hier nicht alleine in meinem Zimmer war, sondern in der grausamen Realität des Schulalltags, von

Raubtieren umzingelt in einem grauen Kasten gefangen und gezwungen, um mein Überleben zu kämpfen). Meine Schwester neben mir stieß mir mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Träumst du schon wieder, Ya?“ Sie verdrehte die Augen.

Eigentlich hieß ich Yara und es wäre mir lieber, sie würde mich auch so nennen. Mein Name war eines der wenigen Dinge, die ich an mir mochte. Meine Großmutter hatte ihn ausgesucht, weil sich meine Eltern bei meiner Geburt nicht hatten einigen können.

„Kannst du Manuela die Mascara zurückgeben, die sie mir geliehen hat?“

Ich schüttelte den Kopf. Manuela war ein Mädchen aus meiner Klasse.

„Du traust dich nicht, mit ihr zu reden, oder?“

„Ich muss jetzt zum Unterricht“, sagte ich mürrisch.

Ich gab es nicht gerne zu, aber sie hatte recht. Ich traute mich wirklich nicht, mit ihr zu reden. Überhaupt traute ich mich nicht, jemals mit irgendwem zu reden.

„Willst du dich nicht wenigstens noch mal kämmen? Das ist echt peinlich, Ya.“

„Ich wünsch dir nen schönen Tag, Jay“, murmelte ich und drückte die Tür auf.

„Ja, du mich auch!“, rief meine Schwester mir wütend nach.

Als die Tür hinter mir zufiel, seufzte ich noch einmal. Englisch. Nicht unbedingt mein Lieblingsfach. Ich hastete durch die Flure, um ja nicht zu spät zu kommen. Aber ich konnte mich nicht dagegen wehren, mich ein paarmal umzusehen. Es war wieder da. Das seltsame Gefühl, dass mich jemand beobachtete.

„So. What is the song ‚a ribbon‘ about. Yara?“

Ich hob den Kopf von meiner uneleganten Buntstiftzeichnung erst, als ich bemerkte, dass alle mich anstarrten.

Stumm sah ich zu Frau Rottmeier nach vorne. Und sie sah zu mir.

„Äh...“, brachte ich nach einer halben Minute endlich hervor. Und mir wurde fast schlecht dabei.

„What is the song ‚a ribbon‘ about.“

Sie klang zunehmend streng. Kein gutes Zeichen.

A ribbon. War das das Gesäusel, das durch mein Unterbewusstsein sprang, so, als hätten wir es gerade angehört?

Ich hatte nur noch eine Zeile davon im Kopf. Die lautete: „I wanna dance with you.“ Sehr hilfreich...

„Äh“, widerholte ich geistreich. Und mir wurde noch schlechter (so sehr, dass mir die grammatikalische Unrichtigkeit dieses Satzes vollkommen egal war).

Wäre das hier ein Aufsatz, hätte ich jetzt ausschweifend improvisieren können. Aber leider kam nichts davon aus meinem Mund heraus. Leider saß ich hier wie ein besonders ungesprächiger Fisch und ähte unter den Blicken der ganzen Klasse und dem ernsten Blick der Lehrerin vor mich hin.

Und unter einem weiteren, unsichtbaren Blick, der mich von der Seite anblickte, welchen ich mir nicht ganz erklären konnte und welcher mich zusätzlich verunsichert hätte, wäre das noch möglich gewesen. Irgendwann gab mich Frau Rottmeier gottseidank auf. Sie streifte mich mit einem letzten eisigen Blick, aber akzeptierte wohl endlich, dass ich nie zu den aktiven Teilnehmern ihres Unterrichts gehören würde. Auch der Rest der Klasse wandte sich schnell wieder den interessanteren Teilen der Welt zu und vergaß mich. Ein wenig Getuschel blieb noch an mir hängen. Es verfolgte mich, als ich das Klassenzimmer verließ. Ich bog so schnell wie möglich um die Ecke und eilte Richtung Mensa. Da war ich dann wieder komplett unsichtbar. Was mich freute.

Dachte ich zumindest.

Ich aß meinen mitgebrachten Salat und redete mir ein, dass der Rest des Tages ja nicht mehr viel schlimmer werden konnte.

Damit lag ich allerdings falsch. In Geschichte hatte sich Herr Krausewich aus irgendeinem Grund vorgenommen, mich zum zweiten Mal in diesem Halbjahr auszufragen. Womit ich absolut nicht gerechnet hatte.

Eine durch die letzten drei Jahre hindurch angefertigte Statistik bewies eindeutig, dass dies eigentlich nie vorkam. Außer man war bei der letzten Ex nicht anwesend gewesen oder hatte den Unterricht besonders gestört. Keines von beidem war bei mir der Fall.

Deshalb stand ich auch entsprechend unvorbereitet vor der Klasse und hoffte, dass es schnell vorüberging. Und dass die anderen den Stoff so langweilig fanden, dass sie überhaupt nicht mitbekommen würden, was hier vorne geschah.

Leider starrten sie mich schon wieder an. Zum ersten Mal wäre ich froh gewesen, hätten sie auf ihren Handys herumgetippt.

Herr Krausewich blätterte stundenlang in seinen Unterlagen herum. Ich wartete geduldig auf das Ende meiner Gnadenfrist.

Dann sah er auf. Jetzt ging es los. Meine Hände hatten vorsichtshalber schon mal angefangen mit dem Schwitzen. Ich versuchte, mich auf seinen faszinierenden Schnurrbart und die kleine, runde Brille zu konzentrieren.

„Erzähl uns doch mal...“

Mein Herzschlag verdoppelte seine Geschwindigkeit. Plötzlich hatte ich keine Ahnung mehr, worüber wir letzte Stunde geredet hatten...

Die ganze Klasse musste mir im Gesicht ansehen, dass das hier gleich eine Katastrophe werden würde. Denn die Ahnungslosigkeit stand mit in Fettschrift über die Stirn geschrieben.

Aber auf einmal passierte etwas. Etwas ziemlich Ungewöhnliches.

Der Blätterstapel neben dem Pult, der mit Herrn Krausewichs Unterlagen - bewegte sich. Zuerst nur ein wenig. Dann wehte er in alle Richtungen davon, als hätte ein Windstoß erfasst.

Leonie und Manuela aus der ersten Reihe hasteten sofort hinterher und versuchten, sie alle aufzusammeln. Herr Krausewich sah erstaunt

auf. Sein Schnurrbart zuckte ein wenig. Er sah sich um, ob irgendwo ein Luftstoß hätte herkommen können. Aber wie ich mich bereits vergewissert hatte, war nicht mal eines der Fenster gekippt.

„Was war das?“, fragte er misstrauisch. Als hätte einer der Schüler den Stapel umgestoßen, um ihm einen Streich zu spielen. Dann sah er mich durch zusammengekniffene Augen hindurch an. Ich blickte zu Boden.

Es dauerte fünf Minuten, bis die Blätter wieder ein Stapel waren. Und Mr. Schnauzer verbrachte nochmal zehn Minuten damit, sie wieder so zu ordnen, dass sie in der richtigen Reihenfolge waren. Ohne seine Blätter hatte er genauso wenig Ahnung von seinem Unterricht wie ich. Dann sah er wieder auf. Mich hatte er offensichtlich wieder vergessen. Er rückte seine Brille zurecht und begann mit dem Unterricht. Ich konnte mein Glück kaum fassen. Möglichst leise, vorsichtig, Schritt für Schritt ging ich rückwärts zu meinem Platz zurück.

Nein, eigentlich konnte ich mein Glück überhaupt nicht fassen. Was zum Birnbaum war da passiert?

Und drängender als je zuvor hatte ich das Gefühl, dass mich da irgendjemand ansah. Ziemlich direkt ansah.

Schlimmer kann der Tag nicht werden – der Gedanke von heute Morgen kam mir langsam sehr naiv vor.

Er wurde mit jeder Sekunde schlimmer. Eigentlich hätte es mich nicht überraschen sollen, dass ich laute Stimmen hörte, als ich nach Hause kam. Es war selten, dass ich mal keine lauten Stimmen hörte, wenn ich nach Hause kam. Außer Mama war in der Arbeit. Dann fing es erst abends an. Abends konnte man sich dann viel leichter in seinem Zimmer verriegeln als mittags. Da musste man dafür erst mal durch die Küche, wo dann verlangt wurde, dass man zum Mittagessen gleich dortblieb und sich das Gezeter mitanhörte. Ich blieb vor der Wohnungstür stehen und wäre am liebsten wieder umgekehrt.

„Du gehst vor“, befahl Jael und stieß mich auf die Tür zu.

Als ich innerlich taub genug war, drückte ich die Klinke und schob mich unauffällig nach innen.

Niemand beachtete uns. Die beiden schienen zu sehr mit ihrem Streit beschäftigt.

Ich glaube, wenn unsere Nachbarn nicht zur Hälfte schwerhörig und zur anderen Hälfte noch lauter als wir wären, hätte man uns längst angezeigt. „Das kannst du nicht machen!“, rief meine Mutter verzweifelt. Sie war eine relativ große, hagere Frau, die immer ziemlich blass aussah. Der leere Blick in ihren Augen konnte einem manchmal ein wenig Angst einjagen, aber wir waren das gewohnt. Mein Vater stand mit dem Rücken zu uns vor ihr und versperrte ihr die Sicht auf uns. Sein Rücken war ziemlich breit. Trotzdem sahen wir die Bierflasche in seiner Hand.

„Ich kann mit dem Geld machen was ich will. Schließlich bin ich der Mann hier im Haus!“, brüllte er.

Mein Magen zog sich vor Zorn zusammen. Es ging wieder um die Aktien, die mein Vater kaufen wollte. Das war so unfair! Meine Mutter arbeitete sich jeden Tag kaputt, weil er den ganzen Tag in Bars saß oder auf dem Sofa. Und trotzdem hielt er sich aus irgendeinem Grund für berechtigt, das Geld für seine Zwecke auszugeben. Am liebsten hätte ich ihn angeschrien. Aber ich wusste aus Erfahrung, dass das nichts brachte.

Meine Schwester und ich schlüpfen in unsere Zimmer.

Meines war halb so groß wie ihres, dafür hatte es einen schönen Ausblick auf die umliegenden Gärten – das größte Stück Natur, das ich bisher in dieser Stadt entdeckt hatte, seit wir vor eineinhalb Jahren hergezogen waren. Ich schloss leise die Tür hinter mir und warf mich aufs Bett. Die Augen zur Decke gerichtet versuchte ich, nichts zu fühlen. So starrte ich eine halbe Stunde lang vor mich hin.

Irgendwann bemerkte ich, dass aus dem Zimmer neben mir laute Musik kam. Die Bässe pochten so laut, dass sogar mein Bett vibrierte.

„Mach das aus!“, rief meine Mutter erschöpft aus der Küche. Und dann leiser: „Bitte.“

Die Zimmertür neben mir wurde mit einem lauten Knall zugeschlagen.

„Was machst du?“, hörte ich meine Mama sagen.

„Ich geh zu meinem Freund“, antwortete meine Schwester.

Ich presste mein Kissen fester über mein Ohr und einen Moment lang hatte ich das Gefühl, mir würden gleich die Tränen kommen.

Es dauerte eine Weile, bis ich verstand, wieso mich der letzte Satz so getroffen hatte.

Zu meinem Freund. Der Satz wiederholte sich leise immer wieder zwischen meinen dumpfen Herzsclagen.

Eine Sehnsucht hatte sich durch mein auf taub gestelltes Herz in mich hinein gegraben.

Zu meinem Freund. Ein Freund. Ich hatte keinen einzigen Freund.

Und gerade im Moment wünschte ich mir nichts mehr als das. Einen Freund.

Irgendwen. Es musste nicht mal wirklich ein Freund sein, mit dem man sich datete oder so. Einfach jemand, mit dem ich reden konnte, jemand, der auf meiner Seite war, das würde vollkommen reichen.

Als ich wieder die Kraft hatte, mein Bett zu verlassen, öffnete ich das Fenster und setzte mich vorsichtig auf den Fensterrahmen. Draußen war es schon halb dunkel geworden, so, dass man noch gut sehen konnte, aber selbst nicht mehr unbedingt gesehen wurde zwischen den Schatten der Dämmerung.

Ein paar Minuten saß ich da bewegungslos herum, ließ meine Beine baumeln starrte in den Garten hinunter. Da landete ein kleiner, gelber Schmetterling direkt auf meinem Finger. Ich blickte überrascht auf ihn herab. Er bannte meine Aufmerksamkeit vollkommen, weil er so fröhlich und lebendig schien, dass er in mein düsteres Leben, in dieses dunkle Haus, so überhaupt nicht hineinzupassen schien. Aber da saß

er, mitten auf meiner Hand, als wollte er mir sagen: Warte ab, das Leben wird wieder schöner werden. Einige Sekunden später flatterte er dann davon.

Direkt unter meinem Fenster stand ein Apfelbaum aus dem Garten unseres Nachbarn. Ich hatte ihn noch nie zu Gesicht bekommen (den Nachbarn meine ich, nicht den Apfelbaum, das wäre auch ziemlich seltsam, wo er ja direkt unter meinem Fenster stand...) und ich hoffte fest, dass er mich auch noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Denn seit ich entdeckt hatte, dass das der einzige Weg war, relativ unbemerkt aus dem Haus und wieder rein zu kommen, hatte ich ihn (also den Baum, nicht den Nachbarn, das wäre auch ziemlich seltsam, wo ich ihn ja noch nie gesehen hatte... und auch sonst irgendwie) als Trittleiter nach draußen benutzt. Es war nicht ganz einfach und auch ziemlich umständlich, aber man wurde eben erfinderisch, wenn man die Wahl zwischen streitenden Eltern, einem staubigen Zimmer und ein paar Schürfwunden hatte (die Schürfwunden waren deutlich am angenehmsten). Ich setzte die Sohle meines Sockens auf die Spitze des höchsten Astes und rutschte ein wenig weiter nach vorne. Dann tastete ich mit meinem Fuß den Ast entlang, bis ich an einer Stelle angelangt war, die dick genug war, um mich ein paar Sekunden lang zu tragen. Ich rutschte noch weiter hinunter, die Finger am Fensterrahmen und setzte den zweiten Fuß auf dem Ast ab.

Anschließend verlagerte ich mein Gewicht ganz auf den ersten Fuß, um mir möglichst schnell einen Weg durch das Gestrüpp aus Zweigen nach weiter unten zu bahnen. Damit war das Schwierigste überstanden. Wir wohnten im zweiten Stock, der Sprung zum Boden war deshalb nur noch eineinhalb Meter weit. Ich ließ mich ins Gras gleiten, wobei ich mir einen relativ überreif aussehenden Apfel mitnahm. Dabei hatte ich ein bisschen ein schlechtes Gewissen. Meine Oma war immer sehr dagegen gewesen, etwas von dem zu nehmen, was Anderen gehört. Aber ich hatte ja extra einen genommen, der so aussah, als würde ihn außer mir eh niemand mehr

essen wollen. Und ich war mir nicht sicher, ob der Nachbar überhaupt jemals seine Äpfel erntete. Oder ob er existierte... Aber ich verbrachte keine Zeit damit, mir sein Haus anzusehen und das herauszufinden. Ich wollte so schnell wie möglich wieder auf neutrales Gelände, bevor mich doch noch jemand entdeckte. Mit schnellen Schritten sprang ich über den Gartenzaun. Der nächste Garten war ein leerstehender Schrebergarten mit einer kleinen Scheune, von dem ich wusste, dass sich im Moment niemand für ihn interessierte. Und dann, ein paar Straßenecken weiter, lag mein Lieblingsplatz in der ganzen Stadt. Oder der einzige schöne Ort...

Es war nichts im Vergleich zu dem Dorf, in dem ich zur Grundschule gegangen war. Nichts im Vergleich zu langen Spaziergängen an Maisfeldern vorbei oder zu Bäumen, die man als Brücke über einen Fluss benutzen konnte. Nichts gegen schattiges Gebüsch, in dem man Schlangenhäute finden und essbare Beeren pflücken konnte.

Es war laut, es stank und es sah auch nicht unbedingt schön aus dort. Aber ich hatte meine Ruhe. An ein paar Inlineskatern vorbei schob ich mich auf die durch Efeugestrüpp verborgene quadratische Holztür zu, hob den Riegel nach oben und zwängte mich hindurch.

Jetzt war ich in Sicherheit vor neugierigen Blicken. Hier hatte man Ausblick über kilometerweise Autobahn. Es war nur eine ein Meter breite Sitzfläche, aber auf der morschen Holzpalette und dem Efeu saß man eigentlich relativ bequem. Wenn man ein paar Zigarettentummel und Bierdeckel ignorierte, die hier irgendjemand mal hinterlassen hatte. Außerdem war es das perfekte Versteck für Apfelringe, Nüsse, Schokoreißwaffeln und Bücher. Hier konnte ich mich endlos zwischen Geschichten über abenteuerliche Leben von mutigen Helden vergraben und dabei mein eigenes armseliges Leben komplett vergessen, ohne darüber nachdenken zu müssen, wie ängstlich ich selber war.

Aber plötzlich riss mich etwas abrupt aus meinem Buch heraus. Ein Rascheln. Direkt neben mir. Ich zuckte so fest zusammen, dass meine Kekse fast runtergefallen wären.

Was war das? Mit aufgerissenen Augen betrachtete ich die Stelle. Das war doch nicht normal! War das ein Tier gewesen? Ich hatte hier oben noch nie ein Tier gesehen. Plötzlich war mir diese Stelle nicht mehr so ganz geheuer. Wieder war mir so, als würde mich jemand beobachten. So schnell ich konnte, verstaute ich die Bücher wieder unter dem Efeu und stolperte zurück durch die Tür nach draußen. Ein altes Ehepaar hielt inne und starrte mich an. Mist. Normalerweise kontrollierte ich vorher, ob die Luft rein war. Aber gerade war es mir egal. Ich wollte so schnell wie möglich zurück nach Hause.

Am liebsten dorthin, wo wirklich mein Zuhause war. Zwischen den Felsen und Bergen, zuhause in Wilderndorf. Zu Matti und Tante Lisa auf den Bauernhof.

Ich fühlte mich auf einmal extrem leer und verloren hier.

Diese Nacht konnte ich kaum schlafen. Den ganzen Weg nach Hause über hatte ich mich ständig umgesehen. Als ich den Apfelbaum nach oben geklettert war, hatten meine Hände so stark gezittert, dass ein Zweig ziemlich laut gegen meine Fensterscheibe geschlagen war. Einmal hatte ich gemeint, tatsächlich etwas gesehen zu haben. Etwas Helles, das durch den Garten flog. Aber wahrscheinlich war es nur ein Strahl Mondlicht gewesen, der sich in irgendwas gespiegelt hatte. Oder ein Autoscheinwerfer. Hoffte ich zumindest. Im Moment war mir gar nichts mehr geheuer...

Alleine im Dunkeln zu liegen war am Schlimmsten von Allem. Als kleines Kind hatte man sich im Bett noch gut vor Monstern verstecken können. Man hatte geglaubt, die Wärme der Decke würde einen vor allem beschützen. Aber diese Illusion hatte mir das Leben leider schon vor langer Zeit geraubt. Eine Bettdecke konnte einen noch nicht mal vor dem Lärm eines Streits abschirmen.

Bevor ich die Augen schloss, betete ich abends immer. Das war mein Ritual. Ich war mir nicht wirklich sicher, ob ich wirklich an Gott glaubte. Aber meine Oma hatte immer fest an ihn geglaubt. Und sie hatte jeden Abend mit mir gebetet. Ich hatte das Gefühl, wenn ich irgendwann damit aufhören würde, würde ich sie endgültig gehen lassen. Und das konnte ich nicht. Manchmal waren die Erinnerungen an meine Oma und mein Zuhause in Wildersdorf das Einzige, was mir hier in der Großstadt Halt gab.

Außerdem fühlte ich mich immer ein bisschen ruhiger, wenn ich betete.

Dieses Mal meinte ich wirklich jedes Wort, das ich sagte:

"Gott, wenn es dich wirklich gibt, beschütze mich bitte vor dem, was immer da draußen ist." Ich überlegte ein paar Sekunden lang. Dann fügte ich noch, aus ganzem Herzen, hinzu: "Und bitte, bitte schenk mir einen Freund. Irgendwen."

Einen Augenblick lang war meine Angst nicht mehr ganz so stark. Und es fühlte sich für den Bruchteil einer Sekunde so an, als hätte ich schon einen Freund. Einen unsichtbaren. Direkt in meiner Nähe. Aber ich war zu müde, um darüber nachzudenken.

Kapitel 2: Spiegelblicke

Gespannt stand er vor dem Spiegel und wartete. Heute war der große Tag. Kaum zu glauben, dass er auf diese Idee nicht schon viel früher gekommen war. Mit leuchtenden Augen wartete er auf den ersten Strahl. Jetzt würde er sich endlich mal richtig sehen können.

Am Anfang war es ziemlich spannend gewesen, unsichtbar zu sein. Man konnte die Leute bei allem Möglichen beobachten. Man konnte perfekt Menschen Streiche spielen. Er konnte tun und lassen, was er wollte, ohne dass ihn die Schwerkraft, ein Mensch oder räumliche Beschränkungen hätten hindern können. Er konnte zu einem Plausch bei Geistern aus dem 15. Jahrhundert vorbeischaun und sich über

ihre Abenteuer als durchsichtiger Passagier bei den Seefahrern großer Schlachten unterhalten (das Leben in der heutigen Zeit schien ihm vergleichsweise extrem langweilig und er wünschte sich, er könne als Schiffsgeselle mit einer dieser Erinnerungen im Segel mit wehen).

Aber langsam vermisste er es, irgendetwas fühlen zu können. Das Gras in seinen Fingern, den Wind in seinem Gesicht. Das Brummen des Motors zwischen seinen Beinen. Er musste früher Motorrad gefahren sein, denn an dieses Gefühl erinnerte er sich genau.

Außerdem nagte immer dieselben Fragen unnachgiebig an ihm. Wo kam er her? Wie war er hier gelandet? Wer war er? Wie lautete sein Name? Hatte er eine Familie zurückgelassen? Wie hatte er gelebt? Hatte er gelebt?

Eine von ihnen würde er vielleicht heute beantworten können: Wie sah er aus?

Neugierig beobachtete er den Spiegel. Noch war nichts zu sehen außer den verstaubten Kartons hinter ihm. Nachdem gestern in einer Pfütze sein Spiegelbild aufgeblitzt war und er herausgefunden hatte, dass er eines hatte, wenn das Mondlicht ihn streifte, hatte er es kaum abwarten können, diesen Versuch zu wagen. Schade, dass er keine Farben sehen würde können. Ob er groß war? Ob er sich sein Alter ansehen können würde? Zu alt konnte er nicht sein, das fühlte er. Aber woran war er dann gestorben? Oder wurde man jünger, wenn man ein Geist wurde? Wieso war ausgerechnet er ein Geist geworden?

Hoffentlich sah er irgendwie cool aus. Bestimmt hatte er lange Haare. Er musste lange Haare haben. Ob er Kleidung trug? Natürlich trug er welche. Alle Geister, die er bisher gesehen hatte, trugen Kleidung. Es sei denn, er war vielleicht nur in einem Krankenhauskittel gestorben. Hätte er einen Körper gehabt, hätte ihn diese Vorstellung kräftig geschüttelt. Es wäre seltsam, wenn er hier jetzt nackt vor dem Spiegel stehen würde. In diesem Fall könnte er nie mehr ins Mondlicht treten und würde nachts nur noch durch die Schatten von Häusern streifen.

Aufgeregt schwebte er hin und her. Hoffentlich war der Mond heute wieder so hell wie gestern.

Nach einer Weile setzte er sich auf einen der Umzugskartons. Nicht weil er müde war, sondern einfach aus Gewohnheit.

Wenn man als Geist müde wurde, war das ziemlich unangenehm. Man konnte sich nämlich nicht ausruhen. Nirgends gab es wirklich Ruhe für einen müden Geist. Das war eines der anstrengendsten Sachen daran, nur noch halb lebendig zu sein. Nie schlafen zu können.

Nirgendwo Frieden zu finden. Meist saß er dann stundenlang mit leerem Blick in einer ebenso leeren U-Bahn herum und wartete, bis es halbwegs vorbeiging. Aber ganz wurde er die Müdigkeit nie mehr los.

Andere Geister hatten berichtet, dass es schlimmer wurde, je länger man auf dieser Erde wandelte. Irgendwann wurde aus der Müdigkeit Rastlosigkeit. Und dann konnte man sich nirgendwo niederlassen. Er hatte schon einen alten Indianer auf der Durchreise getroffen, der eintausend Jahre alt war und behauptete, jedes Dorf der Erde besucht zu haben und jede Sprache der Welt zu sprechen und außerdem als geheimer Mittler für Geheimdienste zu arbeiten, den niemand je zu Gesicht bekommen hatte. Das war eine ziemlich krasse Begegnung gewesen. Der Indianer hatte demonstriert, wie er nach jahrelanger Übung seinen Geist so weit kontrollieren konnte, dass er sogar Stürme verursachen konnte. Das alte Fabrikgebäude hatte danach endlich mal nach einer richtigen Ruine ausgesehen. Allerdings sei er früher viel stärker gewesen, als er noch mehr seiner Kraft übriggehabt hatte. Der Indianer meinte auch, dass er das Mondlicht in sich aufbewahren konnte und tagsüber sichtbar sein konnte, wenn er wollte. Allerdings war der Geist sich nicht sicher, ob das wirklich stimmte.

Aber er hatte sich ein paar Tricks abgeschaut und konnte inzwischen auch einen ordentlichen Windstoß verursachen, wenn er wollte. Das war schon ein paar Mal wirklich nützlich gewesen.

Wenn ihn jemand gesehen hatte, hatte er ihn damit ablenken können. Einmal hatte ihn auch eine Bande von Kneipengeistern, ziemlich

düstere Gestalten, verfolgt, die er mit einer Staubwolke abhängen konnte.

Es dauerte noch etwa eine halbe Stunde, bis sich das Mondlicht endlich durch das Fenster wagte. Beim Anblick des ersten Strahls sprang er sofort auf, naja, bzw. er vollführte die gleitende Geistervariante von Aufspringen.

Und da stand er. Ungläubig betrachtete er den Jungen, den er da vor Augen hatte. Es war nur ein blasser, durchsichtiger, silbern schimmernder Geist von seinem wirklichen Aussehen. Aber das war mehr, als er die letzten Wochen über von sich selbst gehabt hatte. Der Junge vor ihm war jünger als er gedacht hatte. Oder zumindest wirkte er so. Er musste noch zur Schule gehen, in die elfte Klasse etwa. Seine Haare waren kurz, dafür aber ziemlich wild. Sie standen in alle Richtungen ab. Seine Augen blitzten. Das Mondlicht spiegelte sich stärker in ihnen, als an jeder anderen Körperstelle. Ansonsten war er eher so mittel groß. Aber man sah seiner Haltung an, dass er ein Mensch ohne Angst war. Er trug eine Lederjacke, bestimmt wäre sie schwarz, ein T-Shirt in irgendeiner mitteldunklen Farbe, viel benutzte Turnschuhe und eine ausgeleierte Jeans. Es dauerte Minuten, bis er sich vom Anblick der Fransen an den Hosenbeinen lösen konnte. Dann betrachtete er wieder sein Gesicht. Er versuchte, herauszufinden, ob es ihm irgendwie bekannt vorkam. Ob er sich erkennen und etwas in ihm klicken würde, wenn er es nur lang genug ansah, ob da irgendwas in ihm wäre, das sagen würde: Jap, das bin ich.

Wenn er ehrlich war, war das der Grund, wieso er so neugierig auf seinen Anblick gewesen war. Er hegte irgendwo in sich die Hoffnung, dass Erinnerungen bei dem Anblick hochkommen würden. Dass ihm sein Name einfiel oder irgendwas aus seinem Leben. Er musterte seine blassen Wangen. Er hätte nichts dagegen gehabt, dunkelhäutig zu sein. Oder ein japanischer Ninja oder so. Aber sein Gesicht sagte nicht viel über seine Herkunft aus. Überhaupt war es ein ziemlich

durchschnittliches Gesicht. Es sagte rein gar nichts aus. Es kam ihm nicht im Geringsten bekannt vor. Enttäuscht wandte er sich wieder ab. Sein letzter Hoffnungsfaden war zerrissen. Aber er wollte keine Zeit darauf verschwenden, traurig zu sein. Alle Gedanken an sein Aussehen beiseiteschiebend, schwebte er durch das Fenster nach draußen. Es war Vollmond. Die beste Zeit, um Abenteuer zu erleben. Die beste Zeit, um vor nachtaktiven Menschen davon zu schweben und Verbrecher bei ihren Taten ein bisschen zu verwirren... oder so viel Lärm zu machen, dass die Nachbarn die Polizei alarmierten. Und schon konnte ihn nichts mehr aufhalten...

Kapitel 3: Gestalt im Mondlicht

Wie jeden Morgen wäre ich am liebsten im Bett geblieben. Es gab nicht viel, was mich motivierte, aufzustehen. Außer die Konsequenzen, die drohten, wenn ich es nicht tat. Und ich wollte um jeden Preis Ärger mit meinen Eltern vermeiden. Mit meiner Mutter, weil sie schon genug Ärger hatte. Und mit meinem Vater, weil er fürchterlich schreien konnte. Und wenn das nichts half, dann auch Schlimmeres. Ich seufzte und warf die Bettdecke zur Seite. Ein weiterer endloser Tag hatte begonnen. Der 16. Juli, sagte mein Kalender. Außerdem gab er mir noch mit, dass wir den Wind nicht ändern können, aber doch immerhin die Segel anders setzen. Ich fühlte mich nicht so, als hätte ich so etwas wie Segel. Eher, als wäre ich eine hilflose Nusschale auf einem riesigen Meer. Gottseidank waren auch am Meer ab nächster Woche Sommerferien, wo sich dann die meisten der Wellen am Strand ausruhten und ich hier meine Ruhe hatte.

Die Kleidung von gestern lag noch so unordentlich auf dem Schreibtischstuhl, wie ich sie gestern hingeworfen hatte. Meine Panik am Abend kam mir jetzt völlig übertrieben vor. Nur wegen einem

Rascheln gleich so ängstlich zu sein... obwohl es schon seltsam war, dass ich ständig das Gefühl hatte, dass mich jemand ansah. Es wurde Zeit, was Frisches anzuziehen. Meine Schwester würde sicher die Augen verdrehen über mein heutiges Outfit. „Wer zur Hölle zieht sich einen Rock mit Blümchen zu einer karierten Bluse an?“, würde sie wahrscheinlich fragen. Tja. Ich. Sonst wahrscheinlich niemand unter 50. Schließlich hatte ich den Rock auch von meiner Oma geerbt. Er war mein Lieblingsrock. Die Bluse war von meiner Cousine Susi, die mit uns in Wildersdorf auf dem Bauernhof gelebt hatte. Susi konnte manchmal ziemlich pendantisch und ein bisschen nervig sein. Aber sie hielt genau wie ich nicht viel davon, sich ständig neue Klamotten zu kaufen und die alten zu entsorgen. Weshalb ich sie mir immer einen ganzen Schubladen voll vererbt hatte, wann immer sie sich neue kaufte. Darum war mein Kleiderschrank vollgestopft mit Blusen in Karomustern der verschiedensten Farben. Eigentlich war es schon viel zu warm für etwas Langärmliges, immerhin hatten wir Mitte Juli und es war nicht gerade der kühlfste Sommer. Aber viele andere Sachen hatte ich nicht im Schrank. Bei so vielen Blusen würde auch gar nichts hineinpassen, selbst wenn ich mir Sachen kaufen würde.

Entgegen meiner Erwartung verkniff sich meine Schwester in der U-Bahn einen Kommentar zu meinem Outfit. Naja, eigentlich hatte sie wohl eher keine Zeit. Sie war zu beschäftigt, Freundinnen auf Facebook zu stalken und Nachrichten zu beantworten. Ich saß neben ihr und versuchte, mich auf meine Geschichtsunterlagen zu konzentrieren. Eigentlich saß Jael nur neben mir, weil niemand, den wir kannten, dieselbe Strecke zur Schule fuhr. An jedem anderen Ort vermied sie es möglichst, mit mir gesehen zu werden. Als wir an unserer Haltestelle angekommen waren, warf sie ihren blassrosa Rucksack über die Schulter, fuhr sich durch ihre langen, blond gefärbten Haare und verschwand um die Ecke. Ich folgte ihr mit

etwa hundert Meter Abstand - und mit weit weniger Eifer, möglichst schnell in die Schule zu kommen.

Mein brauner Rucksack sah so aus, als hätte jemand auf ihm herumgesprungen und dann zusätzlich mit Schleifpapier poliert. Man sah die Ecken der Bücher, die den Stoff jeden Tag mehr ruinierten. Aber das war mir relativ egal. Es hielten mich eh alle für bescheuert. Wieso die Umwelt mit dem Kauf eines neuen belasten? So lange er noch hielt, würde ich ihn tragen. Bis zum bitteren Ende.

Da war es wieder. Dieses Gefühl, beobachtet zu werden. Nein, eher so, als würde mir jemand folgen.

Das war in einer U-Bahn-Station erstens nicht ungewöhnlich und zweitens bedenklich. Es gab schließlich genug Fälle, wo Männer Frauen hinter ein paar Mülltonnen gedrängt und ihnen dann schlimme Sachen angetan hatten. Deshalb beschloss ich, es diesmal nicht zu ignorieren, sondern mich vorsichtig umzudrehen. Die Station war fast leer. Nur vier Leute hielten sich hier auf, was ziemlich selten vorkam an dieser Haltestelle, selbst um diese Uhrzeit. Der einzige verdächtig wirkende war ein junger Mann, der mit seinem Handy spielte. Aber nachdem ich ihn ein paar Minuten unauffällig beobachtet hatte, schloss ich ihn auch aus. Schon deshalb, weil er dann in eine U-Bahn einstieg, ohne mich auch nur kurz anzusehen. Kopfschüttelnd wandte ich mich wieder zum Gehen.

Aber das Gefühl ließ mich nicht los. Es verfolgt mich bis zur Schule hoch. Einmal meinte ich, aus den Augenwinkeln einen Schatten zu sehen, aber es war nur eine Taube. Ich zuckte so heftig zusammen, dass sie mit lautem Gegurre wegflog. Noch heftiger zuckte ich zusammen, als ein Windstoß raschelnd durch den Baum neben mir fuhr.

Seltsam. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass es heute windig war.

Das war doch nicht mehr normal. Irgendetwas musste mit meinem Kopf schief laufen. Litt ich unter Verfolgungswahn? Oder war da am Ende wirklich jemand?

Plötzlich hatte ich es doch eilig, in der Schule anzukommen...

Es war ein vergleichsweise angenehm ereignisloser Tag. Niemand sprach mich an, niemand rief mich auf, in der Mensa ließen mich alle in Ruhe. Aber am Ende der letzten Stunde rempelte ich aus Versehen einen älteren Schüler an. Ich sah hoch und mein „Entschuldigung“ blieb mir im Hals stecken. Oh nein. Das war dieser düster blickende Junge, der immer eine Straßenecke von unserem Haus stand und rauchte. Er war bekannt dafür, dass er die Fünftklässler manchmal ziemlich herumschubste.

„Ey! Was soll das, Ökofreak?“, zischte er mit einem grimmigen Gesichtsausdruck.

Ich wich einen Schritt zurück. Ein Fehler. Damit zeigte man nur, dass man das perfekte Opfer war. Ich versuchte, mich zumindest aufrechter hinzustellen. Aber es machte scheinbar nicht viel Eindruck. Er trat nur noch näher an mich heran. Unangenehm nahe. Beängstigend nahe. So nahe, dass ich zum ersten Mal so richtig sein Gesicht unter der grauen Kapuze sehen und den Zigarettenrauch riechen konnte.

„Was das soll, habe ich gefragt.“

„Ähm... gar nichts“, murmelte ich leise.

„Dann halt gefälligst Sicherheitsabstand. Oder benutz zumindest ein Deo, bevor du mich anrempelst. Verstanden?“

Ich nickte. Er wandte sich ab. Ich ging eilig Richtung nächste Ecke. Aber dann hörte ich einen lauten Krach. Ich sah mich um. Der Kapuzentyp lag mit ausgestreckten Armen auf dem Boden. Um ihn herum verstreut lagen seine Schulsachen. Darunter auch einige weiße Pillen, die wild über den Boden kugelten. Oh, oh. So schnell ich konnte, rannte ich um die Ecke und hastete zur nächsten U-Bahn-Station. Auch wenn ich nichts dafür konnte: das gesehen zu haben,

könnte Übles bedeuten. Ich nahm mir vor, eine gewisse Straßenecke in nächster Zeit um jeden Preis zu meiden.

Der Rest des Tages verlief dafür wieder ebenso ruhig, wie sein Anfang. Als ich nach Hause kam, schlief mein Vater. Was meistens ein paar Stunden Frieden im Haus bedeutete. Auch wenn wir alle wussten, dass es der Alkohol war, der ihn um diese Tageszeit einschlafen ließ. Jael, Mama und ich aßen zusammen Mittagessen (Spinatlasagne) und es schmeckte so gut wie schon lange nicht mehr. Danach spielten meine Schwester mit mir sogar eine Runde Uno. Das hatten wir mindestens ein dreiviertel Jahr lang nicht mehr getan. Sie ruinierte es aber wieder ein wenig, als sie mich auf den Fleck auf meiner Bluse hinwies.

„Boah, Yara. Kannst du nicht einmal aufpassen beim Essen? Obwohl das Oberteil ohne Fleck auch nicht besser aussah. Lass mich raten, gekauft auf Blusen-Suse.de?“

„Weißt du, wie viel Wasser bei der Produktion von Kleidung verbraucht wird?“

„Achthundert. Das hast du mir schon mindestens zehntausendmal gesagt. Kein Grund, nicht mal die paar Liter zu verwenden, die das Waschen verbrauchen würde.“

Ich verkniff mir eine Rede darüber, wie viel Wasser die Waschmaschine tatsächlich brauchte (von den umweltschädlichen Waschmitteln, die wir benutzten, mal abgesehen), obwohl sie auf meinen Lippen brannte.

„Achttausend“, verbesserte ich sie stattdessen. „Von den ungerechten Arbeitsbedingungen und anderen Umweltfolgen ganz zu schweigen.“

„Man, Ya, wir leben nicht mehr auf dem Land. Hier ist ein normales Aussehen eben wichtig. Find dich mal damit ab. So wirst du nie irgendwen finden, der mit dir reden will.“

Sie stand auf und ging in ihr Zimmer.

Meine Mutter seufzte. Sie seufzte mindestens doppelt so oft wie ich und das will was heißen. Eigentlich seufzte sie den ganzen Tag lang. Sie seufzte, wenn mein Vater die nächste Bierflasche öffnete, sie seufzte, wenn wir kein Kleingeld mehr im Schrank hatten, sie seufzte, wenn sie die Steuererklärung machte und sie seufzte, wenn sie unsere Socken vom Boden einsammelte.

Mit einer Hand rührte sie in einem Kuchenteig herum. Mit der anderen strich sie mir durch die Haare.

„Geht es dir gut, Yara?“

Ich nickte. Nie im Leben hätte ich sie mit meinen Problemen belastet. Schon gar nicht, wenn es um einen Verfolgungswahn ging.

Am Nachmittag stellte ich mich dem vernachlässigten Stapel von Hausaufgaben auf meinem Schreibtisch. Danach ging ich sofort ins Bett. Vielleicht würde ja ein wenig Schlaf mich beruhigen. Aber mitten in der Nacht wachte ich plötzlich auf. Ich hatte ein Geräusch gehört. Nein, kein wirkliches Geräusch. Es war eher eine Art... Atmen. Mit einem Schlag lag ich hellwach in meinem Bett. Ich hielt die Augen geschlossen und bewegte mich nicht. Da war es wieder. Ein leises Atmen, das klang wie der Wind, der durch die Blätter eines Baumes fuhr. Nur, dass es sich direkt in meinem Zimmer befand.

Ich öffnete die Augen vorsichtig, nur einen winzigen Spalt weit. Was war das?

Und dann sah ich ihn. Im Mondlicht stand, nein, schwebte ein Junge vor meinem Bett. Er hatte kurze Haare, trug eine ausgefrante Jeans und sah sich neugierig in meinem Zimmer um. Einmal huschte sein Blick kurz zu mir. Vor Schreck drückte ich die Augen fest zu und wagte erst ein paar Sekunden später, sie wieder zu öffnen. Diesmal ein kleines bisschen weiter. Er war immer noch da. Schimmernd weißlich bis silbern, wie das Mondlicht selbst. Durchsichtig und farblos. Das musste ein Geist sein. Anders war das nicht zu erklären.

Meinem Verstand war das sofort klar. Aber der Rest von mir brauchte noch eine Weile, um das zu verarbeiten. Ich versuchte, ihn für einen Traum zu halten. Aber dafür leuchtete er zu hell, waren seine Umrisse zu klar und die Details an ihm zu deutlich zu erkennen. Nein. Er war real. Das war ein Geist in meinem Zimmer. Starr wie ein Kaninchen, das sich totstellte, starrte ich ihn an. Ich konnte meine Augen einfach nicht mehr schließen oder von ihm abwenden. Auch nicht, als er direkt in mein Gesicht blickte.

Kapitel 4: Die Stimme des Windes

In der nächsten Sekunde war der Geist verschwunden. Es dauerte Minuten, bis sich mein Puls wieder beruhigte, mindestens eine Stunde, bis ich meine Augen wieder schließen und mich auf die Seite drehen konnte, und gefühlt die halbe Nacht, bis ich über meine tausenden Fragen und Gedanken hinweg wieder einschlief, die Erkenntnis im Bewusstsein, dass es ein Geist war, der mich die letzten Tage beobachtet hatte. Eine nicht gerade beruhigende Erkenntnis.

Dementsprechend unruhig mussten auch meine Träume gewesen sein. Denn ich wachte ziemlich schweißgebadet wieder auf. Wieder erschienen mir die nächtlichen Erlebnisse bei Tageslicht ziemlich unwirklich. Nur, dass sich mein Verstand diesmal sicher war, dass sie eben doch wirklich gewesen waren. Es sei denn, ich war komplett verrückt geworden.

In den Nachwirkungen des Schocks vergaß ich völlig, in der U-Bahn meine Französischvokabeln zu lernen. Etwas, das mir sonst nie passierte. Unsere Lehrerin fragte jede Stunde die ganze Klasse aus und war nicht allzu begeistert von Menschen, die nicht gelernt hatten. Das fiel mir aber leider erst direkt vor dem Unterricht siedend heiß wieder ein.

Hastig versuchte ich, noch ein paar Vokabeln in mein Gehirn zu stopfen, bevor es losging – mit dem Gefühl, dass mir jetzt zehn Geister lieber wären, als diese Unterrichtsstunde. Natürlich blieb keines von ihnen wirklich in meinem Kopf. Der war noch voll von verwirrten Gedankenkreisen aus der letzten Nacht. Die ersten zehn Minuten lang hatte ich Glück.

Aber dann kam ich an die Reihe.

„Yara. Est-ce que tu peut me dire le mot allemand pour l'ordinateur?“

Was zum Birnbaum sollte das denn sein?

„Ähm... Ordner?“, antwortete ich hilflos.

„Jennifer?“

„Laptop, Madame.“

„Non, c'est Computer.“

Jennifer verdrehte die Augen. Aber Madame Banger hatte sich schon wieder mir zugewandt. Über ihre etwas seltsame lila Brille hinweg musterte sie mich streng.

„Yara, tu veux essayer le mot francais pour ‚Hirte‘?“ Nein, wollte ich nicht. Aber ich fürchte, es war keine wirkliche Frage gewesen.

Höchstens une question rhétorique.

Wenn ich jetzt nichts sagen konnte, wurde es ernst. Das wusste ich. Was ich leider nicht wusste, war das französische Wort für Hirte. Ich unterdrückte mit all meiner Kraft den Drang, auf meiner Unterlippe herum zu kauen.

„Berger“, flüsterte plötzlich eine Stimme neben mir. Ich zuckte zum dritten Mal an diesem Tag zusammen, diesmal deutlich am heftigsten. Erschrocken sah ich nach links. Der Platz neben mir war frei.

Vollkommen leer. Wie immer.

„Berger“, flüsterte die Stimme noch einmal, diesmal einen Tick lauter.

„Äh... berger?“, fragte ich unsicher.

„C'est le mot pour ‚Schafhirte‘“, stimmte die Lehrerin überrascht zu.

„Nous ont appris le mot ‚gardien‘, mais ca va aussi, bien sûr.“

Dabei sprach sie ‚gardien‘ ziemlich langsam und deutlich aus.

Und dann wandte sie sich dem nächsten Opfer zu.
Zu meiner großen Erleichterung.
Ich brauchte nämlich dringend ein paar Sekunden, um diesen neuen Schock zu verarbeiten.

Man könnte sagen, das sei jetzt der endgültige Beweis dafür, dass ich verrückt war. Klassischer Fall von sich anbahnender unsichtbarer bzw. je nach Vorliebe auch imaginärer oder eingebildeter Freund (obwohl... eingebildete Freundinnen hatte meine Schwester auch viele – ganz ohne zu viel Fantasie zu haben). Jetzt konnte man mich einliefern. Ich sah Geister, hatte Verfolgungswahn und jetzt hörte ich Stimmen. Jeder Psychiater mit Verstand hätte hier nicht lange überlegt.

Es schien ziemlich irrational, dass ich trotz alldem das klare Gefühl hatte, dass das hier alles real war.

Wäre da nicht die unumstößliche Tatsache, dass handelsübliche imaginäre Freunde selten französische Vokabeln wussten, die man selbst nicht mal kannte... Ich glaubte auch nicht wirklich, dass mein Unterbewusstsein das Wort irgendwo aufgesaugt hatte und es mir jetzt sozusagen eingeflüstert hatte. Genau wie ich mied es im Normalfall nämlich Französisch und alles, was damit zu tun hatte, wo immer es sich meiden ließ.

Trotzdem kam ich mir reichlich verrückt vor, als ich mich am Pausenhof in eine von Menschen so weit wie möglich entfernte Ecke stellte und in die Luft hinein flüsterte: „Wer bist du?“

Ich lauschte. Nichts, nicht mal ein Rascheln. Ich probierte es noch einmal, diesmal etwas lauter – für den Fall, dass der Geist ein paar Meter weiter weg durch die Gegend schwebte.

Plötzlich hörte ich ein überraschend lautes Prusten. Es kam aus dem Gebüsch zwei Meter links von mir (in etwa das einzige Stück Natur, das man auf dem Schulgelände finden konnte – bescheuerte

Stadtschulen...). Vorsichtig fragte ich noch einmal: „Wer bist du?“, diesmal noch lauter und in Richtung Gebüsch.

Aber im stieg mir der Geruch von Zigarettenrauch – plus noch eine andere Art von Rauch – in die Nase und ich wusste, dass ich einen großen Fehler gemacht hatte. Oh nein.

So schnell wie möglich drehte ich mich um und rannte davon. Leider nicht schnell genug, um zu verpassen, wie eine Gruppe von Elftklässlern lachend aus dem Gebüsch herausplatzte.

„Jetzt dreht der Ökofreak komplett durch.“

„Alter, die gehört echt weggesperrt.“

„Habt ihr gesehen, wie die sich anzieht?“

„‘Wer bist du, wer bist du!’ Vielleicht hat sie mit dem Busch geredet? Ist wahrscheinlich ihr bester Freund...“

„Eher ihr einziger!“

Oh nein. Oh nein. Oh nein. Jetzt würde die erwartete Rache kommen. Ich wünschte mir, ich wäre mutig genug, den Rest des Tages zu schwänzen. Aber leider war ich einer der größten Angsthasen, die diese Welt je gesehen hat. Also saß ich bis zum Ende des Tages mit gebücktem Kopf im Unterricht. Die Geschichte mit dem Busch hatte sich leider genauso schnell verbreitet, wie es zu erwarten gewesen war. Gelächter und Getuschel umzingelte mich den ganzen Tag über. In der letzten Stunde wartete ich, bis alle Schüler den Raum verlassen hatten und verschwand dann so schnell wie möglich in der Toilette. Dort konnte ich mich einsperren, bis die Flure wieder leer waren. Leider ein wenig zu spät fiel mir ein, dass das eine ganze Weile dauern konnte. Die Oberstufe hatte jetzt eine Stunde lang Mittagspause. Und denen wollte ich auf gar keinen Fall begegnen. Ich seufzte und setzte mich vorsichtshalber im Schneidersitz auf den Toilettendeckel. So konnte man meine Schuhe nicht sehen, wenn man durch den Spalt unter der Toilettentür hindurchsah.

An den Spülkasten gelehnt schloss ich die Augen. Jetzt hatte ich es fast eineinhalb Jahre lang geschafft, auf dieser Schule unterzutauchen und von den Meisten nicht bemerkt zu werden. Und das trotz kariierter Blusen, grässlicher Frisur und dem Gebrauch von Stofftaschentüchern im Winter.

Und jetzt war ich ausgerechnet bei einem Selbstgespräch erwischt worden. Das wars. Aus und vorbei. Ich war geliefert.

Nach einer Weile wurde das Sitzen ziemlich unbequem – eine Toilette und ein Spülkasten zum Anlehnen zusammen mit unangenehmen Gedanken waren mit unserem weichen, gemütlichen Wohnzimmersofa leider nicht zu vergleichen. Nicht mal, wenn man realistischerweise die genervten Blicke meiner Schwester und meinen irgendwann ins Zimmer wankenden, seinen Platz beanspruchenden und je nach Phase herumbrüllenden Vater dazu addierte. Ein paar Mal waren Schülerinnen in die Toilette gekommen, aber niemandem war das dauerbesetzte hinterste Klo aufgefallen (die erste Gruppe war zu sehr damit beschäftigt gewesen, ihr Essen zu verstauen, die zweite mit Debatten über Frisuren für die Party heute Abend).

Deshalb beendete ich den Schneidersitz und setzte aller Vorsicht zum Trotz meine Füße wieder auf den Boden. Ich kramte die Hefte aus meinem Schulranzen hervor und beschloss, meine Hausaufgaben zu machen. Aber ich konnte mich nicht so wirklich konzentrieren. Bilder von durchsichtigen Jungen und leider auch von so gar nicht durchsichtigen, dafür stark nach Rauch riechenden, verfolgten mich durch sämtliche binarischen Formeln und den englischen Aufsatz über ein Kaninchen namens Bob hindurch (dem ohnehin in seiner Geschichte ziemlich langweilig sein durfte, weshalb er sich über ein paar rauchige Gesellen bestimmt freute, denn darin ging es um nichts Geringeres als ein vergessenes Karottenversteck... wahrscheinlich fühlte er sich sowieso in seiner Kaninchenhaftigkeit diskriminiert und mit einem gewöhnlichen Eichhörnchen verwechselt, tss, ein vergessenes Karottenversteck, also bitte!).

Nachdem fast eine halbe Stunde lang schon niemand mehr die Toiletten betreten hatte, entschied ich, dass der Ort sicher genug war, um einen weiteren Versuch zu wagen.

„Hallo?“, flüsterte ich in das Gluckern der Klospülung hinein. Und kam mir dabei noch dümmer vor als beim letzten Mal. Was, wenn das alles doch nur sehr realistische Einbildung war? War es schlau, mit seinen Halluzinationen zu reden?

Es half nichts. Ich musste es herausfinden.

„Hallo? Bist du da? Wer bist du?“

Aber keine Antwort. Wahrscheinlich hatte ich einen anständigen Geist erwischt, der die Privatsphäre einer Damentoilette respektierte und sich jetzt seit einer dreiviertel Stunde wunderte, was ich so lange da drinnen tat. Oder noch wahrscheinlicher: er fand mich einfach langweilig und hatte sich entschlossen, wieder zu verschwinden. Ich wagte einen letzten Versuch.

„Ich weiß, dass du da bist!“, log ich. „Bitte sag mir, wer du bist.“ Und als ein Windstoß an mir vorbei durch das kleine gekippte Klofenster über mir nach draußen fuhr, wusste ich, dass ich recht gehabt hatte. Er war doch da gewesen.

Aber warum hatte er nichts gesagt?

Es schien mir wenig Sinn zu machen, einen Geist verstehen zu wollen. Deshalb versuchte ich, nicht darüber nachzudenken. Die meisten Gedanken, die dabei herausgekommen wären, wären sowieso eher beunruhigend gewesen.

Als zwanzig Minuten später endlich alle Geräusche auf dem Flur verstummt waren, schlüpfte ich erleichtert nach draußen und rannte aus dem Schulgebäude.

Mir war klar, dass das alles ziemlich übertrieben war. Aber ich war wie gesagt eben der größte Angsthase, den diese Welt je gesehen hat. Statt nach Hause zu fahren (es würde sowieso schon Ärger geben, weil ich zu spät war), entschied ich mich spontan, in ein Internetcafé

zu gehen. Ich hätte natürlich auch zuhause Jael bitten können, mir ihren Laptop zu leihen. Aber das hätte sie sicher nur genervt. Ich wollte recherchieren, ob es noch andere Menschen gab, die Erfahrungen mit Geistern gemacht hatten. Und vielleicht ein bisschen was über Halluzinationen...

Eigentlich war ich ein relativ wissenschaftlich denkender Mensch. Ich hielt nicht besonders viel davon, an seltsame übernatürliche Phänomene zu glauben, ohne triftige Gründe dafür zu haben. Aber meine Oma hatte mir immer eingeschärft, ich müsse meinem Instinkt vertrauen. „Auf deinen Verstand kannst du dich nicht immer verlassen. Und schon gar nicht auf dein Gefühl. Wenn du wirklich die ganze Wahrheit im Leben kennen willst, musst du dich auch auf deinen Instinkt verlassen, Schatz.“

Mein Instinkt sagte mir gerade deutlich, dass ich mir nichts einbildete. Der Geist war real.

Es war ein Fehler, sich die Geschichten aus dem Internet durchzulesen. Das Meiste waren komplett abgedrehte Sachen, die einem ziemlich Angst einjagen konnten, wenn man sich länger mit ihnen beschäftigte. Aber nichts erinnerte mich auch nur im Geringsten an das, was ich erlebte. Nirgends erzählte jemand, wie ein Geist seine Französisch-Stunde rettete, indem er ihm Vokabeln einsagte. Oder dass der Wind um ihn herum plötzlich verrücktspielte und sämtliche meteorologischen Regeln einfach umwehte. Oder dass ein Junge aus Mondlicht nachts in seinem Zimmer auftauchte.

Am abgedrehtesten hatte ich die Theorie gefunden, dass es beim deutschen Geheimdienst einen Agenten geben sollte, der in Wirklichkeit angeblich ein Geist war...

Ein Gutes hatte die Suche zumindest. Danach war ich mir absolut sicher, dass mein Gehirn noch völlig normal war. Im Vergleich zu diesen Geschichten war ich die Letzte, die verrückt war.

„Wo warst du?“, fragte mein Vater, als ich mich in die Wohnung schleichen wollte. „Deine Mutter hat sich Sorgen gemacht.“ Innerhalb einer Sekunde hatte ich seine aktuelle Stimmung erfasst. Das war eine der Überlebensstrategien, die man in dieser Familie entwickelte.

Er war in seiner resignierten, depressiven Phase. Das war keine angenehme Zeit. Aber es war nicht so schlimm, wie wenn er auf hundertachtzig war und alle anbrüllte.

„Entschuldige“, murmelte ich und senkte den Kopf.

„Wo du warst, wollte ich wissen.“

„Im Internetcafé. Ich... musste etwas recherchieren.“

Ich hoffte, dass er annahm, es sei für die Schule gewesen.

„Du hättest uns Bescheid geben können.“

„Mein Handy funktioniert nicht“, antwortete ich leise. Das stimmte sogar. Und wenn er sich wirklich für uns interessieren würde, wüsste er das. Es war nämlich schon seit einem Jahr kaputt.

Er sah mich nur wütend an, so, als sei ich, wie alles andere in seinem Leben, eh ein längst verlorener Fall, und wandte sich dann wieder der Fernbedienung zu.

„Da läuft nur noch Scheiße heutzutage“, murmelte er.

Ich nutzte die Gelegenheit, um in mein Zimmer zu schlüpfen und auf dem schnellsten Weg wieder aus dem Haus raus. Ich hatte nicht viel Lust, den Tag dort drinnen zu verbringen.

Diesen Nachmittag schmiedete ich einen Plan.

Kapitel 5: Eine ungelöste Gleichung

Die Rinde war rau und bestimmt war mein Rücken schon an verschiedenen Stellen aufgeschürft. Aber ich hatte das Gefühl, dass ich zwischen den Ästen des Baumes fast unsichtbar war. Obwohl ich

mir nicht sicher war, ob Geisteraugen nachts nicht deutlich besser sahen, als wir Menschen. Ich war mir nicht mal sicher, ob er hier auftauchen würde. (Und ob es ihn wirklich gab.)

Aber als ich darüber nachgedacht hatte, wo ich mich zum ersten Mal so gefühlt hatte, dass mich irgendjemand verfolgte, war mir dieser Garten eingefallen. Es war erst das dritte Mal gewesen, dass ich den Baum als Leiter benutzt hatte, und das erste Mal, dass es dabei fast schon Abend war. Die kühle Februar-Luft hatte meine Finger fast einfrieren lassen. Aber ich hatte nicht aufgegeben, bis ich endlich unten angekommen war. Vom Klettern abgelenkt, hatte das Gefühl sich eher so eingeschlichen. Erst, als ich unten angekommen war, hatte ich es zum ersten Mal so richtig bemerkt. Jemand hatte mich beobachtet. Ich hatte es so deutlich gespürt, dass sich meine Nackenhärchen aufstellten (was bestimmt auch an der Kälte und der Dunkelheit gelegen hatte). Minutenlang hatte ich mich nach allen Richtungen umgesehen, ich hatte das Haus nach Augen abgesucht, die kleine Hundehütte, das Holzhäuschen, alle drei Bäume des Gartens, den Zaun... bis das Gefühl dann irgendwann wieder verschwunden war. Aber als ich bei den Straßen angelangt war, war es plötzlich wieder dagewesen. Diesmal hatte ich versucht, mir nichts anmerken zu lassen. Und tatsächlich, es hielt länger an als beim ersten Mal, verfolgte mich durch die Straßen. Aber trotz all meiner verstohlenen Blicke konnte ich nirgends jemanden entdecken. Nicht mal ein Tier (typisch Landkind – was suchte ich auch ein Tier in der Stadt? Hier gab es höchstens ein paar bröselgierige Tauben, verirrte Katzen oder U-Bahn-Mäuse). Irgendwann hatte ich mir gesagt, dass ich mir das nur eingebildet hatte und hatte versucht, es von da an zu ignorieren. Was schwierig gewesen war. Denn von da an hatte es mich immer häufiger verfolgt.

Und nicht selten hatte es genau hier, in diesem Garten, angefangen. Deshalb saß ich jetzt hier und hoffte, dass sich irgendetwas tat, was mir zumindest irgendwie weiterhalf. Beim Hinaufklettern hatte ich

sehr darauf geachtet, ob ich mich gerade beobachtet gefühlt hatte und wirklich gehofft, dass mein Gefühl mich nicht im Stich ließ.

Aber die ersten zwei Stunden waren ziemlich ruhig verlaufen. Um nicht zu sagen, vollkommen ereignislos. Langsam stachen mir die Tannenzweige ziemlich in die Haut. Steif in einem Baum zu sitzen machte auf Dauer ziemlich müde. In meinen ramponierten Schulrucksack hatte ich mir getrocknete Apfelscheiben und ein Buch gesteckt. Also saß ich jetzt lesend und kauend hier oben und kam mir ein bisschen vor wie eine Abenteurerin. Katniss Everdeen in den Hungerspielen. Oder Yara Richter auf Geisterjagd...

In regelmäßigen Abständen sah ich von meinem Buch auf, um die Umgebung genau abzusuchen. Besonders achtete ich dabei auf alles, was hell schimmerte oder von weißlicher Farbe zu sein schien. Verdächtige Objekte entpuppten sich als Straßenlaternen, Autoscheinwerfer, die Taschenlampe von jemandem, der dachte, dass seinem Hund der Weg zu dunkel war (im ernst, so eine Stromverschwendung – die Laternen waren wirklich hell) und ein Licht vom Fenster eines anderen Hauses, das sich im kleinen Gartenteich unter mir gespiegelt hatte. Keine Geister in Sicht. Langsam wurde es zu dunkel zum Lesen. Seufzend legte ich das Buch weg. Die Geschichte war gerade ziemlich spannend. Aber ich wagte nicht, meine Taschenlampe anzumachen. Sonst hätte man mich leichter entdecken können.

Weil diese Geschichte heute schon viel von Wartezeiten berichtet hatte, lasse ich diesen Teil mal aus und springe direkt weiter zu dem Teil, wo etwas passiert.

Es sollte nämlich tatsächlich noch etwas passieren in dieser Nacht. Und zwar eine Stunde vor Mitternacht, als der Mond hoch und hell am Himmel stand. Zuerst dachte ich, ich hätte mich getäuscht. Ich hatte gerade gegähnt und meine Augen waren halb geschlossen, als ich plötzlich einen Schimmer unten im Garten entdeckte.

Aber bei diesem Anblick wurde ich sofort wieder hellwach. Und tatsächlich: da war er! Der Geist. Neugierig beugte ich mich weiter nach unten. Kein Zweifel, es war derselbe wild wirkende Junge, der gestern in meinem Zimmer gestanden hatte. Aber zu meinem Erstaunen war da nur die Hälfte von ihm. Dort, wo der Schatten des Hauses begann, fehlte seine zweite Körperhälfte: Eine Schulter und ein Bein.

Aber noch mehr überraschte mich, dass er direkt auf mein Zimmerfenster zu schwebte.

Es stand natürlich offen, sonst hätte ich ja nicht mehr zurückkehren können. Aber ich bezweifelte, dass es ihn aufgehalten hätte, wäre es anders gewesen. Gestern war er ja auch einfach durch verschlossene Wände hindurch verschwunden. Neugierig beobachtete ich, wie er in mein Zimmer hineinglitt. Was er wohl ausgerechnet dort wollte? Plötzlich war wieder sein ganzer Körper sichtbar. Und dann war er drinnen.

Ich verlor keine Zeit. Wenn ich ihn irgendwo zur Rede stellen konnte, dann ja wohl in meinem eigenen Zimmer. In Windeseile war ich samt meinen Sachen den Stamm hinuntergeglitten (wobei ich mir mindestens nochmal so viele Schürfwunden zufügte) und den nächsten nach oben geklettert. Mit den Fingerspitzen schob ich das Fenster einen Spalt weit auf und lugte über den Rahmen in das Zimmer hinein. Aber drinnen war nichts zu sehen. Vielleicht war er weiter zu meiner Schwester geschwebt oder in die Küche oder schon wieder aus dem Haus heraus. Enttäuscht kletterte ich zurück auf mein Bett.

Aber dann sah ich ihn plötzlich wieder. Da stand er, direkt vor meinem Bett und starrte mich an. Diesmal verblasste er nicht, als er merkte, dass ich zurückstarrte. Zwei neugierige Augenpaare, ein wildes und ein ziemlich schüchternes, verhakten sich ineinander. Schließlich nahm ich meinen Mut zusammen und fragte: „Wer bist du?“

Er zuckte mit den Schultern.

„Das wüsste ich auch gerne.“

Ich setzte mich aufs Bett. Langsam begann ich meinen idiotischen Plan echt zu bereuen. Mein Rücken schmerzte und mein Po war ziemlich durchgefroren. Ich hätte auch einfach in meinem Zimmer bleiben können. Das wäre auf dasselbe hinausgelaufen. Wieso hatte ich unbedingt vier Stunden auf einem verdammt Tannenbaum verbringen müssen?

„Du... hast mir heute eingesagt“, stellte ich fest.

Er grinste.

„Danke“, fügte ich unsicher hinzu.

„Kein Ding.“

„Und du hast mir seit Februar nachspioniert.“

Ich versuchte, es nicht wie eine Frage klingen zu lassen, obwohl es eigentlich eine war.

Sein Grinsen erlosch. Sein etwas beschämter Blick verriet mir eindeutig, dass ich Recht gehabt hatte.

„Wieso?“, wollte ich neugierig wissen.

Er landete auf dem Fenstersitz und ahmte meinen Schneidersitz nach.

„Du hast mich bemerkt? Wie?“

Ich zuckte mit den Schultern. Offensichtlich hatten wir beide keine große Lust, die Frage des Anderen zu beantworten. Ich wusste nicht, wie ich mein seltsames Gefühl erklären sollte.

„Hast du auch den Windstoß verursacht, der diese Blätter durcheinander geweht hat?“

Ich hatte keine Ahnung, ob Geister Wind verursachen konnten.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, wehte er durch meine orangen Vorhänge hindurch. Sie flatterten in seinem Wind.

„Du bist der Windstoß!“

„Ich kann ein ziemlich großer Windstoß sein, wenn ich will!“

Er verschränkte seine durchsichtigen Arme.

„Echt?“, fragte ich, ein bisschen herausfordernd, und verschränkte meine Arme.

Sein Grinsen wurde noch breiter. Und dann begann er plötzlich zu wachsen. Innerhalb weniger Sekunden füllte er mein gesamtes Zimmer aus. Oh, oh.

„Okay, gut ich glau...“

Zu spät. Ein heftiges Wehen ging durch mein Zimmer, das einige Sekunden lang anhielt. Meine Haare flogen mir ins Gesicht, sodass ich nicht sehen konnte, was passierte. Aber irgendetwas kracht zu Boden.

Als es wieder aufhörte, strich ich die braunen Strähnen zur Seite und sah mich um.

Meine gesamten Schulsachen waren auf dem Boden verstreut und mein Stuhl war umgekippt.

„Musste das sein? Du hast bestimmt irgendwen aufgeweckt!“

Der Geist schrumpfte wieder auf seine normale Größe zurück.

„Sorry.“

Aber es klang nicht so, als täte es ihm wirklich leid.

„Wenn ich noch ein bisschen übe, kann ich ein richtiger Tornado sein!“

Dann wurde er wieder ernst.

„Ich wollte dich übrigens nicht erschrecken heute. Normalerweise mache ich so was nicht. Aber ich konnte irgendwie nicht widerstehen.“

Ich errötete.

„Das ist kein Problem. Sprichst du sonst nie mit Menschen?“

„Nö, sie erschrecken sich zu Tode und denken, sie würden verrückt.“

Geht selten gut aus, wenn ein Geist das macht, vor allem heutzutage. Früher war das noch relativ normal, hab ich gehört. Außerdem wusste ich bis vor kurzem gar nicht, dass ich reden kann.“

„Du wusstest nicht, dass du reden kannst?“

„Also nicht so, dass Menschen mich verstehen.“

Das klang irgendwie traurig.

„Ist das nicht ziemlich einsam, wenn man mit niemandem reden kann?“

„Ein bisschen. Aber ich kann ja noch mit anderen Geistern reden. Die sind meistens eh interessanter als Menschen.“

Das konnte ich verstehen.

„Es gibt also noch andere Geister?“

„Ja, klar.“

Nachdem er einen Moment überlegt hatte, fügte er hinzu: „Ich kann dir ja mal paar vorstellen. Wenn du magst. Jetzt weißt du ja eh schon bescheid.“

Aufgeregt nickte ich. In der Nähe von anderen Menschen war ich pausenlos nervös und ich mied sie, wo immer es ging. Aber wenn es darum ging, andere Geister zu treffen, schien in mir plötzlich die Abenteuerlust zu erwachen. Ich weiß, das klingt ein wenig so, als hätte man vor Schmetterlingen Angst, würde sich aber über nichts mehr freuen, als die Spinne in seinem Zimmer zu treffen. Ich war halt mehr der Spinnen-Mensch.

Ich gähnte laut.

„Wie wäre es mit morgen Abend?“, fragte der Geist. Und ich sah Abenteuerlust in seinen Augen aufblitzen.

„Morgen Abend, sobald der Mond aufgeht?“

„Wieso sobald der Mond aufgeht?“

„Ansonsten kannst du sie ja nicht sehen, das wäre nur halb so spannend... ach so, ja, stimmt, das kannst du ja gar nicht wissen. Man sieht Geister nur bei Mondlicht.“

„Ach deshalb konnte ich vorher deinen Arm nicht...“

Ich wurde rot.

Er sah mich überrascht an.

„Du hast mich vorher gesehen? Wo warst du?“

„Hast du eigentlich einen Namen?“, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. „Zumindest keinen, den ich kenne.“

„Kann ich dich dann... irgendwie nennen?“

Er überlegte einige Augenblicke.

„X“, sagte er dann.

„X?“

„Ich bin die Akte X, verstehst du. X, wie eine ungelöste Gleichung.

Wie die Lösung für ein Rätsel, die noch gefunden werden muss.“

Ich war zu müde, darüber nachzudenken, wieso er sich selbst ein Rätsel war.

Aber als ich wieder einschlief, hatte ich das Gefühl, dass mein Leben gerade begonnen hatte, um einiges aufregender zu werden.

Kapitel 6: Ein erstes Abenteuer

Den ganzen Schultag über saß ich hibbelig in meiner Bank und wartete auf den Nachmittag. Weder beim Lernen in der U-Bahn noch im Unterricht hatte ich mich konzentrieren können. Und ich konnte schließlich nicht erwarten, dass der Geist, X, den Unterricht spannend genug fand, um im richtigen Zeitpunkt zur Stelle zu sein. In der ersten Stunde hatte ich ihn zwei Mal neben mir gähnen gehört (wofür ich zwei strenge Blicke von der Lehrerin erntete), danach musste er verschwunden sein. Zumindest spürte ich weder seine Blicke noch seine Gegenwart. Ich vermutete sogar, dass sein Gähnen Absicht und eine Art Abschiedsgruß an mich gewesen war. Ich war mir nämlich nicht sicher, ob Geister überhaupt gähnten. Wahrscheinlich wollte er mir damit sagen, dass ihm das hier zu langweilig war.

Mir leider auch. Die Zeit verging viel zu langsam.

In der U-Bahn wurde es wieder interessanter – als sich nämlich neben mir plötzlich und ohne den geringsten Anlass dazu die Zeitung in der Hand meines Sitznachbarn zu bewegen begann. Die Seiten flatterten in einem nicht vorhandenen Wind hin und her, sodass er nichts mehr lesen konnte. Der Mann warf mir einen misstrauischen Blick zu und ich unterdrückte mit aller Kraft ein Grinsen. Während ich mich

zwang, unschuldig in eine andere Richtung zu schauen, spürte ich, wie X direkt neben mir landete, zwischen mir und meinem armen Nachbarn. Ich spürte es am leichten Wind. Der Mann allerdings auch – er starrte mich verwirrt an und rutschte ein wenig weiter von mir weg.

Normal wäre mir die Situation peinlich gewesen. Oder der Mann hätte mir ein wenig leidgetan. Aber im Moment konnte ich es irgendwie nur lustig finden.

Als ich mich an diesem Nachmittag aus dem Fenster schwang, um draußen, die Zeit totzuschlagen, saß da schon jemand im Apfelbaum. Ich wusste es sofort.

Ich erstarrte. „Ähm... X?“, flüsterte ich. Es fiel mir ein wenig schwer, den seltsamen Namen auszusprechen. Aber das Wissen, dass es noch mehr Geister gab, hatte mich beunruhigt. Darum musste ich nachfragen. Was, wenn plötzlich mal ein anderer Unsichtbarer in meinem Leben auftauchte? Wie sollte ich ihn bitte von X unterscheiden können?

Es kam keine Antwort. Ich klammerte mich an einem Ast fest und lauschte. Gar nichts. Der Wind, der leise durch die Blätter raschelte, war eindeutig original Naturwind.

„X, bist du das?“, fragte ich, jetzt ein bisschen verzweifelt.

Da brauste plötzlich etwas durch die Zweige und rüttelte sie so fest, dass mindestens fünf Äpfel herunterfielen. Vor Schreck geriet ich ins Wanken.

„Auch schon hier?“, sagte eine laute Stimme neben mir – in der ein Grinsen mitschwang.

„Psst!“, machte ich nervös und sah mich um. Es gab schon genug Leute, die dachten, ich führe Selbstgespräche...

„Hier ist niemand... und wenn, dann behauptest du einfach, du hättest eine Katze gesehen oder das sei der Nachbar gewesen.“

Er hatte leicht reden.

„Und, was machst du heute noch so?“, fragte er unternehmungslustig.

„Das dürftest du doch wissen“, flüsterte ich. „Du hast mich doch jeden Tag dabei beobachtet, oder?“

Er schwieg und das Schweigen klang fast ein bisschen so, als wäre ihm das peinlich.

„Sorry dafür. Wusste nicht, dass du mich bemerkst. Aber willst du nicht mal was Anderes machen, als die ganze Zeit nur zu lesen?“

Doch.

„Und was?“

„Ich könnte dir einen Ort zeigen, von dem aus man die ganze Stadt sehen kann!“

„Okay.“

„Ist aber gefährlich.“

Und wieso nur hatte ich das Gefühl, dass ich mir das denken hätte können?

„Komm!“, rief er mir von unten aus dem Garten zu. Ich schluckte.

Und dann sprang ich einfach vom Baum herunter und rannte ihm nach.

„Das Polizeirevier?“

Entsetzt blickte ich das alte Hochhaus nach oben. „Du willst, dass ich das Polizeirevier hochklettere?“

War er komplett verrückt geworden?

„Psst! Ich kenn einen Geheimweg! Komm mit!“

Ich wusste nicht genau, wieso ich das tat. Wahrscheinlich, weil ich zum ersten Mal seit Jahren meinen Nachmittag nicht allein verbrachte. Jedenfalls folgte ich ihm durch die Straßen, bis wir hinter dem Gebäude standen.

„Ich kümmer mich um die Kameras. Du kletterst über den Zaun!“, flüsterte er mir fröhlich zu.

„Kameras?“

Plötzlich fegte ein Windstoß durch den kleinen Garten und Blätter wehten von den Bäumen herunter. Sie wirbelten so wild durcheinander, dass keine Kamera der Welt eine Chance hätte, da durchzublicken.

Okay. Jetzt war der Moment gekommen, entweder rein zu klettern – oder schnellstens davon zu rennen. Aber bevor mein Kopf eine kluge Entscheidung treffen und wegrennen hätte können, waren meine Füße und Arme schon dabei, mich und mein klopfendes Herz über den Zaun zu hieven. Und dann war es zu spät.

„Keine Angst“, flüsterte Xs grinsende Stimme neben mir. „Du hast nen Geist dabei.“

Einen verstörend adrenalinsüchtigen Geist. Aber noch verstörender war, dass ich offensichtlich selber nicht nur adrenalinsüchtig, sondern auch noch lebensmüde genug war, auf ihn zu hören.

„Jetzt nimm die Feuertreppe nach oben. Die Tür steht immer einen Spalt offen, weil der Praktikant in seiner Arbeitszeit da heimlich zum Rauchen geht.“

Ich sah mich nach allen Seiten um. Die Feuertreppe war endlos lang und ich hatte bei jeder Kurve erneut Angst, es könnte mich jemand sehen. Sie brachte einen zum vorletzten Stock. Dort angekommen drückte ich die schwere Tür einen Spalt weit auf und lugte in den Gang hinein. Zu meiner Erleichterung stellte ich fest, dass er menschenleer war.

„Vorsicht!“, flüsterte X von drinnen. „Da kommt wer um die nächste Ecke!“ Erschrocken ließ ich die Tür wieder zufallen. Gott sei Dank war es eine leise schließende Tür! Ein paar Sekunden später sagte er direkt neben meinem Ohr: „Kannst reingehn, sie sind im Aufzug verschwunden.“

Erleichtert drückte ich die Tür wieder so weit auf, dass ich hineinschlüpfen konnte. Dabei war mir ein sehr hilfsbereiter Windstoß behilflich, der zusätzlich mitanschob.

Ich fühlte mich ein bisschen wie ein Ninja (ein sehr ängstlicher Ninja), als ich meinen Blick über den leeren Flur, den Aufzug und die Fenster gleiten ließ.

Der garteneigene Sturm und sein wilder Blätterwirbel legten sich erst, als ich im Gebäude verschwunden war.

„Jetzt komm schnell, die Treppe hoch!“, zischte X. Ich rannte so hastig nach oben, als versuche ich, meinen Herzschlag zu überholen.

„Und jetzt?“, fragte ich leise, im letzten Stock angekommen. Zu meinen beiden Seiten waren Büros mit glücklicherweise blickdichten Glastüren. Aber es konnte jederzeit jemand rauskommen. Und meines Wissens konnte nicht einmal ein Geist zwei Büros gleichzeitig beobachten...

„Die graue Tür da hinten“, sagte X. Ich sah mich um und entdeckte über meinem Kopf eine graue, quadratmetergroße Türe, die wohl zu einem Aufzugsraum führte oder so.

„Die ist doch bestimmt verschlossen!“, meinte ich und sah ängstlich zu dem Büro rechts von mir. Hinter der Glastür stand jemand – jemand, der wahrscheinlich gleich herauskommen und mich entdecken würde.

„Nicht, wenn ich sie aufmach!“

Ich betrachtete zweifelnd das Schlüsselloch. Wie wollte er das denn knacken? Aber da drehte sich der quadratische Türknauf plötzlich nach links und das Tor ging einen Spalt weit auf.

„Komm schon!“, rief mir X von oben zu. Ich sah mich noch einmal um und mit einem letzten panischen Blick zum rechten Büro kletterte ich kurz entschlossen auf das Fensterbrett. Aber das Tor war einfach zu weit oben. Ich kam mit der Hand nicht viel weiter als bis zum unteren Türrahmen. Da spürte ich plötzlich eine Hand, eine ziemlich windige Hand, die meine umklammerte und mich nach oben zog. Und dann öffnete sich die Bürotür neben mir.

„Schnell!“ X zog an mir und ich stemmte die Beine gegen die Wand. Verzweifelt versuchte ich, mich hoch zu kämpfen.

„Halt dich fest!“

Ich erwischte gerade noch die innere Seite vom Türrahmen und klammerte mich daran fest, bevor er mich losließ. Plötzlich fühlte ich, wie die Luft mich mit einem Stoß weiter nach oben schob. Dann war X weg.

Mit aller Kraft zog ich mich durch das Tor hindurch hinein. Von innen drehte ich mich so schnell wie möglich um und drückte mich mit aller Kraft gegen die Tür. Ich drehte den Riegel um, mit dem man sie von dieser Seite aus zu- oder aufsperrn konnte.

Aber ich hatte nicht viel Hoffnung, dass ich rechtzeitig abtauchen hatte können.

„Mist, klemmt diese Tür schon wieder?“, hörte ich eine dumpfe Stimme von draußen. In der Erwartung, dass gleich jemand an dem Tor vor mir rütteln würde, presste ich mich mit klopfendem Herzen dagegen.

Aber nichts geschah.

„Ah, jetzt geht sie ja wieder auf! Was halten Sie denn für die schlaueste Strategie in diesem Fall, Herr Präsident?“

Sie hatten die Glastür gemeint. Ich wischte mir über die Stirn. X musste sie geistesgegenwärtig (haha) zugehalten haben, damit ich mich in Sicherheit bringen konnte.

Es war tatsächlich sehr praktisch, einen Geist dabeizuhaben... wenn man schon unbedingt in ein Polizeirevier einbrechen musste.

Langsam wurde mir klar, dass ich da soeben nur knapp einer Begegnung mit dem Polizeipräsidenten entkommen war.

X landete neben mir mit dem Brausen eines Westernwindes.

„Und? Was sagst du?“, fragte er.

Ich war noch gar nicht dazugekommen, mich umzusehen. Aber als ich aufstand und den Staub von meiner Hose klopfte, entdeckte ich, dass der kleine Speicher ganz anders aussah, als ich erwartet hätte. Er war

nicht so dunkel oder klein und bestand auch nicht hauptsächlich aus Aufzugskabeln, sondern an der gegenüberliegenden Wand drang schmutziges Licht durch ein breites, aber sehr niedriges, verstaubtes Fenster herein. Der Raum selbst wurde von Holzbalken getragen und erinnerte mich an die Dachböden vom Bauernhof, auf denen meine Oma immer alles Mögliche aufbewahrt hatte: alte Fahrräder, Eisenstangen, zu lange Holzbalken, Decken, ein Puppenhaus aus dem vorletzten Jahrhundert, Autoreifen... als Kind hatte man dort perfekt auf Entdeckungsreise gehen, Verstecke bauen und Spiele spielen können. Dieser Dachboden hier war allerdings leer. Bis auf die Dachbalken, einer uralten Mausefalle und die Aufzugkabel an der rechten Wand. Und einem Hammer, den ein Hausmeister oder jemand von der Aufzugswartung mal hier vergessen haben musste. In der Ecke stand außerdem noch eine Kiste mit veralteten Walkie-Talkies und ein paar Notizbüchern.

„Genial“, antwortete ich und lächelte. Jetzt, als wir hier oben angekommen waren, fühlte ich mich auf einmal ziemlich cool und wesentlich weniger verrückt. Aber vor dem Rückweg hatte ich jetzt schon Angst.

„Wir müssen vor vier zurück. Da geht der Praktikant das letzte Mal rauchen, bevor er Feierabend hat“, informierte mich X, als hätte er meine Gedanken gelesen. Ich sah auf die Armbanduhr, die meine Oma mir vererbt hatte. Es war erst halb drei. „Okay.“

Wir setzten uns auf einen schrägen Dachbalken, von dem aus man sehr gut durch das Fenster über die Hausdächer blicken konnte. Die Rhaus, der große Fluss in der südlichen Stadthälfte, bahnte sich nur ein paar Häuser weit weg von hier seinen Weg zwischen den Straßen und man sah die wenigen Touristen, die diese Gegend anzog, durch die Gassen schlendern. Die andere Stadthälfte zog sich dahinter auf der anderen Flussseite den flachen Hang hinauf bis hin zum Horizont. Er hatte recht gehabt. Einen viel besseren Platz für einen Ausblick hätte man in der ganzen Stadt nicht finden können.

„Sie mal, da hinten, leicht links von dem Riesenhochhaus. In diesem Haus lebt Maklah.“

Mein Blick folgte seiner Erklärung zu einem alten Gebäude mit barocken Verzierungen und Blumen am Balkon.

„Wer ist Maklah?“

„Du kennst ihn nicht? Ein genialer Rapper!“

„Und du hast ihn ausspi... besucht?“

„Hey! Ich hab nur mal vorbeigeschaut! Und dort...“, fuhr X fort, um abzulenken. „...in dem kleinen Haus wohnt eine echte Verbecherbande. Hab paar Mal ihre Wohnung verwüstet und sie durch die Nacht gejagt.“

„In dem Haus?“, fragte ich ungläubig. Es sah ziemlich schäbig und sehr, sehr klein aus. Und das Viertel passte auch nicht so richtig. Verbrechergruppen wohnten sonst eher am südlichen Stadtrand. Dort war ständig Polizei auf den Straßen.

„Das Haus hat einen riesigen Keller. Man glaubt es echt nicht, bevor man es sieht, aber er ist so weit ausgebaut, dass sie nur ein Loch durch eine dünne Wand schlagen mussten, dann hatten sie Zugang zum U-Bahn-Netz.“

„Da wohnt die U-Bahn-Bande?“

Von denen hatte das Fernsehen in letzter Zeit öfter berichtet. Ich kannte sie aber vor allem deshalb, weil einer von ihnen mal auf meiner U-Bahn gelegen hatte, als ich zur Schule gefahren war. An der nächsten Haltestelle war dann die Polizei gestanden und hatte die Bahn angehalten. Es war ein riesen Drama gewesen, der Mann am Ende durch den Tunnel geflohen und im Nichts verschwunden und ich war deshalb eine halbe Stunde zu spät zum Unterricht gekommen. Damals war mir die Aktion irgendwie ziemlich cool vorgekommen. Aber jetzt saß ich im Dachboden des Polizeipräsidiums mit einem Geist herum und dachte mir, dass ich fast damit mithalten könnte. „Wenn du mit dem Kopf noch bisschen runter gehst und leicht nach rechts schaust, siehst du hinter der Rhaus ein Hochhaus. Da hat der

geheime Geheimdienst im fünften Stock eine Wohnung als Nebensitz.“

„Es gibt einen geheimen Geheimdienst?“, fragte ich und versuchte zu erkennen, welches Hochhaus er meinte. Hinter dem breiten Fluss gab es ziemlich viele davon.

„Ja, schon ewig. Geheimdienste wären auch blöd, wenn sie nur offizielle Abteilungen hätten, von denen eh alle wissen.“

„Und mit solchen Sachen beschäftigst du dich den ganzen Tag?“

„Ja. Was würdest du denn machen, wenn du unsichtbar wärst?“

Ich zuckte nachdenklich mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht... aber ich glaube, ich würde versuchen, etwas zu ändern.“

„Was denn?“

„Die Welt. Ich glaube, ich würde versuchen, den Armen zu helfen und für Gerechtigkeit sorgen. Damit die Reichen nicht mehr alle ausbeuten. Und was für den Umweltschutz tun.“

„Wie denn zum Beispiel?“

Seine körperlose Stimme klang neugierig und ich spürte, wie er mich ansah. Ich wurde rot.

„Ich weiß nicht so genau. Vielleicht würde ich... Geld zu den Obdachlosen wehen.“

„Du würdest also stehlen?“

„Nein... naja, vielleicht auch schon. Meinst du, das wäre falsch?“

X überlegte. „Ich glaub schon. Wenn du wirklich die Welt verändern willst, glaub ich, muss man das anders machen. Ein bisschen Diebstahl ändert ja auch nicht viel.“

„Vielleicht hast du recht... was würdest du denn tun?“

„Also, wenn es um Umweltschutz geht, würde ich, wenn ich ehrlich bin, mit Kreuzfahrtschiffen anfangen. Die kann man leicht ins Wasser kippen mit einem Tornado. Wenn niemand drauf ist natürlich. Die braucht doch eigentlich niemand so wirklich. Luxusurlaub kann man auch anders machen.“

Ich nickte heftig.

„Aber irgendwie würde mir das trotzdem falsch vorkommen. Verbrecherbandenhäuser verwüsten ist mir lieber.“

„Was ist mit alten Wäldern? Man könnte doch den Urwald mit einem Sturm beschützen, der sich gegen jeden wendet, der da Bäume abholzen will.“

„Dann würden die Leute anfangen, extrem abergläubisch zu werden und furchtbare Angst bekommen. Außerdem würde ohne Papier fast jedes System dieser Welt zusammenbrechen. Kann sein, dass das nicht so schlimm ausgeht, aber man weiß halt nie, welche Katastrophe man mit welcher Handlung auslöst. Ich glaube, für Geister wäre es noch leichter, aus Versehen eine loszutreten, als für Menschen. Und Katastrophen treffen immer die Ärmsten der Armen am allermeisten. Darum passen wir da meistens ziemlich auf.“

Ich kaute auf meiner Lippe herum. Darüber hatte ich noch nie nachgedacht. Es war leicht, auf Politiker wütend zu sein, weil sie nicht handelten. Aber es war nicht so leicht, zu entscheiden, was man tun würde, wenn man selbst die Macht dazu hätte.

„Gar nicht so einfach, die Welt zu retten“, fasste X meine Gedanken fröhlich zusammen.

„Ich wünschte nur, man könne *irgendwas* tun.“

„Ich glaub, man kann verdammt viel tun. Einmal hab ich einer alleinerziehenden Mutter, die ihren Job verloren hat, ne Jacke in die Wohnung geweht. Das Kleidergeschäft hat es nicht mal bemerkt, aber die Mutter hat geweint vor Freude, als sie plötzlich am Fensterbrett lag. Und ich hab mal einen Geist getroffen, der hat mir erzählt, dass er in Afrika in einem Dorf eine unterirdische Wasserader platzen ließ. Seitdem haben sie einen eigenen Brunnen.“

„Wie viele Geister gibt es eigentlich so?“

„Hab noch nicht nachgezählt, aber über die Jahrhunderte haben sich in dieser Stadt schon so um die zweihundert angesammelt schätz ich.“

„Und wie alt bist du?“, wollte ich neugierig wissen.

„Ich kann mich nur an ein Jahr und ein paar Monate erinnern.“

„Bist du eigentlich... tot? Oder warst du einfach schon immer ein Geist?“

Er zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung. Ich weiß nichts über mich. Rein gar nichts. Manchmal schwebe ich in einer Nacht durch die ganze Stadt und versuche, herauszufinden, ob ich früher einer der Menschen war, die hier mal gelebt haben. Aber ich kann mich an nichts erinnern. An nichts – und das ist bisschen seltsam – außer an dein Gesicht.“

„An *mein* Gesicht?“

„Du bist das erste, was mir auf dieser Welt bekannt vorkommt. Keine Häuser, keine Straßen, keine Menschen, nicht mal mein eigenes Gesicht habe ich erkannt. Frag mich nicht, wieso ausgerechnet dein Gesicht. Aber als ich es im Februar zum ersten Mal gesehen habe, hab ich sofort gewusst, dass ich dich schon mal gesehen hab.“

Er zögerte einen Moment lang.

„Darum bin ich dir auch nachgeschwebt. Ich wollte sehen, ob du vielleicht die Verbindung bist zu meinem alten Leben. Ob du irgendwelche Erinnerungen hervorrufen wirst.“

„Und?“, fragte ich erwartungsvoll.

Sein Blick wurde traurig und seine Schultern senkten sich.

„Nichts. Obwohl, naja, eine Erinnerung ist da schon...“

„Welche?“

Auf einmal wich sein Blick mir aus. Er betrachtete wieder die Häuser der Stadt und ich merkte, dass das etwas war, was er lieber für sich behalten wollte.

Wir redeten und redeten. Ich hatte viele Fragen über Geister und X interessierte sich aus irgendeinem Grund sehr dafür, wo ich früher gelebt hatte. Vielleicht hatte er die Hoffnung, dass er auch an diesem Ort gelebt hatte und von dort mein Gesicht kannte. Ich konnte mir immer noch kaum vorstellen, woher er es kennen sollte. Außer daher,

dass er es mal gesehen hatte, weil er im Haus neben mir hauste. Wohnte. Rumspuke. Was immer da bei Geistern der beste Begriff war...

Er erklärte mir, dass er nur im Mondlicht sichtbar war, weil das Mondlicht gespiegeltes Licht ist und er nur noch den Spiegel eines Lebens lebte, ein Leben ohne Form und Gestalt. Ich hatte aber das Gefühl, dass er diese These selber genauso wenig wirklich verstand wie ich.

Er erzählte auch, dass Geister mit jedem Tag etwas mehr von ihren Kräften verloren und dabei immer müder wurden. Wenn sie müde wurden, dann bekamen sie diese Müdigkeit nicht mehr richtig los, aber sie verloren zumindest ein wenig davon, wenn sie etwas wieder aufweckte.

Irgendwann sah ich, ohne darüber nachzudenken, kurz auf meine Armbanduhr. Mein Herz blieb kurz stehen. Es war schon zehn vor vier! Wie hatten wir die Zeit so vergessen können? Und wie war sie so schnell vergangen?

„Wir müssen hier raus!“, sagte ich. „Bevor sie hier noch zusperren!“

„Oh shit!“, rief X. „Ich hätte nicht gedacht, dass es schon so spät ist! Komm, schnell!“, rief er und hielt mir sie graue Tür auf. „Vielleicht haben wir Glück und er hat sich seine letzte Zigarette bis jetzt aufgehoben...“

Ich kletterte so schnell wie möglich über die Dachbalken drüber zum Ausgang. Dort stand ich allerdings vor dem nächsten Problem: Wie sollte ich da jetzt wieder runter kommen?

Ich setzte mich auf den Türrahmen und sah nach unten. Der Boden schien ewig weit von meinen Füßen entfernt. Das Fensterbrett würde ich von hier aus nicht erreichen können.

„Ich helf dir!“, flüsterte X. „Lass den rechten Fuß bisschen runter. Ich halt meine Hand hin. Stell dich einfach drauf.“

Das war leicht gesagt. Aber es kostete mich eine ziemliche Überwindung, mit meinem Fuß einfach so in das Nichts hinein zu treten. Noch dazu, wo ich nicht wusste, ob er mich wirklich tragen konnte... schließlich war sein Körper aus Wind. Aber wenn ich nicht auf die harten Marmorfliesen fallen wollte, blieb mir nichts anderes übrig. Ich rutschte so weit runter, bis ich nur noch mit den Ellenbogen am Fensterbrett hing – und fand eine unsichtbare Stufe in der Luft. Vorsichtig stellte ich meinen Fuß darauf ab. Nur sehr langsam wagte ich es, mein Gewicht darauf zu verlagern und meinen zweiten Fuß auf seine andere Hand zu stellen. Jetzt stand ich an die Wand gelehnt in der Luft. Einen kurzen, aberwitzigen Moment lang dachte ich darüber nach, wie ich wohl gerade auf einem Foto aussehen würde und dass mir das niemals irgendwer glauben würde. Aber dann fiel mir sehr schnell wieder ein, dass ich mal lieber darüber nachdachte, wie ich wieder auf den Boden kam. X dachte da allerdings gar nicht lange nach. Er ließ mich einfach, so schnell es ging, ohne dass ich dabei umkippte, auf den Boden runter.

„Zum Aufzug!“, drängte er ungeduldig. Aber als die Aufzugtür sich öffnete, stellte ich fest, dass da leider schon jemand drin war. Zwei Männer in Anzug, die sich Akten unter die Arme geklemmt hatten und uns, bzw. mich, ziemlich überrascht anstarrten.

„Wer sind Sie und was machen Sie hier?“, fragte der eine, der eine Brille und einen kurzen grauen Bart trug. Er kniff alarmiert seine Augen zusammen bei meinem Anblick.

„Du bist Amelie Rötzer, die Praktikantin“, flüsterte X.

„Ich bin Amelie Rötzer, die Praktikantin“, sagte ich.

„Was tust du hier auf diesem Stock?“

„Du solltest was zum Abteilungsleiter bringen“, flüsterte X.

„Ich sollte was zum Abteilungsleiter bringen.“

„Er heißt Arnold Becker.“

„Zu Herrn Becker“, sagte ich.

„Und da hat man dich geschickt?“

„Sonst hatte keiner Zeit“, flüsterte X.

„Sonst hatte keiner Zeit“, sagte ich.

„Bei welcher Abteilung machst du denn Praktikum?“

Oh, oh.

„Bei der Abteilung für Gewaltdelikte bei Frau Wieland“, flüsterte X.

„Bei Frau Wieland in der Abteilung für Gewaltdelikte“, sagte ich.

„Okay. Ich glaube, ich rede später mal mit ihr. Du kannst ihr von Herrn Miller ausrichten, dass sie in Zukunft keine Praktikantinnen mehr hier hochschicken soll“, befahl mir der bärtige Mann streng. Er hatte Augen scharf wie ein Adler. „Und jetzt fahr wieder nach unten.“ Ich nickte schüchtern. Die beiden Männer verließen kopfschüttelnd den Aufzug. „Seit wann lassen wir Schülerpraktikantinnen in diese Abteilung?“, murmelte der Bärtige.

„Ich wusste gar nicht, dass Schülerpraktikantinnen bei uns überhaupt zugelassen sind“, erwiderte der andere verwirrt.

Aber bevor sie weiterreden konnten, war ich schon in den Aufzug geschlüpft und hatte den Knopf vom fünften Stock gedrückt. Die Türen schlossen sich hinter mir. Ich atmete auf.

Hoffentlich würde ich *später* sehr, sehr weit weg sein...

Ich hatte Glück und Pech zugleich. Die Türe zur Feuertreppe stand noch offen, aber als ich sie aufdrückte, stieg Zigarettenrauch in meine Nase. Und dahinter hörte ich jemanden erschrocken nach Luft schnappen.

Jetzt war es schon zu spät. Mit klopfendem Herzen drückte ich die Türe weiter auf und zwängte mich durch den Spalt. Der Praktikant hielt seine Zigarette hinter seinem Rücken versteckt und starrte mich an.

„Ich verrät dich nicht, wenn du mich nicht verrätst“, murmelte ich.

Und dann eilte ich so schnell wie möglich nach unten und sprang über den Zaun. Dabei bemerkte ich gar nicht, wie die Blätter durcheinander wirbelten, um die Kameras abzudecken. Oder wie eine Frau im vierten Stock stirnrunzelnd aus dem Fenster blickte und mir nachsah.

Aber ich nahm mir ganz fest vor, nie im Leben irgendwas zu tun, was mein Gesicht in einem Polizeiregister auftauchen lassen könnte... Erst ein paar Straßen weiter (und die Straßen waren ziemlich lang in diesem Viertel) blieb ich keuchend stehen. Ich sah mich um. Wir waren fast bei der Rhaus angekommen. Und dann grinsten X und ich uns zu. Obwohl ich ihn dabei natürlich nicht sehen konnte. Aber ich wusste genau, dass er neben mir stand und zurückgrinste.

Kapitel 7: Geisterstunde

„Wieso hast du dich da drin eigentlich so gut ausgemerkt?“

„Ich war schon paar Mal hier. Das Geisterleben ist ohne Beschäftigung auf Dauer ziemlich langweilig. Wenn man schon unsichtbar ist, was kann man Besseres tun, als für Recht und Ordnung zu sorgen? Leider hat man mich auf den Pressefotos dann immer nicht gesehen, wenn ich mich zu den Polizisten gestellt hab. Dafür sind ihre Hüte manchmal ganz schön davongeflattert.“

Das musste traurig sein, wenn man half, aber niemand einen je bemerkte dabei. Wenn niemand wusste, dass man überhaupt existierte. Außer die anderen Geister natürlich. Apropos...

„Welche Geister willst du heute Abend eigentlich besuchen?“

„Warts ab!“

Ich sah auf die Uhr. Es war erst viertel nach vier. Bis der Mond aufging, konnte es jetzt im Sommer noch ewig dauern.

Ich seufzte. „Ich sollte wohl noch bisschen lernen.“

X gähnte demonstrativ.

„Ich hab ne bessere Idee.“

Nicht schon wieder.

Gottseidank war sein Plan diesmal nichts ganz so Riskantes. Oder zumindest nichts Verbotenes.

„Wenn du das Brett da in den Fluss rein schiebst, kannst du hier perfekt surfen“, flüsterte er. „Und das soll funktionieren?“, murmelte ich, leise, damit uns die Menschen, die über die Brücke an uns vorbeigingen, nicht hören konnten. Mit einem ein wenig misstrauischen Blick auf das Brett und kleine Welle im schmalen Seitenarm der Rhaus zog ich mein T-Shirt aus. Unter der Brücke, um die Blicke der Passanten nicht allzu sehr anzuziehen. Ich stand natürlich nicht im BH hier mitten in der Stadt, sondern hatte vorher zuhause einen Badeanzug unter dem T-Shirt angezogen (und zwar einen ziemlich viel bedeckenden), aber trotzdem sähe es bestimmt komisch aus, mitten in der Öffentlichkeit mein Shirt auszuziehen. Die kurze Hose landete daneben auf dem erdigen Boden. Dann klemmte ich das lose Brett wie ein Surfbrett unter meinen Arm und ging wieder zu der Stelle hinüber, die er mir gezeigt hatte. Es war tatsächlich fast eine richtige Surferwelle. Ich war noch nie irgendwo surfen gegangen, das hätten wir uns nicht leisten können und außerdem fand ich es ökologisch gesehen nicht vertretbar, mir eine Surfausrüstung zu kaufen, aber ich kannte den Anblick aus dem Fernsehen ziemlich gut. Ich wusste sogar ein bisschen, worauf man achten musste. Aber leider nicht gut genug...

Unter Xs Anleitung glitt ich samt Brett in das eiskalte Wasser hinein – und versuchte, von der erfrischenden Kälte angefeuert, irgendwie oben zu bleiben. Mit seiner Hilfe schaffte ich es beim gefühlt tausendsten Versuch, fast eine halbe Minute lang zu surfen, bis ich sehr unelegant wieder ins Wasser hineinstolperte. Die Strömung hätte mich mindestens fünf Meter weit weg geschwemmt, wenn er mich nicht festgehalten hatte. Ich jubelte über meinen Rekord, was er mit einem spöttischen Lachen quittierte. Mit gespielter Wut versuchte ich, ihn mit Wasser nass zu spritzen (was erstens ziemlich sinnlos ist bei Geistern und ich zweitens gleich darauf bitter bereute, weil er mir eine zwei Meter hohe Wasserwand zurückschichtete und mich ziemlich laut auslachte, als ich versuchte, vor ihr davon zu tauchen und gleichzeitig

nach Luft zu schnappen. Was die Passanten ziemlich neugierig stehen bleiben und mich befremdet anstarren ließ).

„Das müssen wir noch üben“, sagte X schließlich grinsend, während er sich selbst auf das Brett schwang und mühelos über der Welle glitt. Ich konnte zwar nur das Brett sehen, aber dessen Bewegungen sahen nach geübten Surferfüßen aus.

Als ich mein T-Shirt wieder überstreifte, was es nur noch halb so hell und auch doppelt so kalt geworden. Weil ich nichts zum Abtrocknen dabei hatte, fröstelte ich auf dem Heimweg ein wenig in meinem nassen T-Shirt.

„Okay, du holst dir was Trockenes zum Anziehen und was zum Essen und dann geht's los!“, flüsterte X mir ins Ohr. Ich nickte kaum merklich. Die Frau, die mir gegenüber saß und durch das Tramfenster den Sonnenuntergang beobachtet hatte, sah erschrocken auf und startete mich an.

Überhaupt war ich heute so oft angestarrt worden, wie nie zuvor an einem Tag (und das will was heißen, schließlich benutzte ich seit über einem Jahr Stofftaschentücher und lief in den nicht-teenager-tauglichsten Klamotten aller Zeiten herum).

Aber es hatte mir auch so wenig ausgemacht wie nie zuvor. Während ich jetzt anstelle der Frau dem Sonnenuntergang zusah, breitete sich ein Lächeln über mein Gesicht aus. Das war der aufregendste Tag gewesen, seit ich zum letzten Mal mit meinem Cousin Matti auf Strohballen herumgesprungen und durch die Bäume geklettert war, um imaginäre Bösewichte zu vertreiben. Vielleicht sogar noch aufregender. Und definitiv war es der erste aufregende Tag in dieser Stadt gewesen.

Ich war mir immer noch nicht sicher, warum ich das alles getan hatte. Das war normal nichts, auf das ich je kommen würde – in ein Polizeirevier einbrechen oder mitten in der Stadt zu surfen versuchen.

Vielleicht, weil X ein bisschen Abenteuerlust in mir geweckt hatte. Oder weil ich verrückt geworden war. Aber irgendwie fühlte ich mich auf einmal viel lebendiger.

„Jetzt zeig ich dir meine Welt! Was ist eigentlich deine Lieblingsfarbe?“, fragte mich neugierig X.

Wir schlichen durch ein paar sehr dunkle Gassen, und wäre er nicht dabei gewesen, wären mir sicher Gedanken über Diebe oder andere, schlimmere Verbrecher durch den Kopf gerast, von denen man immer in den Nachrichten hörte. Aber mit ihm schien ich irgendwie alle Vorsicht fahren zu lassen. Vor allem jetzt, wo ich ihn wieder sehen konnte, schimmernd im Mondlicht. Seine blasse Gestalt tauchte immer wieder neben mir auf und verschwand dann wieder im Schatten.

„Grün“, antwortete ich. Grün wie die Wiesen und Wälder, die mein altes Zuhause gesäumt hatten. „Und deine?“

„Weiß nicht. Bin ja erst zwei Jahre hier. Aber ich glaub, gelb gefällt mir ganz gut.“

„Wieso gelb?“

„Keine Ahnung. Ist so fröhlich.“

„Okay.“

Schweigend gingen wir weiter, bis wir in einen Park einbogen. „Hier in der Nähe hält er sich meistens auf.“

„Kannst du mir nicht doch lieber vorher sagen, wen wir da treffen?“, fragte ich, auf einmal unglaublich nervös.

„Hey! Alter Junge! Auch wieder hier!“, sagte plötzlich eine Stimme von oben. Und mitten aus dem Baum vor uns fiel eine durchsichtige, weißliche Gestalt heraus. Das heißt, ihr Oberkörper und die Beine bis zu den Knien fielen heraus und zwar mit dem Kopf voraus. Da baumelte unverkennbar ein Geist im Baum.

„Hey, Kumpel. Wir wollten dich besuchen.“

Der Geist musterte mich. Und ich ihn. Er trug ein genauso durchsichtiges Kappi und sah aus wie jemand, der sehr gut auf ein Skateboard passen würde. Definitiv niemand, der früher einmal im 18. Jahrhundert gelebt hatte - wie ich es erwartet hätte.

„Ist das deine Neue?“, fragte der Geist und grinste mir zu.

„Darf ich vorstellen? Yara. Wohnt im Haus neben mir. Yara, das ist Max, der bekannteste Waveboardtrickfahrer unter allen, die je ein Geist geworden sind. Und auch der einzige.“

Ha. Hatte ich es doch gewusst.

„Mein Name ist M.A.X., du Idiot. Das steht für Master...“

„Wir wissens. Halt die Klappe.“

X grinste ihm zu.

„Jo, Alter, brichst du damit nicht irgendein unsichtbares Geistergesetz, wenn du dich mit einer *Lebenden* triffst?“

X zuckte mit den Schultern. „Und wenn schon. Umbringen kann mich keiner deswegen. Und ich kann nix dafür. Sie hat mich gesehen.“ Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht. Ob es wirklich so etwas wie Geistergesetze gab, dass man sich ‚Lebenden‘, wie er uns genannt hatte, nicht zeigen durfte? Damit sie keinen Herzinfarkt bekamen oder so? Das wäre vielleicht eigentlich ganz sinnvoll. Solange man dabei bei mir eine Ausnahme machen konnte.

„Na dann, willkommen im Club der Mitwisser, Yara!“, rief M.A.X. und schwang sich von seinem Ast runter, wobei er genau auf einem Waveboard landete, das ich im Schatten bisher nicht gesehen hatte. Aber jetzt rollte er damit über den Beton. Mit Wind als seinem Antrieb raste er den letzten Meter auf uns zu und kam direkt vor mir zum Stehen. Er verbeugte sich. „Ich bin das, was man ein Geist nennt und damit Teil einer uralten, wohl nie aussterbenden Spezies.“

Grinsend wehte er weiter und ließ uns im Dunkel stehen.

„So ist er immer“, sagte X. „Man kann sich selten lange mit ihm unterhalten. Immer in Bewegung, der Typ. Komm, weiter. Ich kenne noch ein paar in dieser Ecke.“

Ich nahm mir vor, bei der nächsten Gelegenheit im Internet mal nach jung verstorbenen Waveboard-Weltmeistern zu googeln.

Gespannt lief ich weiter an Xs Seite durch den Park. Hier, zwischen den Bäumen, waren so viele Schatten, dass ich manchmal stehen bleiben und mich umsehen musste, um herauszufinden, wo er war. Zwischendrin schimmerte nur immer wieder eines seiner Körperteile im Mondlicht.

Auch den nächsten Geist konnte ich zuerst nicht sehen. „Er lebt hier zwischen den Mülltonnen“, erklärte mir X im Flüsterton. „Er muss in seinem Leben n Obdachloser gewesen sein. Sammelt immer Sachen aus allen möglichen Tonnen raus. Manchmal glaube ich, er weiß auch gar nicht, dass er nicht mehr lebt. Statt dass er einfach durch die Türen durch schwebt, hebt er sie mit einem Stock auf. Und er sammelt tagsüber auch Flaschen ein, als könnte das niemand um ihn rum sehen. Hat schon ein paar Mal die Menschen ganz schön erschreckt. Aber die verdächtigen dann immer die Tauben. Einmal wollte er sogar ‚seine‘ Tonnen gegen einen obdachlosen Konkurrenten verteidigen, der ihn dabei gar nicht sehen konnte.“

Wenn hier irgendeiner der Anwohner wüsste, was nachts alles passierte... sie würden wahrscheinlich wegziehen.

„Macht ihr alle das, was ihr im Leben früher auch gemacht habt?“

Ich fragte mich, was X dann wohl gewesen war. Ein Surfer vielleicht. Oder ein Polizist. Wobei er dafür noch ziemlich jung wäre. Ein Polizei-Azubi vielleicht. Oder auch nur ein Krimi-Fan...

„Keine Ahnung.“

X zuckte mit den Schultern, als sei es ihm egal, aber für eine Sekunde hatte ich das Gefühl, es spiegle sich ein wenig Traurigkeit in seinen durchsichtigen Augen. Doch in der nächsten Sekunde war sie auch schon wieder verschwunden. „Niemand von uns kann sich erinnern, was wir früher gemacht haben“, erklärte er fröhlich.

„Hey, alter Mann, schläfst du?“ X rüttelte an dem Gitter am Tor zu den Tonnen. Wieso man Mülltonnen absperren musste, war eines der

vielen Dinge, die ich nicht verstand – und wahrscheinlich einfach verbieten würde, wenn ich Bundeskanzlerin wäre. War ich aber nicht. „Nein“, grummelte eine tiefe, raue Stimme von innen. „Man findet hier ja auch keine Ruhe. Was wollt ihr von mir?“

„Er tut nur so“, flüsterte X. „In Wirklichkeit freut er sich über Besuch.“

„Und er kann ziemlich gut hören“, grummelte die Stimme. „Über Besuch, der ihn von seinem hart verdienten Schlaf abhält, freut er sich nicht.“

„Du kannst nicht schlafen, alter Mann. Du bist ein Geist“, erinnerte ihn X.

„Na vielen Dank auch. So alt bin ich jetzt auch wieder nicht.“

„Doch, bist du. Mach schon auf.“

„Du kommst doch sonst auch einfach ungebeten rein.“

„Ich schon, aber meine Freundin nicht.“

Meine Freundin. Die Worte hallten in meinen Ohren wieder. Sie klangen so fremd für mich.

Ich hörte ein Seufzen und dann spürte ich eine kalte Brise von der Tür herüberwehen. Die Klinke wurde von einer unsichtbaren Hand nach unten gedrückt und die Tür öffnete sich. Für einen kurzen Augenblick fiel ein Strahl Mondlicht durch sie hindurch. Er tauchte die Mülltonnen in blasses, weißes Licht, in dem direkt vor uns eine große Gestalt mit langem Bart und stark verfilzten Haaren schimmerte. Der Mann sah uns durch kleine, dunkle Augen grimmig an. Dann zog eine Wolke vor den Mond und unser Gegenüber war wieder unsichtbar.

„Wie geht’s dir, alter Kumpel?“

„Wie solls einem schon gehn in diesem dreckigen Leben? Beschissen! Ich wünschte, ich könnte zumindest ab und zu noch ein Bier trinken. Aber ich hab kein Geld. Wird alles immer teurer in diesem blöden System. Das is noch mal unser Untergang.“

Ich bezweifelte stark, dass er Bier trinken könnte, selbst wenn er das Geld dafür hätte.

„Und was treibst du so den ganzen Tag?“

„Nix, was sonst. Und ihr zwei jungen Menschen? Was treibt ihr euch bei so einem alten Knochen wie mir rum, mitten in der Nacht?“

X übergang die Frage. „Wir sind heute ins Polizeirevier eingebrochen“, erzählte er. „Das im Liberté-Viertel, wo du mal deine Ein-Geist-Demo gegen das Harzt-IV-Gesetz gemacht hast.“

Ich konnte mir ein Kichern nur knapp verkneifen. Eine Ein-Geist-Demo? Da wäre ich echt gerne dabei gewesen.

Auf einmal klang der Geist wesentlich wacher.

„Das waren noch Zeiten! Ich wünschte, ich wär noch mal jung genug für so Zeug.“

„Das war vor fünf Monaten.“

„Aber jetzt müsst ihr mal am System rütteln, damit sich was ändert! Ihr seid die Jugend! Ihr seid die Zukunft! Hoffe, ihr habt da zumindest bisschen Verwüstung hinterlassen?“

„Furchtbares Chaos. Warst du schon mal unten am Fluss surfen?“

„Damit ich mich verkühle und sterbe? Nein, nein, das bisschen, was mir vom Leben geblieben ist, will ich noch ohne Lungenentzündung genießen. Hat nicht jeder ne Krankenversicherung.“

X seufzte. Hier waren alle Bemühungen sinnlos.

„Na dann, alter Junge, hat mich gefreut, dich zu sehen.“

„Ja, ja. Zieht nur wieder von dannen wie die Franzosen in Russland und lasst mich alten Knaben hier alleine sterben.“

„Auf Wiedersehen“, murmelte ich und war mir nicht ganz sicher, ob ich das wirklich meinte. Er tat mir leid und ich wünschte, wir könnten ihm irgendwie helfen. Aber trotzdem...

„Meld dich mal wieder!“, rief er X hinterher. „Das nächste Mal am besten zu ner menschlicheren Uhrzeit!“

Die Mülltonnentür fiel mit einem ‚Klack‘ wieder ins Schloss.

In dieser Nacht trafen wir noch ein kleines Mädchen, das am Flussufer saß und immer wieder hineinsprang, um dann lachend mit großem Wassergespritze wieder herauszuschießen und fast bis in die Sternen

hinein in den dunkelblauen Himmel einzutauchen. X und sie tauschten einige Neuigkeiten aus und lieferten sich eine kleine Schlacht im Wasser, während ich vom Ufer aus zusah. Es war inzwischen schon drei Uhr geworden.

Als er zurückkehrte, beschloss X, dass er mir den Rest auch noch morgen vorstellen konnte.

Erleichtert gähnte ich. Ich hatte das Gefühl, dass mich morgen ein sehr, sehr anstrengender Tag erwarten würde.

Kapitel 8: Der alte Geist und die Sehnsucht

Leider sollte ich recht behalten. Es war ein furchtbar anstrengender Tag. Ich konnte mich nur mit Mühe davon abhalten, die ganze Zeit zu gähnen. In Englisch wäre ich fast eingeschlafen. Mit dem Kopf auf den Arm gestützt starrte ich auf mein Arbeitsblatt hinunter. Ich musste mich wirklich zusammenreißen, um halbwegs aufzupassen.

Gottseidank waren in einer halben Woche endlich Sommerferien...

Aber heute hatte ich wirklich Glück. Vielleicht dachten die Lehrer, dass es mir nicht gut ginge. Oder sie übersahen mich einfach.

Jedenfalls ließen sie mich in Ruhe. Die Schüler leider nicht. Sie kicherten hinter meinem Rücken und immer wieder schnappte ich Sätze auf wie „Da ist die Verrückte!“ oder „...wusste immer, dass was mit der nicht stimmt, schon wie die rumläuft!“

Ich wurde rot und drehte mich weg. Aber da hörte ich plötzlich Xs Stimme vor mir. Ich blieb stehen.

„Hey! Ich habe gerade...“, flüsterte er begeistert. Den Rest vom Satz konnte ich dann leider nicht mehr hören.

„Was stehst du eigentlich schon wieder mitten im Gang rum?“, rief eine vertraute Stimme hinter mir. „Machts Spaß, anderen Leuten im Weg zu stehen? Bekommst du sonst zu wenig Aufmerksamkeit?“

Ich schloss die Augen. Nicht schon wieder. Bitte nicht.

Umgeben von zwei seiner Freunde kam er auf mich zu. Unter seiner Kapuze glitzerten seine Augen gefährlich.

„Was trägst du da eigentlich? Den Kleiderschrank deiner Oma?“

Das rüttelte irgendwas in mir wach. Dass er meine Oma ansprach.

Ich drehte mich zu ihm um und sah ihm direkt in die Augen.

Jeder um uns herum war stehen geblieben, um zuzusehen. Der ganze Schulflur verstummte und erstarrte.

„Ja. Und weißt du wieso?“, rutschte es aus mir heraus. „Weil mit jedem neu produzierten Kleidungsstück die Umwelt beschädigt wird. Es gibt Menschen, denen es jeden Tag schlecht geht und halbe Länder verschwinden im Meer. Wir betonieren jedes kleinste Stück Erde zu, um noch mehr Profit heraus zu schlachten. Wenn ihr meint, es gibt nichts Wichtigeres auf der Welt als jeden Monat shoppen zu gehen und cool auszusehen, egal wie viele Menschen darunter leiden und in Zukunft wegen unserem Konsum sterben werden, meinestwegen. Macht die Augen zu. Aber ich will diese Verantwortung nicht tragen.“ Und dann drehte ich mich um und ging davon.

Niemand bewegte sich. Niemand erwiderte etwas. Aber als ich den Schulflur entlang an den anderen Schülern vorbei zum Ausgang rauschte, begann das Getuschel hinter mir. Und es war so laut wie ein Schwarm wildgewordener Bienen.

Was hatte ich getan? Was hatte ich nur getan?

Ich hatte mich noch nie im Leben so schlecht gefühlt.

Aber irgendwie hatte ich mich auch noch nie so stark und so mutig gefühlt. In das Polizeirevier war ich nur eingebrochen, weil X dabei gewesen war und mir geholfen hatte. Aber das hier – das hatte ich getan. Vollkommen ohne irgendwen anderes. Ich war zum ersten Mal in meinem Leben wirklich mutig gewesen. Sollten sie doch von mir denken, was sie wollten. Ich fand, ich hatte verdammt cool geklungen. Als ich nach Hause kam, saß meine Schwester in ihrem Zimmer am Boden gekauert. Sie wirkte, als hätte sie geweint. Als sie mich sah, bewarf sie mich mit wütenden Blicken und schlug die Tür zu.

Bestimmt hatte sie davon gehört. Bestimmt war sie jetzt sauer.

Wahrscheinlich dachte sie mal wieder, ich hätte das extra gemacht, nur um ihr zu schaden.

Aber ich war auch wütend. Es war Zeit, dass die Welt mal aufhörte, sich ständig um sie zu drehen. Wenn ihre Freundinnen sie nur wegen mir jetzt bescheuert fanden, dann waren es keine Freundinnen. Punkt. Das wusste sogar ich, ohne je eine gehabt zu haben...

Doch desto länger ich in meinem Zimmer saß und nachdachte, desto mehr fing es an, mir auch ein wenig leid zu tun. Vielleicht hätte ich wirklich mehr Rücksicht auf sie nehmen müssen...

Gerade als ich anfang, mich für meine flammende Rede am Schulflur zu schämen, kam X durch das Fenster ins Zimmer gesaut.

„Wie. Geil. War. Das denn bitte?“, rief er, so laut, dass ich meinen Finger auf die Lippen legte und ängstlich zur Tür sah.

„Sorry. Aber das war ja echte die coolste Aktion, die ich je gesehen hab! Du könntest mit jeder randalierenden Ein-Geist-Demo mitmachen! Diese Gesichter! Ein Bild, das ich nie vergessen werde...“, schwärmte er.

Und ich konnte nicht anders als zu grinsen.

Den ganzen Nachmittag über (wir trainierten meine Fähigkeiten im Brettsurfen und erkundeten eine alte Fabrik, die mich schon immer interessiert hatte, in die ich mich allein aber bisher nicht reingetraut hatte) machte X mir Vorschläge, was ich noch alles hätte sagen können. Außerdem berichtete er mir (die wahrscheinlich stark ausgeschmückte Version davon), wie er nach meinem Abgang dem Elftklässler mit der Kapuze ein Bein gestellt hatte, sodass er vor den Augen aller stolperte, wobei er laut X extrem dämlich ausgesehen hatte. X meinte, er hatte die Chance nutzen müssen, um alle, die mich vorher ausgelacht hatten, ein bisschen zu verarschen. Er hatte das Chaos genutzt, um ihre Rucksäcke zu vertauschen oder ihre Schnürsenkel aneinander festzubinden. Es sei einfach die perfekte

Gelegenheit gewesen, weil sie über mich lästerten und sich dabei minutenlang nicht vom Fleck bewegten, geschweige denn die Aufmerksamkeit hatten, um einen Geist zwischen ihren Beinen zu bemerken. Ich gab mir wirklich Mühe, das nicht allzu witzig zu finden. Normalerweise war ich niemand, der anderen Menschen etwas Schlechtes wünschen konnte. Aber die Vorstellung, wie sie stolperten und dann entdeckten, dass ihre Schnürsenkel auf wundersame Weise zusammengefunden hatten, gab mir in meinem müden Hormonchaos einfach den Rest. Am Ende lagen wir glaube ich beide eine halbe Stunde lang lachend am Boden – und hörten uns an wie zwei Teenager, die Lachgas erwischt hatten.

„Es fanden aber nicht alle nur komisch, was du gesagt hast“, erzählte er schließlich, als wir uns wieder beruhigt hatten.

„Manche haben dich auch echt bewundert.“

Das konnte ich mir nicht so richtig vorstellen. Aber es reichte mir, dass er mich nicht auslachte. Ich war nicht länger alleine. Und das gab mir auf einmal eine Unmenge an ungekanntem Mut. Mit einem Freund an der Seite – das Wort kam mir sogar in Gedanken nur schwer über die Lippen – war das alles viel leichter zu ertragen.

Bei Sonnenuntergang machten wir uns dann wieder auf dem Weg zu den Geistern dieser Stadt. Diesmal ging ich vorher nicht nach Hause. Ich hatte keine große Lust, noch mehr wütende Blicke abzubekommen.

X führte mich durch die Straßen. Ich hatte in der Dunkelheit längst den Überblick verloren, wohin wir gingen.

Wir hatten den Nachmittag über so viel geredet und gelacht, dass wir jetzt gar nichts mehr sagten. Was wahrscheinlich auch daran lag, dass ich mit jeder Minute noch müder wurde. Aber ich war zu gespannt auf die anderen Geister, als dass ich umkehren hätte wollen. Und X war nicht vernünftig genug, um mich dazu zu überreden.

Während dem Gehen hatte ich deshalb viel Zeit zum Nachdenken. Und wenn man einmal Zeit mit Geistern verbrachte, gab es so einiges, worüber man anfang, nachzudenken.

Das Leben zum Beispiel. Und was danach kam. Und die Dinge, die man gerne noch tun würde, bevor das kam, was danach kam. Ich würde zum Beispiel gerne einmal zu einer Umweltschutzorganisation gehören und richtig krasse Aktionen für den Umweltschutz machen. Etwas, was wirklich Protest ausstrahlte und die Menschen auf das Schicksal anderer Völker aufmerksam machte. So wie diese Leute, die sich Gleise setzten und so weiter.

Ich würde gerne auf eine Demo gehen und ich wäre gerne Politikerin. Und einmal in meinem Leben würde ich gerne jemanden küssen. Aber das würde ich nie jemandem sagen.

Zuerst trafen wir unterwegs zufällig einen von Xs Bekannten. Ich hörte ihm gespannt zu, wie er von seiner Zeit als unsichtbarer Straßenkämpfer des Liberalismus gekämpft hatte, ein Jahrhundert nach der französischen Revolution. Den nächsten Geist, den X eigentlich aufsuchen wollte, fanden wir nicht. Deshalb gingen wir um Mitternacht schließlich zu einem sehr alten Geist, der wie X in einer verlassenen Stadtwohnung hauste. Darüber war ich ziemlich froh, denn dort konnte ich mich in einen verstaubten und uralten, aber äußerst bequemen Polstersessel setzen und mich zurücklehnen. In den weichen Polstern war die Versuchung, einfach einzuschlafen, allerdings noch größer...

Der Geist war ein freundlicher alter Herr mit einer Sprachmischung aus verschiedensten Zeiten und Manieren aus einer lang vergangenen Epoche, aber einem großen Herz. Er lächelte mir zu und bot mir sogar einen Kaffee an.

Ich nickte sehr dankbar (und hoffte, dass der häusliche Kaffeebestand nicht genauso alt war wie er selbst). Das machte zumindest ein bisschen wacher.

Mit ihm konnte man sich auch sehr lange unterhalten und er war weder übermäßig fröhlich noch verbittert und grimmig. Manchmal klang er allerdings ein wenig wehmütig.

Wir unterhielten uns vor allem darüber, wie es so war, ein Geist zu sein. Damit hatte er mit seinen mindestens fünfhundert Jahren Geisterdasein auch ziemlich viel Erfahrung. Von denen erzählte er uns sehr ausführlich. Ich fand das wahnsinnig spannend und stellte tausende Fragen, während X gelangweilt am Sofa herumturnte. Aber mit jedem seiner Sätze verstand ich langsam die Wehmut in seiner Stimme. Ich hatte noch nie darüber nachgedacht, aber jetzt, wo ich einen Bericht darüber hörte, kam es mir immer trauriger vor, dass es Menschen gab, die, ohne ein Ziel und ohne dass sie sich je irgendwie verändern könnten, Jahrhunderte lang über diese Erde wandern mussten. Ich warf X einen Seitenblick zu. Er war irgendwo im Schatten verschwunden, aber ich spürte seine Gegenwart.

Das war das Schicksal, das ihm drohte? Niemals irgendwo anders hingehen zu können, sondern für immer ruhelos hier rum zu spuken? Von kaum irgendwem gesehen zu werden?

Wurde man da nicht verrückt dabei? Nach einem Jahrhundert spätestens musste man doch völlig verzweifeln...

„Wie ist das so, so lange... hier zu sein?“, fragte ich schließlich.

„Man hat das Gefühl, irgendwie falsch zu sein. Als wäre hier eigentlich nur ein Platz, wo man auf etwas warten würde. Ein Platz, wo man eigentlich nicht länger bleiben sollte. Und dann bleibt man doch, immer länger und länger und wird immer unruhiger. Wir fühlen uns leer. Es gibt keinen Ort hier, wo wir hingehören. Und irgendwas in uns zieht uns und treibt uns weiter. Treibt uns, das ‚Weiter‘ zu finden.“

Ich versuchte, mir das vorzustellen. Immer unruhiger zu werden, ohne etwas dagegen tun zu können und ohne dass es je leichter werden würde... es musste einfach nur schrecklich sein. Ich fand den

Gedanken so unglaublich traurig, dass ich mir aus ganzen Herzen wünschte, ich könnte irgendwas tun, um den Geistern zu helfen.

„Und... was kommt, wenn man ‚Weiter‘ ist?“

„Von denen, die noch hier sind, weiß das keiner so genau. Aber man sagt, dort läge das Land der Ruhe, das Reich des Friedens.“ Mit glänzenden Augen blickte er zu den Sternen nach oben.

„Es gibt also eine Art Himmel?“

„Das erzählt man. Und ich glaub fest daran. Ich wünschte, ich wäre dort...“

„Wieso bist du dir so sicher, dass es überhaupt weitergeht?“, fragte X zweifelnd.

„Naja, uns gibt es ja schließlich auch, oder? Da können wir ja kaum ausschließen, dass es auch andere übernatürliche Sachen gibt. Eigentlich würde ich sogar eher ausschließen, dass mit anderen Gestorbenen nichts passiert. Das wär ja doch irgendwie ziemlich seltsam, wenn wir die einzigen wären, die weiterleben.“

Das leuchtete ein.

„Wir würden uns gerne ein anderes Mal weiter darüber mit dir unterhalten“, bemerkte X schließlich. „Aber zu früherer Stunde. Es ist spät geworden.“ Ich sah auf meine Armbanduhr und stellte fest, dass er recht hatte: Es war schon wieder nach drei Uhr.

„Das verstehe ich selbstverständlich. Ich würde mich über ein baldiges Wiedersehen freuen! Habt eine geruhssame Nacht, verehrte Dame, verehrter Freund!“

Ich drehte mich in dieser Nacht von der einen Seite auf die andere. Es war eigentlich viel zu spät, um nicht einschlafen zu können. Aber die Sache mit X ließ mich irgendwie nicht los. Dass er für immer auf dieser Erde sein würde, ohne je eine Chance zu haben, irgendwo Ruhe zu finden. Wie konnte ich nur eine Sekunde neben ihm genießen, wenn ich wusste, dass das sein Schicksal war? Und wieder wünschte ich mir, ich könnte irgendetwas tun.

„Wir müssen eine Lösung finden!“, sagte ich am nächsten Morgen, als ich ihn neben mir auf der Steinbank in unserem Pausenhof sitzen fühlte.

„Für was?“, fragte er, verblüfft, dass ich ihn so schnell bemerkt hatte.

„Für dich. Dass du so lange auf dieser Erde sein wirst.“

Er schwieg ein paar Momente.

„Und wie?“

Erleichtert, dass er die Idee zumindest nicht völlig abtat, zuckte ich mit den Schultern.

„Wir müssen den alten Geist noch mal um Rat fragen. Vielleicht hat er nützliche Hinweise. Heute Abend.“

Den ganzen Tag über hoffte ich fest, dass uns der erneute Besuch weiterbringen würde. Als wir gegen elf Uhr an die Wohnungstür klopfen, war der Geist sehr überrascht, uns so bald schon wieder zu sehen. „Was ist euer Anliegen?“, fragte er freundlich.

„Wenn es dieses... dieses Land gibt“, platzte ich ohne große Umschweife heraus, „wie kommt man dann dort hin? Kann man dann irgendetwas tun, dass man nicht für immer hierbleiben muss?“

Der Geist seufzte. Er schwieg eine Weile, als wäre er sich nicht sicher, ob er uns erzählen sollte, was er wusste. Oder ob er selbst daran glaubte.

„Ich habe mal von einem sehr alten Ort gehört, der angeblich zwischen dieser und der anderen Welt liegt. Man nennt ihn ‚Land am Ende der Welt‘.“

„Und wo genau liegt dieses Land?“

„Das wusste bisher kein Geist, den ich danach gefragt habe. Aber ich hörte, es gäbe da einen wirklich uralten Geist, scheinbar älter als die Zeit selbst, der sich mit solchen Sachen auskennt.“

„Dann müssen wir den finden“, sagte ich entschlossen. „Wir müssen uns auf die Suche nach ihm machen und dieses Land finden. Wenn es eine winzige Chance gibt, von dieser Erde runter zu kommen, dann wär es das doch wert, oder?“

Die beiden Geister schwiegen. Sie schienen sich da nicht so sicher zu sein wie ich.

„Es ist fast unmöglich. Kaum jemand hat es je gefunden und die meisten kehrten verbitterter zurück, als sie losgezogen sind“, sagte der alte Geist schließlich. Und nach einem diesmal sehr langen Zögern fügte er hinzu: „Aber ja, vielleicht hast du recht. Das wäre es wert.“

„Gibt es einen Hinweis, wo dieser Geist ist?“, drängte ich. „Die Allerältesten unter euch müssten ihn doch kennen.“

Der alte Geist sagte: „Oh, wenn es hier in der Nähe einen Ort gibt, wo sich Geheimnisse sammeln und wo die ältesten von uns – noch viel älter als ich selbst - in Hütten und Höhlen hausen wie zu ihrer eigenen Zeit, dann ist es die Kasslitter Heide. Dort gibt es einen sehr alten Geist, man sagt, er lebe schon seit einer Zeit, bevor die Sprachen geschliffen und in die Himmelsrichtungen zerstreut wurden, weshalb er auch jede von ihnen spräche, ohne sie je gelernt zu haben. Er lebt dort ganz am Anfang der Heide in einer kleinen morschen Holzhütte, die die Menschen schon seit Jahrtausenden meiden, weil sie glauben, es spuke dort.“ Der alte Geist lachte. „Fangt einfach im Norden an und geht immer Richtung Süden, dann könnt ihr ihn nicht verfehlen.“

„Dann beginnen wir dort“, entschied ich. „Sobald die Ferien anfangen.“

„Falls du es schaffst, nach dort drüben zu gehen, versprich mir, dass du mir Bescheid gibst und mir erklärst, wies geht!“, rief der Geist uns hinterher (ohne zu erklären, wie X das anstellen sollte, wenn er doch dann dort drüben war). Sehnsucht lag in seiner Stimme, als er die Worte „dort drüben“ sagte.

Die Heide kannte ich. Dort war ich früher mit meiner Tante und Matti einmal wandern gegangen. Sie lag nur wenige Stunden Zugfahrt von unserem alten Zuhause entfernt. Im Sommer sah es dort wunderschön aus, tausende bunte Blüten und glitzernde Nebel am Morgen.

Zwischen den Wiesen warteten lauter kleine Dörfer, die früher nur

vom Tourismus gelebt hatten, welcher aber in den letzten Jahrzehnten deutlich abgeklungen waren. Deshalb waren die alten Gasthäuser dort ziemlich billig und man traf unterwegs nur selten einen verirrtten Wanderer. Es erschien mir irgendwie passend, dass das ein Ort sein sollte, wo sich Geheimnisse sammelten und Geister so etwas wie ein Zuhause in dieser Welt gefunden hatten.

Teil 2 – Eine Reise zum Ende der Welt



Kapitel 9: Eine große Reise beginnt

Am nächsten Morgen hatte ich bereits den perfekten Plan im Kopf. Er war über Nacht einfach so in meinem Kopf aufgetaucht, ohne dass ich danach gefragt hätte. Wir würden einfach zu meiner Tante auf den Bauernhof fahren und von dort aus weiter zur Heide. Ich würde meinen Eltern und meiner Tante sagen, dass ich in den Ferien wandern gehen wollte. Solange es sie nichts kostete, hatten sie bestimmt nichts dagegen. Ich hatte noch eintausendzweihundert Euro gesammeltes Geburtstagsgeld auf meinem Konto, dass für eine Woche Wanderung leicht reichen würde. Meine Oma hatte immer dafür gesorgt, dass ich es auch wirklich bekomme, sonst hätte es mein Vater längst in Bier oder in irgendwelche Aktienzockereien verwandelt. Aber ich hatte meine EC-Karte zu jeder Zeit gut versteckt und irgendwann hatte er es vergessen. Meine Schwester war sicher froh, wenn ich in den Ferien mal nicht da war, sie würde die meiste Zeit eh bei Freundinnen übernachten. Falls sie nach meiner Rede am Schulflur noch welche hatte...

Noch am selben Morgen, bevor ich zur Schule fuhr, begann ich meinen Wanderrucksack zu packen. Ich hatte ihn beim Umzug heimlich mitgenommen. Er wäre sonst sicher einer der Gegenstände gewesen, die meine Eltern als „zu groß für die neue Wohnung“ eingestuft hätten. Aber ich hatte die Hoffnung damals noch nicht aufgegeben gehabt, dass ich hier in der Umgebung doch noch Möglichkeiten entdecken würde, irgendwo in die Natur zu kommen. Leider hatte ich sehr schnell feststellen müssen, dass das eine weit von der Realität entfernte Träumerei gewesen war. Hier gab es einfach nichts, wofür es sich lohnen würde, seinen Rucksack zu packen. Aber jetzt war ich froh, dass er hier war. In Windeseile stopfte ich ihn mit allem voll, was wir brauchen könnten. Nur, um dann die Hälfte wieder auszupacken und Wechselkleidung gegen ein Stück Kernseife

einzutauschen, mit der ich meine benutzte waschen konnte, sobald mir auffiel, wie viel er wog.

„Was machst du da?“, raunte eine Stimme hinter mir. Diesmal erschrak ich. Ich war zu beschäftigt gewesen, um zu bemerken, dass er in mein Zimmer gekommen war.

„Ich packe“, antwortete ich.

„Das seh ich, aber wofür in alles in der Welt? Geht dir deine Schwester so auf die Nerven, dass du abhauen willst? Würd ich übrigens verstehen. Sie hat sich gerade eine halbe Stunde lang geschminkt, nur um ihr Kunstwerk mit saurer Miene zu betrachten, es wieder abzuwischen und von vorne zu beginnen.“

Das wunderte mich wenig. Das war ihre Morgenroutine. Es wäre mir egal, wenn ich nicht an den unnötigen Energieverbrauch denken würde, der bei der Produktion von all der Schminke entstand. Und erst die Rohstoffe... Ich hätte ihr Naturschminke geschenkt, wenn ich nicht gewusst hätte, dass die sofort im Mülleimer landen würde, als sei etwas Giftiges in ihr drin.

„Hör auf, meiner Schwester nachzuspionieren.“

„An deiner Stelle hätte ich ja längst die Toilettentür eingetreten.“

„Ich war hier beschäftigt.“

„Stimmt. Und – mit was?“

„Ich packe für eine Wanderung durch die Heide.“

„Du bist dir also sicher, dass du nach diesem Land suchen willst?“

Auch wenn wir keine Ahnung haben, ob es überhaupt existiert?“

„Ich bin mir sicher, dass *du* nach diesem Land suchen willst, egal wie klein die Chance ist, dass es irgendwas bringt, weil du sonst für immer ruhelos auf dieser Erde rumhängst.“

Da konnte er nichts erwidern. Ich merkte selber auf einmal, wie wild entschlossen ich war, wenn nötig bis ans Ende der Welt zu reisen. Das kannte ich sonst nur von mir, wenn es darum ging, beim Mittagessen das Fleisch nicht anzurühren. Ich war deshalb schon einige Male angeschrien worden. Aber da war ich hart geblieben.

Und genauso entschlossen war ich jetzt auch.

„Na dann“, sagte X schließlich, in seinem normalen fröhlichen Tonfall. „Auf ins Abenteuer. Aber mit dem Packen kannst du auch noch anfangen, wenn Ferien sind.“

Womit er mich an die zwei grausamen Schultage erinnerte, die mir bis dahin noch bevorstanden...

Wie ich sie überlebte, weiß ich bis heute nicht. Wahrscheinlich spielte X dabei die größte Rolle, der mich jedes Mal an diverse Schnürsenkelszenarien erinnerte, wann immer jemand hinter mir zu tuscheln begann. Und wenn mir jemand einen seltsamen Blick zuwarf, lachte er die Personen meistens aus, weil er sich an ihre Gesichtsausdrücke von damals erinnerte. Wenn ich nicht eh schon wie die komischste Person der Schule gewirkt hätte, dann hätte ich mir diesen Ruf jetzt spätestens damit verdient, dass ich den halben Tag mit einem unfreiwilligen Grinsen durch die Flure marschierte.

„Meint ihr, die hat was gekiff?“, flüsterte ein Siebtklässler hinter mir.

„Klar, so Ökos kiffen doch immer! Meine Schwester studiert in München, die kennt lauter solche Leute und wenn sie uns besucht, riecht sie immer ziemlich stark danach.“

Entnervt drehte ich mich um. „Wollt ihr vielleicht auch bisschen Gras?“

Was war nur los mit mir?

Die beiden starrten mich an und dann liefen sie laut kichernd davon. X kriegte sich kaum wieder ein vor Lachen und musste sich eine Weile lang auf das Schuldach zurückziehen, damit ihn niemand hörte. „Alter, wie die weggerannt sind, wie so kleine Mädchen!“

Die andere Hälfte der Zeit grinste ich allerdings weniger. Da saß ich mit schamroten Gesicht im Unterricht und versuchte, mich irgendwie hinter meinen Händen zu verstecken. Mein Magen zog sich dabei schmerzhaft zusammen vor Scham. Wieso hatte ich das nur getan?

Wieso hatte ich nicht einfach den Mund gehalten und war der seltsame, aber unauffällige Schulfreak geblieben?

Der Höhepunkt vom Übel kam dann in der zweiten Pause, als ein Lehrer durch die Halle auf mich zumarschierte, um mir mitzuteilen, dass eine Gruppe von Siebtklässlern mich beschuldigt hätte, ihnen Gras verkaufen zu wollen. Er wollte mir deshalb einen Verweis geben.

Wieder einmal verstummte die halbe Schule, um zuzusehen. Ich warf X einen verzweifelten Blick zu. Was dazu führte, dass der Feueralarmkasten direkt neben mir zersprang und die Lautsprecher grundlos zu heulen begannen.

Das rettete mich zwar aus der Situation, war aber nicht ganz das Ablenkungsmanöver, das ich mir vorgestellt hatte...

„Danke“, murmelte ich, während wir alle wie die Lemminge in unseren Klassen auf den Schulhof hinaustrotteten, die Lehrer voran und die Klassensprecher hinterher, obwohl eigentlich jedem klar war, dass es keinen Grund dafür gab. Der Knopf hatte sich einfach selber gedrückt, niemand hatte jemanden beobachten könnten, der ihn betätigt hatte. Sogar der Lehrer hatte zugeben müssen, dass ich es nicht gewesen sein konnte, weil er mich die ganze Zeit über im Blick behalten hatte. Trotzdem brauchte die Schulleitung fast eine Stunde, um das offiziell festzustellen. Weil es kein Probealarm war, kam die Feuerwehr und untersuchte erst mal das gesamte Gebäude, ob es nicht doch irgendwo ein verstecktes Feuer gab. Gab es aber nicht. Was es gab, war ein lauthals lachender Schulgeist, der sich in der obersten Toilette versteckte und bestimmt jetzt Bauchkrämpfe hätte, hätte er einen Bauch gehabt. Aber den fand glücklicherweise niemand.

Während wir unten standen, hatten die Schüler ausgiebig Zeit zu reden. Und weil sie auch einiges an Gesprächsstoff hatten, mussten die Lehrer am Ende ein Megafon auftreiben, um sie übertönen zu können. Glücklicherweise hatten die Feuerwehrleute eines dabei.

Es gab auf dem gesamten Schulhof, von der fünften Klasse bis hinauf zur zwölften eigentlich nur drei Themen: Mich und meine Rede im Flur, den plötzlich zersprungenen Alarmkasten und Theorien, wie das passiert sein konnte - und die ökologische Grundsatz-Debatte, die ich neben dem Getuschel gestern ausgelöst zu haben schien.

Die meisten dachten dabei, dass alle Ökos einfach Freaks waren, die sich seltsam benahmen und maßlos übertrieben.

Ich war noch nie so erleichtert gewesen und meine Mundwinkel auch noch sie so verkrampft, wie als ich heute von der Schule nach Hause kam. Endlich. Endlich waren Ferien. Jetzt konnte ich dem Geflüster für ein paar Wochen entkommen.

Die Kraft, heute noch viel zu unternehmen, hatte ich nicht mehr.

Deshalb saßen wir in meinem Zimmer und besprachen die Reisepläne. Für X würde es vergleichsweise einfach werden. Er wäre in nur einer Stunde bei der Heide und würde sich dort schon mal umsehen können, während er auf mich wartete. Ich dagegen musste die Nachricht meinen Eltern überbringen und ihnen das ganze so verkaufen, dass meine Tante in der Zeit für mich verantwortlich wäre. Die hatte nichts dagegen, sie freute sich, dass ich kommen wollte, wie sie meiner Mutter am Telefon sagte. Meinem Vater war sowieso alles egal. Er war in seiner taubstummstumpfe Phase und saß mit einem Bier vor dem Fernseher. Zum ersten Mal war mir das ganz recht. Besser als Fragen oder ein Wutanfall. Hauptsache, ich kam weg von hier.

Obwohl ich sie ihm immer noch am Liebsten aus der Hand gerissen oder über dem Kopf ausgeleert hätte, damit er zur Vernunft kam. Seufzend drückte meine Mutter mir einen Kuss auf die Stirn und sagte, es wäre okay, wenn ich noch heute losfahren würde. Woher ich das Geld für die Fahrt nach Wilderndorf nahm, fragte sie nicht. Ich umarmte sie und wünschte mir plötzlich, ich hätte sie auch mitnehmen können. Wie sollte sie diese Ferien alleine mit meiner Schwester und meinem Vater überleben?

Aber darüber konnte ich mir keine Gedanken machen, wenn ich wollte, dass wir zu unserem Ziel kamen.
 Und das hatte ich mir in den Kopf gesetzt.
 Ich schulterte meinen Rucksack, prüfte ein letztes Mal, ob ich alles Wichtige dabei hatte – und dann fuhr ich mit der U-Bahn zum Bahnhof.

Als ich in Wilderndorf am Bauernhof meiner Tante ankam, war es schon spät abends. Nach der allgemeinen Begrüßungsrunde (sogar über Susis Anblick, die mir ein paar neue Blusen anbot – sie war inzwischen auf gestreift umgestiegen – freute ich mich wahnsinnig) konnte ich nicht anders, als einmal um mein altes Zuhause herumzulaufen. Ich betrachtete die altbekannten Wälder und Wiesen, kletterte über die Strohbälle und streichelte die Schafe. Dann fiel ich erschöpft in mein altes, vertrautes Bett und kuschelte mich in die Federdecke. Und dabei war ich einfach nur richtig glücklich, wieder hier zu sein.

Ich wünschte nur, meine Oma wäre das auch noch...
 X schwebte auf und ab und warf dabei hin und wieder den Sternen über ihm einen flüchtigen Blick zu. Während ich schlief, machte er sich seine Gedanken. Morgen würde es losgehen. Er hatte gewusst, dass er eines Tages nach einer Lösung suchen würde müssen. Er konnte nicht für immer hierbleiben. Das war ihm vom ersten Moment an klar gewesen.

Aber er hätte es gerne noch länger nach hinten verschoben. Ein paar Jahrhunderte hätte diese Reise seiner Meinung nach schon noch warten können. Er wusste nicht, ob er für sie schon bereit war. Er musste sie antreten. Aber das Ziel machte ihm Angst.

Von der Zugstation in Hügelsheim aus waren es allein schon ein paar Stunden Wanderung zur Heide hin. Der Tourismus hier war verschwunden, bevor man das Eisenbahnnetz in der Gegend

ausgebaut hatte. Später hatten sich dann Umweltschützer dagegengestellt, dort Gleise zu verlegen und damit ein Stück Natur zu zerstören. Wo ich ihnen Recht gab, denn es war immer noch ein wunderschönes Stück Natur. Der Weg war glücklicherweise leicht zu finden.

Den Bauernhof hatte ich mit einem wehmütigen Gefühl verlassen. Nicht nur, weil ich ihn verlassen hatte müssen, sondern auch, weil sich dort so viel verändert hatte. Meine Oma fehlte überall, wo man hinging. Susanne und Matthias steckten jetzt wesentlich tiefer in der Pubertät als zu der Zeit, wo ich gegangen war. Auf den Strohbällen sprang schon lang niemand mehr herum und es waren auch nicht mehr so viele wie früher. Sie wirkten seltsam verlassen. Nur der Geist meiner Erinnerungen schwebte noch schwermütig darüber.

Susi sah meiner Schwester immer ähnlicher, sie trug jetzt Lippenstift und keine geflochtenen Zöpfe mehr, sondern ponylose lange Haare. Matti trug jetzt Kleidung, mit der man auf keinen Fall auf Bäume klettern oder auch nur in den Garten gehen würde. Er sah kaum von seinem Handy auf, obwohl ich sah, dass er sich sehr freute, mich zu sehen. Aber er war jetzt in das Alter gekommen, wo Jungs das oft nicht mehr zugeben konnten – und ein Junge wie Matti erst recht nicht. Er fragte mich nur, warum ich seine Nachrichten auf WhatsApp nicht beantwortet hatte und ich erklärte ihm, dass mein Handy kaputtgegangen war und dass ich eh lieber ohne WhatsApp lebte. Aber die Frage kam schon ungewöhnlich nahe an ein „Ich habe dich vermisst“ heran.

Da ich das allerdings genauso wenig zugeben konnte wie er, bestand unser Gespräch nur aus wenigen Worten. Zum Abschied hatte er mir nur kurz zu gegrinst, um dann wieder hinter seinem Handy zu verschwinden. Weshalb er mein Zurückgrinsen nicht mehr mitbekam. Und mit dem Gefühl, mich endgültig von meiner Kindheit zu verabschieden, viel endgültiger, als bei unserem Umzug, war ich in den Zug gestiegen.

Jetzt wanderte ich hier zwischen schattenspendenden Bäumen über die Feldwege von einem Dorf zum nächsten, immer den grünen Pfeilen mit der altmodischen Aufschrift „Zur Heide“ folgend und nur selten Mal von ein paar Radwanderern mit demselben Ziel überholt. Desto länger ich einsam vor mich hin marschierte, desto mehr kamen mir Zweifel, ob diese Reise auch nur ansatzweise Aussicht auf Erfolg hatte. Die Vorstellung von einem „Land am Ende der Welt“ kam mir immer unrealistischer vor. Gegen Ende war ich mir nicht mal mehr sicher, ob es Geister wirklich gab, oder ob ich vielleicht einfach so viele Fantasy-Romane gelesen hatte, dass sich die Fantasie schließlich in die Realität eingeschlichen hatte und sie mit verrückten Vorstellungen durchtränkte.

Die Sonne war schon weit gen Untergang gewandert, als mich eine vertraute Stimme aus den Gedanken riss.

„Und? Ruhige Nacht gehabt? Oder hast du auf dem alten Bauernhof ein paar Geister getroffen?“

X!

„Nein, alles vollkommen geisterfrei“, erwiderte ich (ich hatte mich tatsächlich nachts ein bisschen umgeschaut und war sehr froh gewesen, dass meine Oma und mein Opa nicht irgendwo dort ruhelos herumspukten – das hätte ihnen aber auch nicht sehr ähnlich gesehen). „Gott sei Dank. Wir sind übrigens in einer halben Stunde da.“

Aber scheinbar hatte er wenig Übung, wenn es darum ging, die Gehgeschwindigkeit von Menschen einzuschätzen. Das letzte Wegstück verlief bergauf, sodass ich über eine Stunde lang brauchte. Es war schon dunkel, als wir endlich ein großes Schild erreichten, auf dem es hieß „Willkommen in der schönen Kasslitter Heide!“

„Hast du das Haus gefunden, von dem der Geist geredet hat?“

„Haus? Naja, eher ne ziemlich schäbige Hütte. Ist gleich da drüben.“

Gleich da drüben kostete uns eine weitere Dreiviertelstunde. Aber dann standen wir tatsächlich vor einer kleinen, sehr schäbigen Hütte aus Holz, in der kein Mensch jemals wohnen wollen würde.

Ich atmete tief durch.

Vorsichtig klopfte ich gegen die schon etwas ramponierte, in der Angel hängende Holztür.

„Hallo... Sind Sie da?“

Unsicher betrachtete ich die Hütte. Was wollte ein Geist in so einer Behausung eigentlich?

Keine Antwort.

X rüttelte an der Tür. Und noch einmal.

„Was wollt ihr?“, rief eine dumpfe Stimme von innen.

„Entschuldigen Sie bitte... wir haben eine Frage!“

Vorsichtig lugte ich durch das Schlüsselloch hinein. Im sanften Mondlicht kaum zu erkennen saß da eine durchsichtige Gestalt mit gebeugtem Rücken an einem schief stehenden Holztisch.

„Haut wieder ab.“

X und ich tauschten einen ratlosen Blick.

„Wir haben nur eine Frage. Bitte lassen Sie uns rein.“

Ich sah, wie der Mann seinen Kopf zu uns herüberdrehte und mit misstrauischem Blick in Richtung Tür starrte. Schnell zog ich den Kopf vom Schlüsselloch weg.

Gerade rechtzeitig. Denn von einem brausenden Windstoß aufgeweht, schlug uns im nächsten Moment die Tür ins Gesicht. Und der grimmig blickende Geist stand direkt dahinter und sah auf uns herab.

„Wer seid ihr?“

Kapitel 10: Dinge, die passieren, wenn Autoren mit der Suche nach originellen Kapitelüberschriften überfordert sind

„Wir wollen das Ende der Welt finden“, sagte ich.
 Ich war wild entschlossen, mich nicht von ihm abwimmeln zu lassen.
 Er musterte uns eingehend. Und dann lachte er. Es war ein lautes, bellendes Lachen, das man einer so windigen Gestalt gar nicht zugetraut hätte. Ich hatte den Eindruck, dass Geister immer blasser wurden, desto länger sie auf der Erde lebten. Damit wäre dieser hier eindeutig der älteste, den ich bisher getroffen hatte.
 X runzelte die Stirn. „Was ist daran so lustig?“
 Der Geist schüttelte den Kopf.
 „Die Welt ist verrückt geworden“, murmelte er.
 Ich hatte eher das Gefühl, dass *wir* es hier mit einem ziemlich verrückten Genossen zu tun hatten.
 „Ein halbstarker Windstoß und ein gewöhnliches Schulmädchen - auf der Suche nach dem Ende der Welt.“
 „Na und?“ X klang langsam ziemlich angriffslustig.
 „Wisst ihr, wie viele schon auf dieser Suche gescheitert sind? Die weisesten Geister sind zurückgekehrt, ohne auch nur einen Hauch davon gefunden zu haben.“
 Es gab das Ende der Welt also tatsächlich.
 Ich ignorierte seine Ausführungen.
 „Wir haben von einem Geist gehört, der wissen soll, wo es sich befindet. Kennen Sie ihn?“
 „Ihr folgt leerer Hoffnung. Kehrt um. Kümmert euch um Hausaufgaben und Schülerstreiche.“
 „Kennen Sie ihn?“, fragte X und klang dabei ein wenig bedrohlich.
 Ich bewunderte seinen Mut.
 „Ich habe ihn gesehen. Aber er wird euch nicht weiterhelfen.“

Die Resignation in seiner Stimme klang nach enttäuschenden Erfahrungen.

„Wo findet man ihn?“, fragte ich.

„Die Frage ist eher, *wie* findet man ihn. Und warum man sich überhaupt die Mühe machen sollte.“

„Was meinen Sie damit?“

„Was ihr versuchen wollt, ist vollkommen sinnlos. Es wird nicht funktionieren. Und jetzt verschwindet!“

Der Geist ließ einen heftigen Windstoß über die Hügel fegen, der mich unsanft von den Füßen riss, sodass ich mitten im taufeuchten Gras landete. Aber X ließ sich vom Wind nicht beirren. Zornig starrte er dem griesgrämigen Mann hinterher, der wieder in seine Hütte zurückgeweht war.

„Und jetzt?“, fragte ich.

„Tja, das war ja mal das Gegenteil von hilfreich. Und nicht grade ermutigend.“

Enttäuscht blickten wir zu der kleinen Hütte zurück.

„Wir machen morgen Abend weiter“, beschloss X. „Bis dahin werde ich mir was überlegen. Und du kannst dich im Dorf ausschlafen.“

Leider hatte er doch bemerkt, wie ich hinter seinem Rücken ein paarmal stumm gegähnt hatte.

Wir wanderten den ganzen schmalen Pfad zurück und ärgerten uns beide stumm, dass die ganze Wanderung verschwendete (in meinem Fall) Schlafenszeit gewesen war.

Aber das war jetzt leider nicht mehr rückgängig zu machen.

Nach einer halben Stunde waren die Wolken am Nachthimmel weitergezogen und das Halbmondlicht strahlte wieder klar auf die Erde herunter. Wir machten einen Bogen um den nächsten Hügel herum. Aber plötzlich bemerkte ich, dass X stehen geblieben war. Ich drehte mich um.

„Was ist?“

Er schien sich etwas anzusehen.

Ich folgte seinem Blick. Und da sah ich es auch. Es war, bei all den Geistern, die ich gesehen hatte, definitiv das wunderlichste Phänomen. Es war kein Geist, auch wenn es aus demselben „Material“, bzw. Nicht-Material zu bestehen schien wie sie. Es war eine Art Geister-Höhle. Als wir vorsichtig ein paar Schritte näher heran traten, sahen wir ein kleines Schild, das aussah, wie ein Holzschild - nur dass es eben nicht aus Holz war. Es stand vor dem Eingang der Höhle. Darauf eingeritzt waren in unregelmäßigen Buchstaben die Worte: „Die Anderen“.

„Was soll das heißen, die Anderen?“, fragte ich. X zuckte mit den Achseln.

Die Höhle lag ziemlich versteckt, selbst für eine Geisterhöhle, zwischen Hügel und ein paar Bäumen. Wenn man in den Eingang hineinblickte, konnte man sehen, dass sie schräg weiter nach unten bis in die Erde hineinging. Man konnte erahnen, dass viele Leute drinnen Platz hatten und sogar darin wohnen könnten. Ich blieb mit einigen Metern Sicherheitsabstand stehen, aber X wagte sich näher heran. Und dann streckte sich plötzlich ein Kopf aus den Eingang. Ein kleiner Junge sah uns neugierig an.

„Wer seid ihr?“, fragte er.

Ähm. Gute Frage. Wer waren wir? Ich hatte noch nie wirklich gewusst, wer ich eigentlich war. Und X hatte noch nicht mal einen richtigen Namen. Zwei ungewöhnliche Teenager auf der Suche nach dem Sinn des Lebens wäre vielleicht eine gute Beschreibung...

„Ich bin X. Und das ist Yara“, antwortete X und beugte sich zu dem Geisterjungen hinunter.

„Und wer bist du?“

Der Junge zuckte schüchtern mit den Schultern. „Das weiß ich nicht.“

„Kenn ich“, sagte X. „Lebst du hier?“

„Ich glaube schon“, sagte der kleine Junge. Er glaubte? Ich runzelte die Stirn. Was meinte er damit?

Aber X schien ihn irgendwie zu verstehen.

„Wohnen da noch mehr Geister dort drinnen?“

„Hier wohnen die Anderen.“

„Und wer sind die Anderen?“

„Ganz viele besondere Geister.“

Der Junge überlegte kurz, dann drehte er sich um und rannte in die Höhle hinein. Als er wieder herauskam, folgte ihm zögerlich eine ganze Schar von Geistern.

Sie sahen alle, selbst für Geister, reichlich seltsam aus. Aber jeder auf eine ganz eigene Art. Es war schwer, diesen Haufen zu beschreiben. Ganz rechts stand ein groß gewachsener Mann, der nach einem kauzigen Seemann aussah. Er hatte einen langen, dichten und ziemlich lockigen Bart und genauso lange und lockige Haare. Wäre er aus diesem Jahrhundert, wäre das genau der Typ für Tätowierungen am ganzen Körper und ein riesiges, schwarzes Motorrad. Daneben stand eine zierliche, extrem magere, aber sehr hochgewachsene Frau, die uns still zulächelte. Damit war sie aber die einzige. An ihrer Seite schwebte ein Mädchen, etwa in unserem Alter, das ins Leere zu starren schien und erst mit einigen Sekunden Verzögerung die Augen hob, um uns eingehend zu betrachten. Neben ihr stand der kleine Junge und klammerte sich an ihre Hand, als sei sie sein Rettungsanker. Auf seiner anderen Seite standen drei Männer, einer schien keine Augen zu haben, dafür trug er seltsame schwarze Gläser zwischen Stirn und Nase. Besonders heraus stach der kleine Mann mit den Wikingerzöpfen neben ihm, der seine Arme in die Hüften stemmte. Und am unauffälligsten von allen war ein gebückter, hagerer Mann, der hinter ihm stand.

Nach einer Weile des gegenseitigen Musterns sagte ich: „Hallo. Wir wollten euch nicht stören. Wir haben uns nur gewundert wegen eurer Höhle. Lebt ihr hier?“

Zuerst rührte sich niemand von ihnen. Das Mädchen starrte wieder unbeteiligt zu Boden.

Der Mann mit den Zöpfen aus der zweiten Reihe war ein wenig gesprächiger. „Viele wundern sich“, sagte er fröhlich. Der kleine, rundliche Mann, schob sich ungeschickt nach vorne und grinste uns zu. Er schien der einzige des Trupps zu sein, der noch halbwegs seine gute Laune behalten hatte. Vielleicht war er deshalb etwas heller als der Rest. Hinten im Schatten, wo das Mondlicht nicht mehr vordrang, hörte ich ein paar Stimmen leise wispern. Dort mussten, unsichtbar für meine Augen, wohl auch noch Geister stehen.

Er zog seinen Hut und verbeugte sich. „Lars Magnusson, zu euren Diensten!“

„Ähm, nett Sie kennenzulernen, Lars. Ich bin übrigens Yara und das ist mein Freund X.“

Das Wort „Freund“ ließ immer noch ein Lächeln auf meinen Lippen erscheinen.

„Es ist mir eine Ehre. Ob wir hier leben ist wohl eine sehr philosophische Frage. Erstens, wir sind alle tot. Aber irgendwie auch nicht. Man könnte also sagen, wir halb-leben. Ob wir hier leben, das ist ebenfalls eine Frage der Perspektive. Wir verbringen phasenweise intensiv Zeit hier. Aber ich zum Beispiel war letztes Jahr sehr lange in der Antarktis, um die letzten Eisbären zu studieren. Aber ich denke, im Großen und Ganzen kann man sagen, ja, hier ist der Ort, wo wir halb-lebend unser Halb-Leben verbringen.“

Aha.

„Warum folgt ihr nicht unseren Schritten in unsere bescheidene Höhle? Dann können wir uns austauschen.“

„Äh...“

Aber bevor X oder ich etwas über Betten und Abendessen sagen konnten, waren wir schon irgendwie in der Höhle verschwunden. Seltsamerweise führte sie tatsächlich unter die Erde, sodass auch ich einigermaßen vor Kälte und menschlichen Blicken geschützt war. Es war ein wirklich außergewöhnlicher Anblick, sogar für X – das sah man seinem Gesichtsausdruck an.

In der Höhle befand sich ein Geistertisch und Geisterbänke. An der rechten Wand lehnte sogar eine Geistergitarre.

Alle Geister waren uns schweigend gefolgt. Bis auf das Mädchen. Es war draußen stehen geblieben und starrte in die Sterne. Ihr durchsichtiges altmodisches Kleid flatterte im Wind, als sei es wirklich aus Stoff gemacht. Als könnte der Wind es wirklich berühren. Manchmal war ich mir nicht ganz sicher, inwieweit die physikalische Welt die Geister beeinflusste oder ob sie sich einfach mit ihr verbinden konnten, wenn sie gerade Lust dazu hatten.

Ich lehnte mich gegen die Wand und fühlte mich ein bisschen fehl am Platz hier. Die Einrichtung war perfekt für Geister. Aber ich konnte mich hier nirgends hinsetzen. Außerdem war es mit all den Geistern ziemlich windig hier drinnen. Ich wickelte den Schal meiner Oma um meine Ohren und meinen Oberkörper.

Schals waren früher so praktisch gewesen. Und hübsch.

Die Geister verstreuten sich im Raum. Zwei lehnten sich gegen die Wand, drei setzten sich zu X an den Tisch, aber alle drei auf verschiedene Seiten, als wollten sie möglichst Abstand voneinander halten. Kaum einer von ihnen sah in unsere Richtung. Einer setzte sich in der Ecke auf den Boden und der kleine Junge kroch unter den Geistertisch.

Dafür, dass sie hier miteinander lebten (oder meinetwegen auch halb-lebten), schienen sie nicht besonders viel miteinander zu tun zu haben. Es wirkte nicht, als würde diese Gruppe zusammengehören. Wenn man sie eine Weile betrachtete, schien es überhaupt keine Gruppe zu sein. Sondern eher ein wild zusammengewürfelter Haufen von Puzzlestücken, die in kein Puzzle hineingepasst hatten, weshalb man sie beim Aufräumen irgendwann alle in eine Schachtel geworfen hatte. Und dort lagen sie jetzt seit Jahrhunderten nebeneinander herum. Wenn einer etwas sagte, reagierte kaum je einer der Anderen darauf. Die einzigen, die eine Verbindung zu haben schienen, waren das seltsame Mädchen mit dem leeren Blick und der kleine Junge. Sie

warfen sich immer wieder Blicke zu und der Junge lief zwischendurch zu dem Mädchen, um ihm etwas zu zeigen oder sich einfach zu ihm zu setzen. Nach einer Weile ging er dann wieder an seinen Platz unter dem Tisch zurück.

„Es ist lange her, dass Besuch diese Höhle betreten hat.“

„Eigentlich ist es das erste Mal“, stellte die zarte Frau leise richtig. Ihre Stimme klang wie brüchiges Holz. Aber sie lächelte uns immer noch freundlich zu.

„Die meisten, die uns trafen, sind alsbald weiter gezogen“, fügte der Mann ohne Augen mit überraschend tiefer Stimme hinzu. Im ernst, so eine tiefe Stimme hatte ich noch nie gehört. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass Stimmen so tief überhaupt sein konnten.

Was er sagte, überraschte mich allerdings weniger. Kein Wunder bei der gedrückten Atmosphäre hier. In dieser Finsternis hatte man das Gefühl, dass sogar in unserer Wohnung dagegen der reinste Sonnenschein herrschte.

„Am wenigsten erwartet hätten wir natürlich, dass jemals *lebender* Besuch hier eintreffen würde“, sagte der Wikinger fröhlich und strahlte mich an.

„Ist mir eine Ehre“, sagte ich. Und ich meinte es. Es war mir wirklich irgendwie eine Ehre, dass mich die Geister hier ohne Fragen in ihre Höhle aufnahmen. Als gehörte ich zu ihnen. Die anderen Geister vorher hatten mich immer zuerst angestarrt und waren misstrauisch gewesen. Aber diese hier schien es nicht zu stören, dass ich anders war als sie. Das berührte mich irgendwie. Sie waren nicht so übermäßig interessiert an mir, sie machten sich auch nicht lustig über meine fehlende Weisheit oder Erfahrung als Lebende. Vielleicht, weil sie selbst alle so seltsam waren.

„Was treibt euch in diese entlegene Gegend?“

Der Wikinger war eindeutig der kommunikativste unter ihnen.

„Wir sind auf der Suche... nach Antworten“, erklärte X.

„Und nach dem Ende der Welt“, fügte ich hinzu, weil es mir doch irgendwie wie der wichtigste Teil unserer Suche vorkam.

X warf mir einen entnervten Blick zu.

„Oh, ich war schon an vielen Enden der Welt. Vielleicht kann ich euch weiterhelfen.“

Er rieb sich abenteuerlustig die Hände.

„Welches sucht ihr denn?“

„Wir versuchen zum Beispiel herauszufinden, wieso wir noch hier sind. Wir Geister, meine ich“, sagte X, wobei er die Frage völlig übergang. Dabei warf er mir einen warnenden Blick zu.

Ich kapierte, dass er den Anderen nicht wirklich sagen wollte, nach was wir vor allem suchten.

Vielleicht, weil wir bei unserer letzten Begegnung so eine schlechte Erfahrung damit gemacht hatten. Einige Geister schienen Angst oder Unmut zu haben bei dem Gedanken daran, dass es tatsächlich einen Weg hinüber in dieses sogenannte Land der Ruhe geben sollte. Auch wenn ich nicht ganz verstand, wieso, leuchtete mir das irgendwie ein.

„Da habe ich eine Theorie“ sagte der Wikinger.

Kapitel 11: Die Anderen

Die zarte Frau verdrehte die Augen, doch der Mann bemerkte sie nicht, sondern fuhr unbeirrt fort: „Aber die Erkenntnisse sind noch nicht gesichert. Alle Angaben ohne Gewähr, Atombombe und sonstige Verteidigungsmittel der Lebenden.“

„Na dann schieß los“, forderte X abwartend auf. Ich war bestimmt die einzige, die das leise Grinsen in seiner Stimme hörte. Und konnte nicht verhindern, dass es kurz auch über meinen linken Mundwinkel zuckte.

„Also, ich denke, dass es daran liegt, dass wir ein Fehler im Zeit-Kontinuum sind.“

„Im Zeit-Kontinuum?“, fragte X. Obwohl er es zu verbergen versuchte, spürte ich, dass er nicht besonders überzeugt war. Aber ich wollte hören, was der Mann zu sagen hatte.

„Ja. Die Zeit ist ein Kreislauf und wir sind der Sprung in der Schallplatte, versteht ihr?“

„Nein“, flüsterte X. Doch ich glaubte zu ahnen, worauf er hinauswollte.

„Ihr hängt sozusagen hinterher.“

„Genau. Seht ihr? Dieses Mädchen begreift es. Unsere Geister sind nicht mit unseren Körpern gestorben. Sie hängen hier fest und warten, dass sie jemand abholt sozusagen.“

Mein Mut sank. Falls er recht hatte, konnte man nicht viel tun, um sie zu befreien. Obwohl sie dann zumindest irgendwann gehen konnten. Aber wer wusste schon, wie groß so ein Sprung in einer jahrmillionenlangen Schallplatte war? Das konnte Jahrhunderte dauern, in denen sie hier ein nie endendes Schatten- bis höchstens mal Mondlichtdasein führen mussten.

„Und wieso seid gerade ihr noch hier?“

Der Mann starrte auf die Tischplatte hinab und zupfte sich am Kinnbart herum.

„Ahh, ich wünschte, ich hätte mich vor meinem Tod rasiert“, murmelte er. Dann blickte er wieder zu uns herunter, als wäre ihm gerade eingefallen, dass wir noch da waren.

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht. Aber wenn ihr mich fragt, dann, weil wir uns nicht von der Erde trennen konnten. Im Augenblick unseres Todes muss uns etwas festgehalten haben, was das Zeit-Kontinuum durchbrochen hat. Ich zum Beispiel war wahnsinnig verliebt.“

X und ich sahen uns an. Das war eine sehr... ähm, romantische Erklärung. Nicht besonders wahrscheinlich. Aber was, wenn er recht hatte? War X zum Zeitpunkt seines Todes auch verliebt gewesen? So stark, dass es ihn am Sterben gehindert hatte?

Plötzlich ergriff mich leise Traurigkeit, ohne dass ich wusste, wieso. Ich schob es auf die Dunkelheit. Im Dunkeln kamen bekanntlich öfter mal vergrabenen Gefühle hoch.

„Und – ist schon irgendjemand von euch... verschwunden oder so? Wie lange seid ihr schon hier?“

„Natürlich nicht“, antwortete eine kalte Stimme. Ein junger, etwas gebückter stehender Mann hinter mir spuckte wütend zu Boden. „Weil niemand von uns im Zeit-Kontinuum festhängt und wir auch nicht mehr hier rauskommen. Weil es kein verdammtes Zeit-Kontinuum gibt. Weil diese Theorie völliger Bullshit ist.“

Der dicke Bärtige verdrehte die Augen.

„Und wieso seid ihr denn dann noch hier?“, fragte ich den anderen Geist.

„Weil sie uns da oben nicht reinlassen. Strafe.“ Er warf einen wütenden Blick zur Decke.

Ein paar Geister nickten zustimmend und warfen ebenfalls düstere Blicke nach oben.

Wieder blickte ich zu X hinüber. Ich schüttelte den Kopf. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er etwas so Böses getan hatte. Er machte vielleicht manchmal miese Witze, aber er hatte bestimmt kein schlechtes Herz. Ich dachte daran, wie er Verbrecher gejagt und mich vor gefährlichen Elftklässlern beschützt hatte.

Genauso wenig konnte ich mir vorstellen, dass Lars ein schlechter Mensch gewesen war. Vielleicht ein wenig verrückt.

Und auch der Geist aus der dritten Reihe nicht. Er war einfach nur verletzt und verbittert. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie ihn deshalb im Himmel nicht haben wollten.

Obwohl ich ihm ungerne widersprechen wollte, sagte ich: „Könnte es nicht auch einen anderen Grund haben?“

Hoffnungsvoll sah ich die Gesichter der übrigen Geister an. Aber alle schwiegen.

„Wir wissen es nicht“, sagte eine Frau schließlich und zuckte mit den Schultern. „Wenn wir es wüssten, wären wir selbst nicht mehr hier.“ Enttäuscht sah ich zu Boden. Da hatte sie natürlich Recht. Es war dämlich, die noch lebenden Geister zu fragen. Man müsste die fragen, die schon gegangen waren. Aber das ging ja schließlich kaum.

Ein Windstoß zupfte an meinem Arm. „Lass uns gehen“, wisperte X neben meinem Ohr. „Die helfen uns nicht weiter. Reine Zeitverschwendung. Außerdem musst du ins Bett.“

Aber ich schüttelte den Kopf. Man hatte nicht oft die Gelegenheit, so vielen Geistern auf einen Schlag zu begegnen. „Lass uns noch bleiben“, murmelte ich.

„Woher wisst ihr eure Namen?“, fragte ich. „Wisst ihr noch, wer ihr früher wart?“

Die Geister schüttelten traurig die Köpfe.

„Wir haben uns neue gegeben“, sagte der kleiner Junge unter dem Tisch und schob die Brust nach vorne und sah uns herausfordernd an.

„Ich bin Lancelot, der große Krieger!“

Der gebückte Geist schnaubte spöttisch.

„Lass ihn“, murmelte die Frau.

„Wie lange hast du vor, in dieser deprimierten Runde noch festzuhängen?“, flüsterte X mir zu.

„Sie sind interessant.“

„Weil du hier so gut reinpasst?“ Er grinste. Aber ich ignorierte ihn. Ich stellte noch einige Fragen: Ob sie wussten, wie lange sie schon hier festhingen, wie sie sich gefunden hatten, warum sie hier in der Höhle lebten, warum sie zuerst so misstrauisch waren, als wir gekommen waren, ob es Gefahren in der Geisterwelt gab, wie es sich anfühlte, nicht zu wissen, wer man war oder tot zu sein...

Irgendwann wurde es den Geistern zu viel und sie begannen nacheinander, sich in einem Kreis auf den Boden zu setzen. Es schienen insgesamt ungefähr um die 16 zu sein. Die Runde teilte sich langsam in kleinere Gesprächsgrüppchen auf und es wurde fast so

etwas wie eine gemütliche Runde aus dem seltsamen Haufen. Ich unterhielt mich mit einigen der Geister länger. Immer mehr stellten ein paar Neugierige auch mir Fragen. Dabei lernte ich eine Frau mit Rasterlocken näher kennen, die ich vorher nicht hatte sehen können. Mir fiel auf, dass sie immer etwas Abstand zu den männlichen Geistern hielt. Sie zuckte kaum merklich zusammen, sobald sich einer von ihnen näherte.

Nur bei dem kleinen Jungen - Sir Lancelot - nicht. Mit dem brach sie irgendwann in eine wilde Degenschlacht aus, wobei sie die Gitarre und er einen Stock als Waffe nutze. Die Blätter in den umstehenden Bäumen rauschten, als die Beiden hindurchfetzten.

Lars erzählte mir seine ganze – von ihm selbst rekonstruierte (wie er es nannte) bzw. re-erfundene (wie X es nannte) Lebensgeschichte (angeblich sei er ein Pirat auf Zeitreisen gewesen, weshalb er sich jetzt auch immer noch so gut mit dem Zeit-Kontinuum auskenne). Dann war da ein schüchterner Geist mit lauter weißen Punkten im Gesicht, den die meisten anderen kaum verstanden. Er schien aus einem weiter entfernten Jahrhundert zu kommen. Niemand konnte mir sagen, woher er die Punkte hatte.

Es war wahnsinnig faszinierend, diese ganzen Geister kennenzulernen. So viele Menschen hatte ich noch nie an einem Abend kennengelernt.

Aber am faszinierendsten war die Begegnung mit dem Mädchen, das lange Zeit am Höhleneingang gesessen und in die Sterne gestarrt hatte. Irgendwann war sie dann doch aufgestanden und hatte sich schüchtern zu meiner Gruppe gesetzt. Die meiste Zeit über hatte sie zu Boden geblickt und in der Erde herumgezeichnet (ohne eine Spur zu hinterlassen). Vielleicht schrieb sie auch. Das konnte man nicht so genau sagen.

„Wie ist es für euch so, tot zu sein?“, fragte ich neugierig in die Runde hinein.

„Wir sind nicht tot“, stellte das Mädchen mit klarer Stimme fest. Alle blickten zu ihr hinüber. Sie hatte zu uns aufgesehen und sah mich direkt an.

„Was?“ X zog eine Augenbraue hoch.

„Wir sind nicht tot. Ich kenne den Tod. Tot bin ich in meinem Leben oft gewesen. Das hier ist nicht der Tod.“

„Du kannst dich an dein Leben erinnern?“

„An Bruchstücke von Gefühlen. Sie verfolgen mich manchmal in düsteren Gestalten. Wie Alpträume, die plötzlich vor mir stehen...“

Ihr Blick glitt wieder ins Leere und sie verließ die Konversation genauso plötzlich, wie sie in sie eingestiegen war.

Nach einem kurzen Schweigen erzählten mir die anderen Geister, was ich schon vermutet hatte. Sie alle fühlten sich nicht wirklich so, als sei das der Ort, wo sie bleiben wollten.

„Es ist eine Zwischenstation, aus der wir nicht mehr herauskommen.“

„Wir sind dazu verdammt, für immer herumzuwandern.“

„Wie gefangen im Exil, so fühlt es sich an. Und glaub mir, ich war in meinem Leben oft gefangen im Exil, auch wenn ich es jetzt nicht mehr weiß, ich weiß, wovon ich rede.“

„Würdet ihr gerne hier herausfinden?“, wollte ich wissen.

Schweigen. Darüber schienen sie noch nicht so wirklich nachgedacht zu haben.

„Es gibt keinen Weg hier heraus“, sagte der Geist, der gemeint hatte, dass sie zur Strafe noch hier waren.

„Und wenn doch?“

„Dann könnte ihn von uns niemand benutzen, um hier wieder raus zu kommen“, sagte ein Anderer.

Langsam verstand ich, wieso X das Ziel unserer Suche lieber verschweigen wollte. Aber so schnell wollte ich nicht aufgeben. Hier saßen lauter Geister herum, die teilweise seit Jahrhunderten unglücklich mit ihrer Situation waren. Und keiner von ihnen wollte

sich auch nur im Geringsten bemühen, etwas daran zu ändern. Das konnte ich einfach nicht mit ansehen.

„Was, wenn es doch möglich wäre?“

Plötzlich hob das Mädchen neugierig den Kopf und sah mich eindringlich an.

„Ich glaube auch, dass es möglich ist.“

„Wie kommst du darauf?“, fragte X neugierig.

Sie starrte in die Luft, als suchte sie dort nach der Antwort. Dann zuckte sie mit den Schultern.

„Also, wir haben von einem Weg gehört“, begann ich vorsichtig. „Er soll durch das Land am Ende der Welt führen.“

„Davon habe ich auch gehört“, sagte das Mädchen verträumt.

Ein paar weitere nickten.

„Aber das ist nur eine Geschichte.“

„Nein, das Ende der Welt gibt es wirklich“, widersprach das Mädchen bestimmt.

„Es soll einen Geist geben, der davon weiß. Kennt ihn von euch vielleicht jemand?“, fragte X. Ein frischer Hauch Hoffnung schwang in seiner Stimme mit.

Er presste die Lippen aufeinander, als zuerst niemand antwortete.

Aber dann sagte einer der besonders schweigsamen Geister der Runde: „Ich habe ihn einmal getroffen.“

„Wie kann man ihn finden?“, fragte ich aufgeregt und lehnte mich nach vorne.

„Man kann ihn nicht finden.“

Der Geist antwortete mit solcher Bestimmtheit, dass ich mich nicht traute, ihm zu widersprechen. Nach ein paar Sekunden fügte er hinzu:

„Aber wenn ihr ihn sucht, findet er euch.“

„Das muss ein sehr besonderer Geist sein.“

X runzelte die Stirn.

„Ein sehr besonderer“, stimmte der Andere ihm zu.

„Wenn ihr ihn sucht, geht am besten nach Süden“, riet die zarte Frau freundlich. „Dort wohnen viele Geheimnisse.“

„Ich habe ihn auch getroffen“, sagte das Mädchen.

Interessiert sahen wir sie an. Diesmal hob sie den Blick nicht vom Boden.

„Er hat mir gesagt, ich solle nach ihm suchen, wenn ich mal so weit sei. Ich frage mich immer, was er damit gemeint hat.“

Ich zuckte ratlos mit den Schultern.

„Gute Frage.“

Hoffentlich hatte er uns verständlichere Sachen zu sagen. Falls wir ihn jemals trafen.

„Hast du dir auch einen Namen gegeben?“, fragte ich sie.

„Ich heiße Sonja“, sagte sie bestimmt, so, als hätte es daran nie Zweifel gegeben. Und sie funkelte dabei im Mondlicht.

Sie war irgendwie anders als andere Geister, noch mehr als der Rest dieses Haufens.

„Woher weißt du das?“

Sie ging nicht auf X's Frage ein.

„Das bedeutet die Träumerin“, erklärte sie. Dabei ließ sie offen, ob sie sich diesen Namen selbst gegeben hatte – oder ob sie einfach mit Sicherheit wusste, dass sie nur genau so und nicht anders heißen konnte.

Ich wusste nicht, wie lange wir in der Höhle gesessen hatten. Aber es mussten mehrere Stunden gewesen sein. Wenn es nicht so eine interessante Nacht gewesen wäre, wäre ich bestimmt vor Müdigkeit umgefallen. Aber die Gespräche hatten mich fast bis zu den ersten Strahlen des Morgengrauens wachgehalten.

Irgendwann erhob X sich vom kalten, harten Höhlenboden.

„Wir müssen weiter.“

Er hatte recht. Ich versuchte, ebenfalls aufzustehen. Aber ich war so müde, dass es mir nur mit einigem Wanken gelang. X warf mir einen besorgten Blick zu.

„Schade. Es war echt nett, ein bisschen Leben in dieser Höhle zu haben“, sagte der Wikinger und stand auf, um uns die Hände zu schütteln. Die zarte Frau nickte. „Vielen Dank, dass ihr hier wart. Ihr seid hier jederzeit wieder willkommen, solltet ihr mal auf der Durchreise sein.“

„Danke.“ Ich lächelte ihr zu. Sie war wirklich nett.

Auch einige der anderen Geister verabschiedeten sich ein wenig schüchtern von uns. Andere saßen längst wieder in einer einsamen Ecke. Ich winkte ihnen allen zu, während X ungeduldig am Ausgang der Höhle wartete.

Mit einem vor Müdigkeit schweren Kopf trat ich zu ihm hinüber.

„Gehen wir“, sagte ich leise und konnte ein Gähnen nicht unterdrücken. „Am besten gleich zum nächsten Dorf. Umdrehen lohnt sich jetzt auch nicht mehr.“

Wir traten in die kalte Morgenluft hinaus. Zitternd machte ich den Reißverschluss meiner Jacke zu.

Als wir einige Meter weit gekommen waren, hielt eine leise Stimme uns auf.

„Wartet“, sagte das seltsame Mädchen hinter uns.

Wir drehten uns um.

„Was ist?“, fragte X entnervt.

„Ich denke, ich bin so weit. Wenn ihr den Geist des klugen Rates sucht, komme ich mit.“

„Den Geist des klugen Rates?“, fragte X stirnrunzelnd.

„Das ist der uralte Geist, der euch das Ende der Welt zeigen kann. Ich will auch dort hinübergehen. Ich möchte nicht mehr hierbleiben. Wenn ihr es versucht, dann will ich mit euch kommen. Wenn ich darf.“

X schien zu zögern. Er schien sich nicht sicher, ob man Sonja wirklich ernst nehmen konnte. Sie wirkte ein wenig verrückt auf ihn. Außerdem war er auf eine Reisebegleitung nicht vorbereitet gewesen. Aber ich hörte den Schmerz und die Sehnsucht in ihrer Stimme. „Klar darfst du“, sagte ich bestimmt. „Sechs Augen finden mehr als vier.“

„Dann komme ich auch mit!“, rief der kleine Lancelot. Niemand hatte bemerkt, wie er wieder aus der Höhle herausgeschlichen war.

„Ich gehe, wohin auch immer du auch gehst!“, sagte er entschlossen zu dem Mädchen. Wir sahen ihn alle unsicher an. Ich hatte noch nie darüber nachgedacht. Aber ich spürte, dass unsere Reise gefährlich werden konnte. Selbst für Geister. Oder gerade für Geister.

„Bitte“, bettelte er. „Ich will nicht ohne dich hierbleiben. Hier ist es so düster und so langweilig.“

„Spring auf“, sagte Sonja lächelnd. Lancelot kletterte auf ihren Rücken (wo schon ein Geisterrucksack saß, auf den er sich draufsetzen konnte wie auf einen eigens dafür gemachten Thron) und grinste auf uns herunter. Den Stock, den er vorher als Schwert benutzt hatte, hielt er dabei immer noch in seiner kleinen, durchsichtigen Hand.

Und damit waren wir auf einmal zu fünft auf dieser Suche.

Es fühlte sich ein wenig an wie der Beginn einer abenteuerlichen Reise. Besonders Lancelot und Sonja schien dieses Gefühl zu beschwingen. Ihr Gang neben uns (das heißt, Sonjas Gang und Lancelots Auf- und Abwippen auf ihrem Rücken) war fröhlich und entschlossen, so, als könnten sie das, was vor uns lag, kaum abwarten. Sie steckten mich eine Weile lang damit an. Bis uns im heraufziehenden Morgenlicht (die Geister wurden bei jedem Schritt blasser und blasser neben mir) auffiel, dass wir gar nicht wirklich wussten, wohin wir wanderten. Keiner von uns hatte eine Ahnung, wo man zu suchen anfangen sollte. Zwar hatte mir die Aussage, er fände

einen schon, sobald man ihn suche, Hoffnung gegeben – aber wie suchte man denn etwas, von dem man nur wusste, dass es einen fand, wenn man es suchte?

Irgendwann blieb X, der ein wenig vorausgeschwebt war, stehen. Er drehte sich zu uns allen um.

„Hat irgendjemand eine Idee, wo dieser Geist sich verstecken könnte?“

„Oh, ich glaube, er findet uns schon zum richtigen Zeitpunkt.“

Sonja war ein wenig blasser als X und ich konnte nur noch ihren Umriss erkennen, wenn ich sehr genau hinsah.

„Ich finde, jetzt wäre eigentlich ein ziemlich guter Zeitpunkt.“

„Vielleicht ist er ja auch schon längst bei uns...“

„Toll. Und wo ist er dann?“

Sie starrte in die umliegenden Bäume hinein, als vermutete sie, ihn dort zu sehen.

„Hallo? Sind Sie hier?“, rief X in die nebelverhangene Wiese hinein.

Wir warteten gespannt. Nicht ein Windblatt regte sich.

„Lass uns weiter gehen“, bat ich. „Lass uns einfach weiter in die Heide reingehn. Nach Süden, wie die Frau es uns gesagt hat.“

Vielleicht finden wir ja noch mehr Hinweise...“

Langsam wünschte ich mir wirklich, wir wären gestern Abend dorthin zurückgekehrt, wo es Betten und Kissen gab. Jetzt, nach dieser langen Nacht, kam mir der Weg zum nächsten Dorf mit Gasthaus in dieser verlassenen Gegend sehr viel weiter und schwerer vor. Außerdem konnten man jetzt ja kaum noch jemanden nach einem freien Bett fragen. Meine Uhr verriet mir, dass es schon halb sechs war.

X seufzte frustriert und wir machten uns auf den Weg.

Eine Weile lang überlegte ich, mich einfach ins Gras zu legen und dort ein paar Stunden zu schlafen. Aber es war viel zu nass und zu kalt und mein Magen knurrte so laut, dass ich bezweifelte, ob ich überhaupt einschlafen könnte.

Ich nahm meinen Rucksack von der Schulter und durchwühlte ihn. Aber meine ganze Brotzeit hatte ich gestern Abend in der Höhle gegessen, als ich mit den Anderen über philosophische Fragen des Lebens und allem, was danach kam, gerätselt hatte. Das alles kam mir jetzt, als mich mein Körper an seine physikalischen Bedürfnisse erinnerte, reichlich dämlich vor.

„Soll ich deinen Rucksack tragen?“, fragte X, als ich ihn resignierend wieder auf meine Schulter zurückschwang.

Ich schüttelte den Kopf (obwohl ich den Anblick von einem Rucksack, der durch den Wind kilometerweit durch die Wiesen geweht wurde, wirklich gerne gesehen hätte).

„Dann wirst du bloß auch noch müder“, gähnte ich. „Ich kann mich ja nachher ausschlafen.“

Das musste er einsehen. (Wenn Geister müde werden, dann bekommen sie diese Müdigkeit ja schließlich nicht mehr so leicht los wie ich als Mensch. Ich hatte das Gefühl, dass der Beginn unserer Reise X ein wenig wacher gemacht hatte. Und das wollte ich auf keinen Fall wieder rückgängig machen. Denn für ein Abenteuer brauchte man bekanntlich seine Kräfte.)

Nach einer scheinbar unendlichen Wanderung, als die Sonne schon fast an der Mitte des Himmels stand und ich bis auf die Stimmen der Geister um mich herum völlig alleine im Sonnenlicht vor mich hin marschierte, sah ich einen Kirchturm über die Spitzen der Hecke hinweg rotgolden leuchten. Endlich.

Ich wollte nur noch etwas zu Essen kaufen und mich dann in das – mittlerweile warme und trockene und einladend grüne - Gras legen. Und sehr lange schlafen. Ob sich Geister wohl die ganze Zeit über so fühlten? Ich begann mich zu fragen, warum sie nicht längst durch die Gegend taumelten wie betrunkene Schneewolken.

Was auch immer Schneewolken sein sollten...

Ich gähnte noch einmal. Aber diesmal war es ein erleichtertes Gähnen der Hoffnung auf baldige Erlösung.

„Wenn man müde ist, kommen einem immer ziemlich seltsame Gedanken, nicht wahr?“, erklang Sonjas Stimme plötzlich neben mir. Ich sah überrascht nach links. Sie hatte bisher von sich aus kaum etwas gesagt.

„Ich bin schon fast vier Jahrhunderte hier. Meine Gedanken sind deshalb eigentlich immer ziemlich seltsam.“

Sie war allerdings ein bisschen seltsam. Neben ihr kam ich mir wie ein vollkommen normaler Teenager vor. (Bis auf die fehlende Schminke und den Schal aus den Fünfigern eben.) Irgendwas hatte sie an sich, etwas Mysteriöses, als lebe sie in einer anderen Welt als wir.

„Schon seit vier Jahrhunderten?“

„Und seit vielen mehr“, flüsterte die verträumte Stimme. Ich versuchte gar nicht erst, daraus schlau zu werden.

„Und wie lange bist du schon hier, Lancelot?“

Sein Stock sauste an meinem Ohr vorbei.

„Ich bin ein großer Krieger aus dem Zeitalter vor eurer Zeit! Nehmt euch in acht vor mir!“

Meine Small-Talk-Versuche hatten hier wohl wenig Aussicht auf Erfolg. War auch noch nie meine Stärke gewesen.

„Na dann, großer Krieger, bist du bereit für dein größtes Abenteuer?“

„Ich bin bereit für alles, was im Abendrot auf uns wartet! Und wenn es uns zertrampeln und zerfleischen will, es wird mein Schwert zu spüren bekommen!“ Der Stock zischte ein zweites Mal an meinem Kopf vorbei, diesmal gefährlich nahe an meinem Auge.

Ein Junge, ein Wort.

Kapitel 12: Die Mondschaten

Wenn ich eines aus diesem Tag lernen sollte, dann, dass man eine Heide voller Geheimnisse niemals unterschätzen sollte. Nicht mal – oder schon gar nicht – bei Tageslicht. Es hätte mich nicht überraschen

dürfen, dass der Plan von einem netten Frühstück und einer guten Weile Schlaf nicht aufging. Schließlich waren wir auf Abenteuerreisen gezogen und nicht auf eine bequeme Wanderung durch eine friedliche Wiese. Aber ich hatte davor noch nie wirklich ein richtiges Abenteuer erlebt. Und deshalb begegnete mir mein erstes völlig unerwartet.

Wir waren nur noch ein kleines Stück von dem Dorf entfernt. X wehte mir fröhlich über das Gesicht und zerzauste dauernd meine Haare, sodass ich fast nichts mehr sehen konnte. Ich versuchte, genervt zu wirken. Aber es gelang mir nicht so wirklich.

„Lass das!“, kicherte ich.

„Was denn?“, fragte seine unsichtbare Stimme mit einem unschuldigen Grinsen von einem Baum herunter.

„Du weißt genau, was ich mein.“

Er sauste wieder an mir vorbei.

„Wanderungen sind langweilig. Warum fliegt ihr Menschen nicht auch einfach? Das macht viel mehr Spaß.“

„Schön für dich.“

„Ich wette, wenn ich dich tragen würde, könntest du auch fliegen!“

„Untersteh dich!“

Besorgte versuchte ich herauszufinden, wo er war. Er kicherte.

„Da vorne wird dir gar nichts anderes übrigbleiben.“

„Wieso das?“

„Da ist eine ziemlich große Kluft.“

Oh nein. Bitte sag, dass er nur scherzte. Auf keinen Fall würde ich durch die Luft da drüber wehen.

Aber er hatte nicht gescherzt. Einen Kilometer weiter sah ich es auch. Mitten im Boden klaffte ein großes rundes Loch, etwa acht Meter breit. Es schien ziemlich tief nach unten zu gehen.

Allerdings sah ich nicht ganz ein, warum ich nicht einfach darum herumgehen konnte.

Der Grund kam eine Sekunde später von hinten auf mich zu gesaut. X in Form eines ziemlich heftigen Luftstroms, der mich einfach mitriss. Und dann sah ich, wie sich der Boden von meinen Füßen löste und ich durch die Lüfte geworfen wurde.

Neben mir hörte ich das laute Lachen von Sonja und Lancelot.

Ich sah Bäume an mir vorbeirauschen und gleich darauf ihre Wipfel unter mir. Wind wehte an meinen beiden Ohren vorbei. Meine Bluse flatterte darin, er drang bis in meine löchrigen Turnschuhe hinein. Fast fühlte ich mich, als wäre ich selbst Wind.

Es war atemberaubend. Ich flog so schnell, dass ich keine Zeit hatte, Angst zu bekommen. Wir stiegen immer höher. Mir entglitt ein leises „Wow“ beim Anblick der riesigen, unendlich weiten Heide von oben. Erst, als wir fast bei den Wolken waren, kehrte er wieder um.

Jetzt ist es eh schon zu spät, um Angst zu haben, dachte ich und schloss meine Augen. Mit ausgebreiteten Armen schoss ich, getragen von Wind, kopfvoraus Richtung Boden. Aber dann, mitten im Flug, hörte ich X leise keuchen. „Was ist?“, schrie ich gegen den Wind an. Er schwieg. Aber sein angestrengtes Schnaufen war Antwort genug. Ihm ging die Kraft aus. Oh nein. Ich riss meine Augen auf und starrte den Wald an, der gnadenlos auf mich zuraste. Gerade, bevor der erste Gipfel meinen Arm streifen konnte, machten wir einen Schlenker nach rechts. Mit Todesangst Im Magen sah ich die Wiese immer näher auf mich zukommen. Besser gesagt das Loch. Wir flogen genau auf das Loch zu. Jetzt war der Zeitpunkt, seine Augen möglichst schnell wieder zu schließen, um das, was kommen würde, nicht sehen zu müssen.

Aber sie blieben leider weit aufgerissen und sahen genau, wie Dunkel uns verschlang und wir durch stickige Luft purzelten, wie da ein Licht, nein, ein Feuer auf uns zuschoss und...

Doch letzten Moment fing mich ein Polster aus Wind wieder auf. Sanft schwebte ich bis zur feuchten Erde hinunter, wie ein Blatt im Wind, das langsam zu Boden sinkt. Dort blieb ich erst mal liegen, bis ich meine Schockstarre überwunden hatte. Als ich mich wieder aufrappelte, spürte ich, dass die drei Geister neben mir standen.

„Was ist das hier?“, raunte ich verwundert. „Wieso brennt hier ein Feuer? Wohnt hier irgendjemand? Könnt ihr jemanden sehen?“

„Nein“, flüsterte X. Unruhe schwang in seiner Stimme mit. „Lasst uns wieder verschwinden. Dieses Loch ist irgendwie seltsam.“

„Gäste in unserem Loch!“, raunte plötzlich jemand von der Höhlenwand. Und „Gäste in unserem Loch“ flüsterte es auf einmal immer wieder von allen Seiten. „Gäste in unserem Loch, Gäste in unserem Loch...“

Ich sah mich erschrocken nach meinen Begleitern um. Ich spürte, wie sie näher zusammenrückten und ein paar Schritte von den Stimmen wegstolperten.

„Wie viele sind es? Wie viele sind es? Wie viele sind es?“, fragten die Höhlenwände hunderte Male.

„Es sind drei, es sind drei, es sind drei...“

Was? Ich sah mich suchend um. War einer von uns verloren gegangen?

„Drei Geister von draußen, drei Geister von draußen, drei Geister von draußen...“ ging das seltsame Geflüster weiter. Drei Geister und ein Mensch, wenn ich bitten durfte. Offensichtlich konnte, was immer es auch war, nicht besonders gut sehen. Ich ging noch einen Schritt weiter nach hinten. Dabei stieß mein Fuß gegen einen kleinen Stein. Er rollte ein paar Meter weit und prallte dann laut gegen die feuchte Höhlenwand. Ich zuckte zusammen (zum ich weiß nicht wie oftsten Mal in dieser Geschichte...), weil das Geräusch von allen Wänden wieder hallte.

Die Stimmen an den Wänden verstummten für eine Sekunde.

„Was war das? Was war das? Was war das?“, fragten sie dann aufgeregt.

„Wer hat den Stein bewegt? Wer hat den Stein bewegt? Wer hat den Stein bewegt?“, tuschelten sie.

Und dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Sie konnten mich nicht sehen. Das war schwer zu verdauen für jemanden, der sein ganzes Leben lang sichtbar gewesen war. Aber andererseits war es auch irgendwie fair. Schließlich war sonst ich die, die die ganze Zeit von Menschen umgeben war, die ich nicht sehen konnte.

„Wer seid ihr?“, fragte X direkt neben mir. „Seid ihr auch Geister?“

Ein leises, amüsiertes Lachen zog durch die Höhle. „Geister? Geister? Geister?“

„Wir sind die Mondschaten“, flüsterten hunderte Stimmen von der rechten Ecke.

„Wir sind die Schatten der Schatten und die Spiegel der Spiegelbilder“, machten hundert andere Stimmen aus der linken Ecke weiter.

„Wenn Licht sich bricht, dann trifft es dich – mich trifft es nicht. Doch trifft es dich, dann bricht es sich in dir und wenn es uns trifft sind wir in Sicht“, wisperten die ersten hundert Stimmen.

„Doch trifft es mich, dann bleibt kein Licht, denn ich bin nicht vom Licht gemacht, wir sind ein Teil der Finsternis der Nacht, die Licht nicht teilt, die finster ist und wach“, ergänzten die zweiten hundert Stimmen. Und mit jedem Wort klang es so, als seien sie ein Stück näher an uns herangerückt.

Wir stolperten noch ein paar Schritte weiter rückwärts.

Ich zuckte (mal wieder) zusammen, als etwas plötzlich Nasses meinen Arm berührte. Mir rutschte fast das Herz in die Hose. Aber als ich mich umdrehte, entdeckte ich, dass ich direkt vor einem Teich stand. Die Höhlenrückwand bestand aus einem Teich. Ich zog meine Schulter wieder aus dem Wasser heraus und betrachtete es überrascht (wobei ich mir Mühe gab, keine Zeit damit zu verschwenden, mich zu

wundern, dass Gewässer hier stehen konnten). Ruhige, winzige Wellen zogen in regelmäßigen Abständen von der Mitte aus zum Rand und schwappten leicht darüber. Ansonsten war das Gewässer völlig still. Die Oberfläche war so glatt, dass sie einen perfekten Spiegel bildete. Sie spiegelte so stark, dass sie rein gar nichts über die Tiefe des Gewässers verriet. Ich konnte darin Sonja und Lancelot sehen, der sich an ihre Hand klammerte und zu den Höhlenwänden hinaufstarrte. Und direkt neben der Stelle, wo ich mich befand, stand X kampfbereit da, die Hände in die Hüften gestützt. Nur, dass ich mich gar nicht dort befand. Ich war im Spiegelbild überhaupt nicht zu sehen.

Als ich genauer hinsah, erkannte ich, dass sich darin an den Höhlenwänden etwas bewegte. Besser gesagt, die Höhlenwände selbst bewegten sich. Und als ich noch genauer hinsah, entdeckte ich, dass dort lauter kleine Wesen waren, die zwischen sich kaum ein Stück Höhlenwand frei ließen. Sie hatten jeweils zwei dunkelsilberne Flügel, die deutlich größer waren als die kleinen Körper dazwischen. Und ziemlich spitz. Zu spitz für meinen Geschmack.

Die Körper waren auf den ersten Blick schwarz und ähnelten denen von Fledermäusen. Auf den zweiten Blick schienen sie aus dunklen Flammen zu bestehen. Aus einer Art Feuer, das kein Licht ausstrahlte, sondern es in sich aufsaugte. Kein Wunder, dass es hier drinnen trotz des großen Ausgangs am anderen Ende der Höhle so düster war.

Die Schattenfledermäuse drehten sich unruhig hin und her. Einige beugten sich nach vorne. So, als würden sie sich auf einen Angriff vorbereiten. Als würden sie sich in ein paar Augenblicken auf uns stürzen wollen. Das gefiel mir nicht. Das gefiel mir gar nicht.

Mein Blick glitt nervös über die Höhlenwände. Es waren tausende von ihnen. Und sie umzingelten uns von allen Seiten. Ich musste irgendwas unternehmen.

Möglichst ohne ein Geräusch zu machen, bückte ich mich und tastete mit den Fingern auf der Erde herum. Ich suchte den Boden nach

einem großen Stein ab, mit dem man gut werfen konnte. Als ich einen gefunden hatte, hob ich ihn langsam hoch. Dabei versuchte ich, hinter dem Rücken von Sonja zu bleiben, sodass mit etwas Glück niemand den Stein durch die Luft schweben sehen würde (ich wusste nämlich aus Erfahrung, dass man bei so einem Anblick schnell misstrauisch wurde). Mit der anderen Hand griff ich vorsichtig nach Lancelots Stock. Er zuckte zusammen und blickte fragend zu mir hinüber. Ich zwinkerte ihm zu. Er grinste. Ich führte den Stock in seiner Hand zu dem Feuer in der Mitte der Höhle hinüber und tauchte ihn darin ein. „Was macht er da, was macht er da, was macht er da?“, wisperten die Wände misstrauisch. Im Spiegel konnte ich beobachten, wie sie in ihren Bewegungen innehielten und feindselig zu uns, bzw. den Geistern hinüber blinzelten. Dann wurde das Gewisper um einiges chaotischer. Alle flüsterten aufgeregt durcheinander.

„Er stiehlt unser Feuer!“

„Diebe!“

„Wir werden sie aufessen!“

„Lasst uns zuschlagen!“

„Sie dürfen nicht entweichen!“

Eine Fledermaus erhob sich von der Wand und flatterte langsam auf uns zu. Eine zweite folgte ihr. Und eine dritte. Und dann umkreiste uns der ganze Schwarm. Lancelot streckte ihnen den Ast mit dem Feuer warnend entgegen und ich hielt meinen Stein bereit. X ließ schon mal vorsichtshalber einen kleinen Wirbelsturm auf dem Boden entstehen. Nur Sonja rührte sich nicht. Sie blickte die Wesen nur interessiert an. Wahrscheinlich verlor man als Geist seine Angst vor Dingen, die einen verletzen wollten. Es würde mich allerdings nicht wundern, wenn diese Dinger auch Geistern etwas anhaben könnten. Immerhin saugten sie Licht auf.

Wie um meinen unheilvollen Gedanken zu bestätigen, wurde das Geflüster wieder einheitlich.

„Auffressen! Auffressen! Auffressen!“, zischten sie über uns.

„Auffressen! Auffressen! Auffressen!“

Das Wispern wurde lauter und lauter und es kam mir vor, als flögen sie auch immer schneller. Ich erwog eine Flucht in Richtung Höhlenausgang. Aber so schnell würden selbst die Geister nicht den ganzen Eingang hinaufschweben können, wie diese Wesen fliegen konnten. Es blieb uns nur, zu kämpfen.

Ein aussichtsloser Kampf gegen eine solche Masse...

Und dann stürzten sie plötzlich auf uns zu. Wir stolperten weiter nach hinten. Lancelot schwang seinen Stock wild gegen die Angreifer. Einige flohen vor ihm, aber das Feuer ging dabei schnell wieder aus. X schleuderte seinen Wirbelsturm gegen die Wesen. Sie drifteten nach allen Seiten ab, kehrten aber genauso schnell wieder zurück und flogen unbeirrt weiter auf uns zu. Ich schmiss mit so vielen Steinen um mich wie ich finden konnte. Das verwirrte sie ein wenig. Einer traf eine Fledermaus direkt am Kopf. Sie plumpste zu Boden wie ein Klumpen Erde. Die anderen Fledermäuse sahen es. Sie flatterten auf und ab und suchten nach der Quelle der unbekannten Fluggeschosse. Aber dann tastete meine Hand ins Leere. Angestrengt suchte ich nach dem nächsten Stein. Nur Sand und weiche Erdklumpen unter meiner Hand.

Sie nutzten die ruhigen Sekunden, um wieder anzugreifen. Plötzlich hörte ich einen Schrei. Als ich mich zum Spiegel drehte, sah ich, dass eine von ihnen X's Arm erreicht hatte und sich an ihm festbiss. Er hörte nicht auf zu schreien, so, als fügte ihm der Biss extreme Schmerzen zu.

Oh nein. Verzweifelt sah ich mich um.

„Verschwinde“, rief ich. Die Fledermaus hielt einen Augenblick inne. Ihr Blick suchte nach mir. Als er mich nicht fand, machte sie wieder weiter. „Denk an den Wind, X!“

Das half. X fegte einen so heftigen Windstoß durch den Raum, dass die Fledermaus durch die Luft davontaumelte. Auch die anderen

wurden von dem Luftstoß mitgerissen. X ließ eine Wand aus Wind entstehen, die uns wie eine Schutzmauer abschirmte. Sie flatterten davor wütend auf und ab. Einige versuchten, hindurch zu kommen, wurden aber mit der ganzen Kraft von X's Wut nach hinten geschleudert. Lancelot streckte ihnen immer noch kampfbereit seinen Stock entgegen. Aber Sonja konnte ich nirgends entdecken.

Ein Blick zu X sagte mir, dass unser Schutz nicht lange anhalten würde. Was immer die Fledermaus mit ihm gemacht hatte, es schien ihn ernsthaft geschwächt zu haben. Ich hatte noch nie einen Geist so auf dem Boden liegen sehen. Sein Gesichtsausdruck war schmerzverzerrt. Besorgt machte ich einen Schritt auf ihn zu.

Aber dann fühlte ich plötzlich, wie mich etwas am Ärmel zupfte. Ich drehte mich um, bereit, wenn nötig mit allem um mich zu schlagen, was ich irgendwie finden konnte. Ich sah eine Hand, die aus dem Gewässer herausragte. Aber als ich den Ärmel erkannte, erstarrte ich vor Staunen. Es war der Ärmel von Sonjas Kleid.

Sie war in dem Gewässer drinnen! Im Spiegelbild sah ich, dass Lancelot sich ebenfalls umgedreht hatte. Er sah sich neugierig die zierliche Hand an – die uns jetzt zuwinkte. „Sie will, dass wir ihr folgen!“, flüsterte er und machte einen Schritt auf das Gewässer zu. „Halt!“, rief ich, und versuchte, nach ihm zu greifen. Doch er glitt wie ein kalter Windhauch durch meine Finger und verschwand hinter der Oberfläche.

Eine Sekunde später tauchte sein Kopf wieder auf.

„Komm!“, rief er mir eindringlich zu. Ich zögerte eine Sekunde. Dann winkte ich X, der uns beobachtet hatte. Er nickte mir zu, zum Zeichen, dass er verstand. Mit einem Satz sprang ich in das Gewässer hinein – und sah aus den Augenwinkeln noch kurz, wie der Wirbelsturm verstummte und er mir folgte.

Das Wasser war nass und eiskalt. Aber nur eine Millisekunde später tauchten wir beide wieder auf. Nur, dass wir jetzt auf einmal anders

herum in dem Gewässer standen – mit dem Gesicht zur Höhle. Seltsam.

Ein Blick zur Seite verriet mir, dass Sonja und Lancelot neben uns schwammen. Wieso konnte ich sie plötzlich sehen? Und die Wesen auch?

Dafür konnten die scheinbar keinen von uns sehen. Sie suchten in jeder Ecke der Höhle nach uns, auch direkt in unserer Nähe (eine kam Sonjas Kopf so nahe, dass sie sie hätte riechen können, doch Sonja betrachtete sie nur interessiert).

Aber sie schienen uns nicht wahrzunehmen.

„Wo sind sie hin? Wo sind sie hin? Wo sind sie hin?“, flüsterten sie aufgebracht.

Wir sahen ihnen zu, bis sie schließlich aufgaben und sich erregt tuschelnd auf der Höhlenwand niederließen.

Vorsichtig, Schritt für Schritt, schlichen wir Richtung Ausgang. Aber wir hätten uns nicht mal bemühen müssen. Das verärgerte Geflüster war so laut, dass sie uns nicht einmal bemerkt hätten, wenn wir mit einer Abrissbirne durch die Höhle gebrettert wären. Wir waren schon kurz vor dem Höhlenausgang und so nahe an den Fledermäusen dran, dass sie fast atmen hören konnten. Plötzlich stieß mein Fuß gegen etwas Hartes. Ein Ast, der irgendwie in der Höhle gelandet war. Ich stolperte und ruderte mit den Armen.

Im letzten Moment bevor ich umfiel, fing mich ein kalter Windstoß auf.

Sonjas Arm. Gott sei Dank. Beinahe wäre ich direkt in die Fledermäuse hineingefallen.

Dankbar nickte ich ihr zu. Sie lächelte zurück.

X und Sonja griffen mir mit ein wenig Wind unter die Arme, als wir durch den Ausgang hinausklettern (was auch dringend nötig war, weil der Adrenalinschub inzwischen deutlich nachgelassen hatte und meine Hände vor Aufregung und Müdigkeit zu zittern begannen. Ich konnte mich kaum festhalten an den feuchten, erdigen Steinen).

Und dann rannten wir erst einmal so schnell wie möglich weg.

Irgendwann, mindestens zwei Kilometer weiter südlich, stolperte ich über einen Ast und ließ mich erschöpft ins Gras fallen. Dort blieb ich erst mal schwer atmend liegen.

Dass ich dabei allerdings eingeschlafen war, merkte ich erst, als ich wieder aufwachte und Lancelots Gesicht vor mir sah. Seinen Stock trug er über die Schulter gelegt wie ein Wandergeselle. Und hinten dran hing auch das traditionelle Bündel.

„Ich habe ein paar Beeren für dich gepflückt!“, sagte er fröhlich. „Und ein paar Beeren und Kräuter auch!“

Ich setzte mich auf. Mein Kopf war noch ein bisschen wirr. Deshalb begann ich erst wenige Sekunden später, mich zu wundern, dass ich ihn immer noch sehen konnte. Und dass er Beeren pflücken konnte. Das stellte ich mir als lebender Windhauch nämlich gar nicht so leicht vor.

Mein Magen knurrte enttäuscht, als ich darüber nachdachte, ob er sich das vielleicht nur ausgedacht haben könnte. So wie das mit dem großen Krieger aus dem Zeitalter vor dieser Zeit.

Aber wie sich herausstellte, hatte ich mich geirrt: In dem Bündel waren tatsächlich Beeren und Pilze und Kräuter. Und zwar eine ganze Menge davon. Und soweit ich mich damit auskannte, waren alle davon auch noch essbar bis zumindest relativ genießbar. Sogar eine Handvoll Haselnüsse und zwei Handvoll Wallnüsse und vier Äpfel waren dabei. Mit einem Heißhunger stürzte ich mich darauf. Kraftfutter war es nicht gerade. Aber zumindest füllte es meinen zusammengeschnürten, knurrenden Magen auf.

„Woher hast du das alles?“, fragte ich mit vollgestopftem Mund, als ich beim letzten Bissen angelangt war.

„Im Wald gesammelt“, antwortete Lancelot fröhlich.

„Und woher wusstest du, was man essen kann?“

Er richtete sich auf und streckte mir vergnügt seinen Stock entgegen. „Der Wald ist meine Heimat! Pilze und Pflanzen sind die Vertrauten meiner Jugend und die Bäume mein Zuhause! Ich bin Robin Hood, der Gerechteste unter den Wilden! Nimm dich in acht vor meinen Pfeilen!“

Und dann schwang Lancelot alias Robin Hood sich auf seinen Stock, als wäre er ein wilder schwarzer Rappen, der schneller galoppieren konnte als ein Düsenjet fliegen. Er schwebte aber tatsächlich ziemlich schnell auf ihm davon. Das musste man ihm lassen.

Jetzt, wo ich gegessen hatte, hatte ich wieder Augen für meine Umgebung. Ich saß am Rand eines Waldes im heraufziehenden Abendrot. Sonja saß ein paar Meter weit entfernt auf einem Ast und ließ ihre Beine baumeln. Sie pfiff eine leise Melodie, die ziemlich alt und vergessen klang. X konnte ich nirgends entdecken.

Als sie bemerkte, dass ich sie beobachtete, winkte Sonja mir zu.

„Guten Abend!“, rief sie.

„Wie lange habe ich geschlafen?“

„Zeit ist zu flüssig, um sie zu halten und zu zählen. Aber ich würde sagen, eine Traumreise lang und zurück. Und zwei verpasste Mahlzeiten mindestens.“

Sie hatte recht. Eigentlich war es auch egal, wie viele Stunden es genau gewesen waren. Die Hauptsache war, dass ich mich jetzt wesentlich ausgeschlafener fühlte. Und zu meiner Überraschung tat mir nicht mal so viel weh. Früher hatte ich manchmal mit Matti gezeltet oder im Baumhaus übernachtet. Danach war ich meistens mit Schmerzen im Rücken und nicht selten auch an vielen anderen Stellen aufgewacht. Aber jetzt fühlte ich mich eigentlich ziemlich wohl.

Vielleicht war das immer so, wenn man ein Abenteuer überstanden hatte: man schlief besonders tief und weich und aß besonders gut und die Sonne schien besonders hell danach und die ganze Welt wirkte fröhlich, zum Singen und zum Pfeifen. Man fühlte sich ein bisschen mehr wie eine mutige Kriegerin und ein bisschen weniger wie ein

unnormales Teenager-Mädchen auf einer komplett verrückten Wanderung ohne wirkliches Ziel. Oder einfach erleichtert, dass sämtliche Reisende besagter verrückter Reise noch am Leben waren. So gut sie es eben sein konnten als Geister.

Ich gähnte ein letztes Mal an diesem Tag und streckte meine Arme der Sonne entgegen.

„Wo ist X?“

„Er sucht Hinweise zwischen den Blättern. Ich glaube nicht, dass er sie dort finden wird. Aber er versucht herauszufinden, was anders ist, seitdem wir durch den Spiegel gegangen sind.“

„Durch den Spiegel? Bitte sag mir, dass er nicht zu diesem Gewässer zurückgegangen ist?“

„Nein, mach dir keine Sorgen. Dort wollte er nicht wieder hingehen. Er wollte sich hier umsehen.“

Erleichtert seufzte ich auf. Obwohl... ich betrachtete den Wald. Er wirkte friedlich und schien voller Leben zu sein. Aber wirklich wissen was hier alles lauerte, konnte man nicht. Was, wenn das Loch erst der Anfang gewesen war?

Doch im selben Moment sah ich X über die Waldgipfel auf uns zu schweben. Lancelot ritt neben ihm auf seinem Stock durch die Lüfte. Er drehte ein paar Loopings, als er bemerkte, dass wir ihm zusahen. Sonja klatschte und er landete neben ihr auf dem Ast.

X setzte sich zu mir ins Gras.

„Hast du etwas gefunden?“, fragte ich ihn.

Er schüttelte traurig den Kopf. „Rein gar nichts, was uns weiterhelfen könnte. Keine Spur von irgendeinem Geist. Und auch keine Erklärung, warum es hier plötzlich so anders ist.“

„Was ist denn so anders?“

Also außer, dass ich meine Begleiter plötzlich auch im hellsten Sonnenlicht glitzern sehen konnte.

„Es wirkt alles so viel heller und lebendiger. Hier ist alles voll von Übernatürlichem. Das spüre ich. Aber ich kann es noch nicht sehen.“

Und das Dorf, zu dem wir gehen wollten, ist auch verschwunden. Wie vom Nichts verschluckt. Außerdem fühlt es sich hier ein wenig so an als... als hätte ich einen Körper. Zumindest ein bisschen. Als könnte ich die Äste fast berühren und fast das Gras unter den Füßen spüren.“ Er stützte den Kopf auf seinen Arm. Und ich konnte in seinen blassen Augen sehen, dass er unendlich erschöpft war. Er war wahnsinnig müde. Mein Magen zog sich bei diesem Anblick zusammen.

„Ich weiß nicht, wo wir weitersuchen könnten.“

„Lass uns weiter Richtung Süden gehen!“, ermutigte ich ihn. „Wenn hier alles voller Übernatürlichem ist, muss das doch ein gutes Zeichen sein. Oder?“

Er nickte und stand wieder auf.

„Ja, lass uns weitergehen.“

Aber es klang nicht besonders hoffnungsfroh. Scheinbar hatten Abenteuer nicht auf jeden so eine ermutigende Wirkung.

Sonja und Lancelot dagegen sprangen sofort von ihrem Ast. Lancelot stürmte voraus. Sonja schwebte in Schrittgeschwindigkeit neben mir her, aber sie piff immer noch die ganze Zeit vor sich hin.

„Lass uns ein Lied singen“, schlug sie plötzlich vor, als wir schon eine Weile gegangen waren. „Lieder geben den Herzen neue Kraft, wenn die Geister müde sind!“

Und sie begann, eine Melodie zu summen.

„Was ist das für ein Lied?“, fragte ich neugierig, während Lancelot mit seiner eigenen Variation mit einstieg.

„Das ist der Marsch des Lebens“, erklärte sie ernst. „Komm, sing mit!“

Ich konnte nicht wirklich gut singen und normalerweise hätte mich niemand dazu überreden können. Aber irgendwie war es mir vor diesen drei Menschen vollkommen egal, wie schief und krächzend ich klang. Also stieg ich auch ein. Ich experimentierte mit einer Bassmelodie herum. Und schließlich waren wir ein ganz passables Trio. X grinste ziemlich auf uns herunter, während er über unseren

Köpfen dahinschwebte, aber er ließ es sich nicht nehmen, die Äste und Steine am Wegrand den Takt klopfen zu lassen.

Als wir endlich endeten (ich hatte das Gefühl, dass Sonja schon nach drei Minuten begonnen hatte, sich ihre eigene Fortsetzung zu dem Lied auszudenken, welche mindestens eine viertel Stunde lang durchhielt und sich durch unsere schrägen Gesänge quälte), begann er, ein altes Indianer-Lied zu singen. Und wenig später waren wir wie wild am Head-Bangen und Luft-Gitarren ramponieren. Es wurde ein lustiger Wandertag, obwohl am Ende mein Magen noch lauter knurrte als am Morgen zuvor. Den ganzen Tag über sahen wir nichts, was uns auch nur im Geringsten übernatürlich oder hilfreich vorkam.

Geschweige denn ein Dorf. Ich war mir sicher, dass wir eigentlich längst auf eines hätten stoßen müssen...

Als uns gegen neun Uhr immer noch weder das eine noch das andere über den Weg lief und mein Gähnen schon von der Dunkelheit einer lauen Sommernacht verschluckt wurde, entschieden wir, hier eine Pause einzulegen. Es war frustrierend zu wissen, dass sie ohne mich schon einige Kilometer weiter sein könnten. Oder eigentlich schon am Ende der Welt. Sprichwörtlich. Aber niemand von ihnen dachte auch nur daran, weiter zu schweben, als ich heute Abend gehen konnte. Stattdessen suchte mir Lancelot das weichste Grasbett der gesamten Gegend heraus. X und Sonja besprachen, wer wann die Nachtwache bei mir übernehmen würde, während der andere sich weiter umsehen sollte. Aber die beiden wirkten nicht weniger müde als ich. Ich wünschte, sie könnten auch eine Pause einlegen und einfach einschlafen...

Der nächste Tag verlief ähnlich wie der letzte. Als ich aufwachte, berichtete mir X, dass keiner von ihnen in der Nacht etwas gefunden hatte. Sonja berichtete, dass sie einiges gesehen hatte, was sie faszinierend fand. Aber ich musste X recht geben: nichts davon wirkte wirklich hilfreich.

Also zogen wir weiter singend, pfeifend und trommelnd und manchmal auch stillschweigend Richtung Süden. Nur, dass der Süden endlos weit geworden zu sein schien. Ich verschwieg den anderen, dass wir die Heide, die ich kannte, eigentlich längst hätten durchquert haben müssen. Irgendetwas musste passiert sein, als wir das Gewässer durchschritten hatten. Was uns damals wie die Rettung erschienen war, kam mir jetzt langsam immer dämlicher vor. Was, wenn wir unsere Welt dabei zurückgelassen hatten und uns jetzt an einem Ort befanden, wo es weder ein Ende der Welt gab, noch einen Geist des klugen Rates? Was, wenn wir uns in einer Art Schein- oder Spiegelwelt befanden und eigentlich überhaupt nicht vorankamen?

Es wurde ein zweites Mal Abend und diesmal sah ich der Vorstellung, schon wieder ohne ein Bett einzuschlafen, schon ein bisschen weniger glücklich entgegen. Unruhe machte sich in mir breit. Was, wenn wir hier nie einen Ausweg finden würden? Was, wenn ich mein ganzes Leben lang nur noch bunte Wälder und Wiesen sehen würde? Nie wieder einen echten, lebenden Menschen, der aß und schlaf wie ich? Langsam hätte ich viel darum gegeben, meine Schwester bei mir zu haben. Oder irgendwen.

Wir waren bei einem weiteren Wald angelangt. Als die Dunkelheit ihre Vorboten in den Abend hineinschickte, setzten wir uns hin, um uns ein bisschen auszuruhen. Und diesmal war ich sichtbar nicht die einzige, die das dringend nötig hatte. Hätte.

X war noch müde von dem Kampf mit den Fledermäusen und Sonja war schon so lange auf dieser Erde, dass kaum etwas von ihrer Kraft übriggeblieben war. Der einzige, der fröhlich herumturnte wie eh und je, war Lancelot. Erschöpft ließen wir uns auf ein paar Felsen nieder und starrten in die Abendsonne.

„Meint ihr, wir finden noch etwas hier?“, fragte Sonja schließlich leise. Es überraschte mich, dass sie diejenige war, die unsere Zweifel

als erste aussprach. Sie war bisher die Optimistischste unter uns gewesen, was unsere Reise anging.

X schüttelte seufzend den Kopf.

„Ich habe mich hier schon in jeder Ecke umgesehen. Nichts.

Nirgendwo. Es hieß, wenn wir suchen, würden wir irgendwann auf den Geist stoßen. Aber wir haben mit all unserer Kraft gesucht. Drei Tage lang. Ich glaube nicht, dass es morgen besser wird. Vielleicht hatte der alte Geist in der Hütte doch recht.“

„Was für ein Geist in einer Hütte?“, fragte Sonja neugierig. Ich erzählte ihr von unserer wenig erbaulichen Begegnung. Sie blickte mich nachdenklich an. „Hört sich an, als sei er dem Geist des klugen Rates schon einmal begegnet. Ich frage mich, warum wir ihn dann noch nicht getroffen haben.“

Ich schwieg. Ich gab es ungern zu, aber langsam wäre auch ich zufrieden damit, dorthin zurückzukehren, wo man sich ein Zimmer in einem Gasthaus nehmen konnte, um dann mit dem Zug nach Hause zu fahren. Alles war besser, als hier endlos durch eine Spiegelwelt zu laufen und nie irgendwo anzukommen... Die Nacht breitete sich immer weiter über unseren Köpfen aus. Aber plötzlich war mir so, als läge über uns noch ein Schatten, der weit düsterer war.

„Sollen wir umkehren?“, fragte Sonja schließlich in unsere Überlegungen hinein.

X kaute auf seinen Lippen herum. Ich wartete ab, was er sagen würde.

„Nein.“

Überrascht sah ich ihn an.

„Nein, wir müssen weitersuchen. Wir müssen zumindest alles versucht haben, um endlich Ruhe zu finden. Ich will noch nicht aufgeben. Lass uns noch weitergehen, bis die Sonne untergeht. Dann suchen wir uns ein Nachtlager. Wenn wir morgen nichts finden, können wir immer noch umkehren.“

„Okay.“

Von seinen Worten ermutigt stand ich auf. Sonja tat es mir ein paar Sekunden später nach. Wir wateten durch einen schmalen Fluss (das heißt, ich watete, die anderen glitten einfach über die Wasseroberfläche zur anderen Seite und Lancelot spritzte dabei wild mit Wasser und Schlamm um sich) hindurch und durchquerten einen kleinen Wald. Als wir wieder herauskamen, sahen wir, dass die Abendsonne noch immer hoch am Himmel stand. Viel höher, als ich gedacht hätte. Vor uns tat sich eine weitere weite Wiese auf. Eine mit in der Sonne besonders golden leuchtendem Gras und einer Reihe von Birken am linken Rand.

Und daneben stand eine aus Birkenzweigen gewachsene kleine Hütte, an der sich blassrosa Blüten entlangrankten. Vor ihr befand sich ein kleiner Brunnen, aus dem klares Wasser heraussprudelte und dabei gold-rotes Sonnenlicht einfing. Und vor der Hütte stand jemand. Wir blieben alle gleichzeitig stehen, als wir den kleinen Mann mit den leuchtenden grünen Augen entdeckten. Es war weder ein Mensch, noch ein Geist. Für einen Menschen war er zu durchsichtig und bewegte sich zu flüssig, zu geisterhaft. Für einen Geist strahlten die Farben an ihm viel zu bunt.

Er wandte sich zu uns um und als er uns sah, breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht aus.

„Willkommen, liebe Gäste! Ich habe auf euch gewartet! Man hat mir gesagt, ihr sucht mich.“

Kapitel 13: Die Rätsel der Weisheit

X und ich warfen uns einen unsicheren Blick zu. Aber Sonja war schon losgestürmt und Lancelot eilte ihr wie immer hinterher. Also blieb uns nicht viel anderes übrig, als uns ihnen anzuschließen. Als wir direkt vor der Hütte standen, konnten wir erkennen, dass der Mann an seinem Garten arbeitete. Er goss ein paar Blumen und schnitt

Zweige aus einem Kirschbaum, der in seiner schönsten weißen Blütenpracht stand.

„Wer sind Sie?“, fragte X.

„Sind Sie ein Geist?“, fragte ich.

„Schön, Sie endlich wiederzutreffen!“, rief Sonja.

Der Geist lächelte. „Du bist gewachsen, meine Freundin. Ein Geist?

Ja. Aber nicht die Sorte, von denen du in letzter Zeit so viele kennengelernt hast.“

„Was ist denn der Unterschied zwischen Ihnen und anderen Geistern?“, fragte X.

„Ihr seid auf der Erde, weil ihr sie noch nicht verlassen könnt. Ich bin hier, weil diese Erde mich braucht. Ihr seid nur Schatten des Lebens. Ich bin ein Wegweiser zwischen Leben und Tod. Aber kommt doch erst mal in mein bescheidenes Zuhause hinein. Ich habe eine wahrlich gute Stube.“

Lächelnd hielt er uns die Tür auf. Sonja wagte sich als Erste hinein.

Wir anderen betraten zögernd die Hütte. Lancelot schob zuerst seinen Kopf durch den Türrahmen, um den Raum neugierig zu betrachten, bevor er sich hinein traute.

Die Tür der Hütte knarzte laut bei der leisesten Berührung. Ich war die einzige, die sie berühren musste, weshalb ich bei dem Geräusch zusammenzuckte. Es gab wohl kaum ein zweites Mädchen in dieser Geschichte, das so schreckhaft war, wie ich...

Innen duftete es nach Kräutern und nach warmen Essen. Es war alles aus sehr altem Holz gezimmert: Die Schränke mit dem Geschirr an den Wänden, der Tisch und die Eckbank, sogar der Wäscheständer, der in einer Geisterhütte auch so schon völlig fehlplatziert und seltsam gewirkt hätte. Aber es sah sehr gemütlich aus in dem kleinen Zimmer. „Dann sind Sie der Geist des klugen Rates?“, fragte X, als wir alle fünf drinnen standen.

„Du zweifelst daran, mein Sohn?“

X senkte den Blick und wirkte fast ein bisschen beschämt.

„Wir haben Sie tagelang gesucht.“

„...und irgendwann hast du fast den Glauben verloren und ein bissiges Stück Verbitterung in dein Herz gelassen.“

Der Geist des klugen Rates seufzte.

„Man sagt, wer mich sucht, den werde ich finden. Ich pflege das so zu sagen: Jeder, dessen Herz wirklich nach mir sucht, dessen Verstand sich abmüht und dessen ganze Kraft darauf gerichtet ist, mich zu finden, wird mich irgendwann zu Gesicht bekommen. Denn viele Stimmen rufen nach mir in einem Moment der Verzweiflung. Doch wenn ich anklopfe, ist ihr Herz noch verschlossen und es gewährt mir keinen Eintritt.“

Er musterte uns nachdenklich.

„Aber ich glaube in euch habe ich vier Herzen gefunden, die bereit für eine Reise sind.“

„Das sind wir“, sagte ich entschlossen.

„...wobei ich mir nicht bei allen sicher bin“, schloss der Geist.

Seine grünen, durchsichtigen Augen glitten über uns und, es war schwer zu sagen bei so einem blassen Grün, aber ich hatte das Gefühl, dass sie bei X stehen blieben. „Einige unter euch scheinen noch zu kämpfen.“

„Aber wir sind bereit, bis zum letzten Ende zu kämpfen“, sagte X.

Der Geist des klugen Rates nickte langsam. „Weil du das gesagt hast, will ich euch zeigen, was ihr sucht.“

„Sie wissen also, wie wir zum Land am Ende der Welt kommen und wie wir von dort aus weitermachen müssen? Können Sie uns auch sagen, ob wir, ähm, Erfolg haben werden?“, fragte ich aufgeregt.

„Oh, wenn ihr denkt, dass ich das weiß, dann glaube ich, habt ihr mich verwechselt.“

Mein Mut sank schlagartig. „Verwechselt?“

„Ich bin ein Geist des klugen Rates – nicht des Wissens. Verwechselt nie Weisheit und Wissen. Denn es gibt Wissen, das jeder Weisheit

entbehrt, fast ihr Gegenteil ist. Und es ist selten weise, etwas zu wissen. Dennoch gibt es auch Weisheit, die ohne Wissen unbefruchtet bleibt. Wenn ihr jedoch Wege zum Wissen sucht, so gibt es nichts weiseres als die Weisheit zu fragen.“

X und ich wechselten einen Blick. Wir hatten keine Ahnung, was er uns damit sagen wollte.

„Intelligente und Wissende haben mich nicht gefunden, aber viele einfache Herzen stehen mir offen und machen mir Platz.“

„Wollen Sie damit sagen, Sie wissen gar nicht...?“, setzte ich an.

„Doch, ich weiß, ich weiß alles und kaum einer weiß mehr und besser als ich. Aber ich bin kein Geist des Wissens, meine Lieben. Ich bin hier, um Weisheit zu pflanzen, nicht, um nur Wissen zu verteilen.“

„Können Sie uns denn dann helfen?“, fragte X und ein wenig Ungeduld bahnte sich dabei einen Weg in seine Stimme.

„Ich habe den Schlüssel zu allen Geheimnissen, die euer Herz begehrt und zu all dem, was ihr braucht, um eure Reise fortzusetzen und eurem Ziel zu begegnen. Aber zuerst trinken wir einen Schluck Tee. Das erfrischt die Geister!“

„Sie haben Tee?“ Ungläubig sah X ihn an.

„Oh, es gibt oft kaum etwas Weiseres, als einfach eine Tasse Tee zu trinken. Meine Kollegen beschwerten sich oft mit großen Gedanken und philosophischen Fragen. Aber ich finde die beste Antwort nicht selten in einer heißen Tasse chinesischer Kamille. Oder indischer Chai Latte, himmlisch! Was möchtet ihr für Sorten? Kräuter? Wintertee? Früchte? Grüner oder schwarzer? Ich habe fast alles da!“

„Kann ich Karamell haben?“, fragte Sonja mit leuchtenden Augen. Ich hatte keine Ahnung, wie sie den Tee denn trinken wollte. Ich meine, seit wann können Geister etwas trinken?

Aber ein wenn der Geist des klugen Rates ihn trinken konnte, dann war es wahrscheinlich sowieso ein spezieller Tee. Hier schien alles ziemlich speziell zu sein an dieser Hütte...

„Natürlich, natürlich. Und ihr anderen? Nur Mut! Es wird euch guttun. Grünen Tee für etwas mehr Leben in euch?“

X und Lancelot bekamen schließlich je eine kleine altmodische Porzellankanne mit dampfendem grünen Tee serviert, während Sonja an einer randvollen Tasse Karamell schlürfte und ich ein Glas „Omas Gartenkräuter – aromafrei“ vorgesetzt bekam. Beim ersten vorsichtigen Schuck floss die heiße Flüssigkeit meine Kehle hinunter – aber sie verbrannte mich nicht, sondern wärmte mich bis in all meine Körperwinkel auf, bis der letzte Rest der taunassen Nächte aus mir herausgeschwemmt war. Doch der Geschmack machte mich irgendwie wehmütig.

Der Geist des klugen Rates selbst hatte sich für seine Lieblingssorte, Kamille, entschieden. Und so saßen wir da, vier seltsame Abenteurer und ein noch seltsamerer kleiner durchsichtiger Mann, um einen Tisch herum und tranken Tee. In die Geister glitt der Tee einfach hinein und verschwand dann, als hätte die Luft ihn geschluckt. Für sie war es scheinbar tatsächlich so, als würden sie ganz normal Tee trinken. Ich gab es irgendwann auf, das Mysterium vom Geistertee verstehen zu wollen... Jedenfalls meinten wir alle, nie etwas Besseres getrunken zu haben.

Und während wir tranken, hatte ich das Gefühl, dass die Geister um uns herum mit jedem Schluck fröhlicher wurden. Sogar X wurde gelassener und neue Hoffnung schien in seinen Augen zu schimmern. „Ich fühle mich, als sei meine Kraft zurückgekehrt“, sagte er zu mir, als die anderen sich gerade über den warmen Sommer unterhielten. „Nun, da wir alle gewärmt und getränkt sind, können wir uns den brisanteren Themen stellen. Ihr wollt das Land am Ende der Welt finden?“

Wir nickten - Sonja begeistert, Lancelot wild wie ein Abenteurer, ich entschlossen und X ein bisschen so, als müsste er etwas Unangenehmes runterschlucken.

„Wo liegt dieses Land?“, fragte ich.

„Ihr seid bereits dort.“

Überrascht zog X eine Augenbraue hoch. „Das ist das Ende der Welt?“

„Es ist sein Anfang.“

Wir schwiegen.

„Und wie...“, setzte ich an.

„Ihr müsst durch ein Tor gegangen sein.“

Der stehende Teich.

„Hast du dich nicht gewundert, dass du deine Freunde sehen kannst?“ Freunde. Das Wort klang immer noch irgendwie seltsam für mich. Ein Haufen von Geistern und ich. Freunde.

„Doch, schon.“

„Ihr müsst durch einen Spiegel gegangen sein auf eurem Weg zu meiner Hütte.“

„Es gibt mehrere?“

„Es gibt so viele, wie es Spiegelbilder gibt.“

„Und die Spiegel sind die Tore in die andere Welt?“

„Nicht nur die Spiegel. Aber da du deine Freunde sehen kannst, muss eures wohl offensichtlich ein Spiegel gewesen sein.“

Aha.

In diesem Moment öffnete sich mit einem lauten Knarzen die Tür. Erschrocken blickten wir auf. Aber wer sie geöffnet hatte, entdeckten wir erst, als wir zum Boden hinuntersahen: Eine kleine durchsichtige Katze mit gestreiftem, strubbeligem Fell und wilden, leuchtenden Augen. Sie sah sich kurz um und glitt dann miauend in die Küche hinein.

„Oh, da bist du ja wieder, Minou! Hast du Neuigkeiten?“

Die Katze sah den Geist eine Sekunde lang an. Er beugte sich zu ihr hinunter, als würde er gespannt lauschen.

„Oh, das war zu erwarten. Sieh mal, wir haben Gäste.“

Die Katze streifte uns mit ihrem Blick und miaute noch einmal. Und dann sprang sie mitten auf Sonjas Schoß. Diese strich ihr gedankenverloren durch das Fell – und schien nicht zu bemerken, dass es dabei glitzerte.

„Wohin sollen wir weitergehen?“, fragte X, der im Moment nicht viel für flauschige Störungen übrig hatte.

„Ihr müsst durch ein weiteres Tor gehen, um in die Welt weit hinter dieser Welt zu gelangen.“

Der Geist seufzte schwer und seine grünen Augen lagen besorgt auf X.

„Diesmal gibt es nur vier, durch die ihr gehen könnt. Vier Tore, die errichtet wurden als Brücken, damit selbst die verirrteste Seele die Möglichkeit hat, nach Hause zu finden. Es gibt auch noch ein fünftes Tor. Aber das hat noch nie jemand gefunden. Und die, die es gefunden haben, sind nicht hindurchgekommen.“

Er kratzte sich am Kopf, wobei die weißen Haare wie Wind flatterten. Sein Ton klang sehr ernst bei seinen nächsten Worten: „Zu welchem der Tore ihr einen Schlüssel findet, das hängt davon ab, was es ist, was euch noch hier hält. Aber wisst: Jedes Tor verlangt seinen eigenen Preis. Durch welches Tor deine Seele auch geht, es wird dich etwas kosten.“

Ich beugte mich weiter vor.

„Und wie finden wir diese Tore?“

„Sie zu finden wird schwierig sein. Das ist ein Land, wo wirklich die Dinge euch finden und nicht ihr sie. Und nicht alles will gefunden werden. Hindurchzukommen ist jedoch noch schwieriger. Das erste Tor liegt hinter dem großen Wald, der euch als erstes begegnen wird. Man nennt ihn Wald der Abenteuer. An seinem Rand führt der Weg euch weiter zu einem Hügel, auf dem ein Schloss steht, das das Schloss zwischen Himmel und Erde heißt. Man kann es nur im Mondlicht finden, wenn man den unsichtbaren Spuren folgt.“

„Unsichtbar?“, fragte ich überrascht. „Ich dachte, dass alles Unsichtbare hier sichtbar wäre?“

„Das stimmt nur zur Hälfte. Es gibt Vieles, was noch viel unsichtbarer ist als das, was sich vor den Augen versteckt. Einem seid ihr bereits begegnet.“

„Was ist dieses Tor? Woran erkennen wir es?“, wollte X wissen, bevor ich weiter nachfragen konnte.

„Es ist ein uralter Spiegel.“

„Schon wieder ein Spiegel?“, fragte ich.

Der Geist verdrehte die Augen. „Oh, ihr Menschensöhne und Menschentöchter. Nicht einmal in eurer ganzen Geschichte habe ich zu euch gesprochen, ohne dass ihr mich unterbrochen hättet mit euren eigenen Gedanken, die euch so unheimlich wichtig vorkommen.“

„Entschuldigung“, murmelte ich.

„Das ist kein Spiegel wie der, durch den ihr gekommen seid. Man kann durch ihn nicht hindurchgehen, er ist aus dem unzerbrechlichen Glas gemacht, das man aus dem Licht von Sternen schmiedet.“

„Wie kann es dann ein Tor sein?“, fragte X.

„Der Schlüssel ist, hineinzublicken.“

Das klang überraschen einfach. Wenn es weiter nichts war...

„Was ist mit dem zweiten Tor?“, erkundigte ich mich.

„Das zweite Tor ist ein Gewässer, ein besonderer Teich, der im Reich der Angsthasen liegt. Und das dritte befindet in einer Gegend, wo es sehr schwer zu finden sein wird. Das vierte Tor liegt im Schlachtfeld der Schatten. Dort wird euch begegnen, was euch sonst nur in euren Alpträumen besucht.“

Sonja erstarrte. Ich erinnerte mich daran, dass sie einmal etwas von Alpträumen erzählt hatte, die sie verfolgten...

„Seid vorsichtig. Was dort wartet, kann euch zerstören.“

Wir schwiegen eine Weile. Plötzlich erschien mir unsere Unternehmung viel gefährlicher, als ich sie mir vorgestellt hatte. Das Schlachtfeld der Schatten. Dieser Name weckte in mir selbst jetzt ein

ungutes Gefühl, wo es noch weit weg war. Um mich herum wurden die Mienen düsterer. Selbst der Geist des klugen Rates wirkte lange nicht mehr so fröhlich wie nach seiner Tasse Kamillentee.

„Und wie kommen wir von hier aus zu den Toren hin?“, brach X schließlich das Schweigen.

„Von meiner Hütte aus führen zwei Wege weg. Der eine führt zurück zum Land der Lebenden, der andere zum Land des Lebens. Der eine führt zu der Welt zurück, aus der ihr kommt. Der andere führt tiefer hinein in das Ende der Welt und, wenn ihr so weit kommt, bis hinüber in die andere. Es ist eure Wahl, welchem davon ihr folgen wollt. Trefft sie weise. Aber zuerst nehmt noch eine Nacht Schlaf mit.“

Und als wir zum Fenster hinausblickten, merkten wir, dass jedes Sonnenlicht sich inzwischen vom Himmel geschlichen hatte, dorthin, wo es sich jeden Abend fernab aller Augen versteckte.

„Die Sterne...“, sagte Sonja verträumt. „...sie sind zum Greifen nahe.“ Und sichtbar oder nicht, im heraufziehenden Mondlicht sahen die Geister um mich herum ganz anders aus. Viel leuchtender und schimmernder und weniger blass.

Das war die erste Nacht seit drei Tagen, aus der ich mit einem Gefühl aufwachte, wirklich gut geschlafen zu haben. Das Bett unter mir war warm und kuschelig weich und die Decke genau richtig dick.

Nirgendwo Tau auf meiner Kleidung. Mit dem Gefühl, vollkommen ausgeruht zu sein, sprang ich auf und streckte die Arme in die Luft. Selbst meine Klamotten schienen mir frischer als vorher.

Ich trat in die Küche hinein, wo der Geist des klugen Rates einen Pfefferminztee schlürfte und Zeitung las.

„Wo sind die anderen hin?“, fragte ich.

Er blickte auf.

„Guten Morgen, meine Liebe. Sie drehen eine Morgenrunde durch meine Gärten. Setz dich ruhig. Spiegelei?“

Ich nickte dankbar und setzte mich. In der hellen Morgensonne wirkte die Hütte einen Tick weniger geheimnisvoll.

„Warum wohnen Sie eigentlich in so einem kleinen Haus?“

„Oh, die Weisheit hatte in allen Zeiten selten viele Gäste. Und wenn dann waren es immer schon eher kleine Leute.“

Auf dem Tisch stand eine Pfanne mit Spiegelei. Ich nahm mir etwas davon.

Während ich kaute, dachte ich darüber nach, was uns heute wohl erwarten würde.

„Du hast Angst, Kind.“

„Ja.“

Besorgt blickte ich durch das kleine Fenster nach draußen. Er hatte Recht. Ich hatte furchtbare Angst.

„Diese Reise kann ziemlich gefährlich werden, oder?“

„Für Tote und für Lebende, ja. Aber fürchte nicht die Schatten. Das Licht ist stärker in denen, die es lieben.“

Und auch wenn ich keine Ahnung hatte, was diese Worte bedeuteten, spürte ich ein wenig Frieden durch mich hindurchrinnen. Es würde schon alles gut werden...

„Soll ich denn überhaupt mitkommen?“

„Bis zu den Toren darfst du mitgehen. Ich halte es sogar für nötig, dass du deinen Freund auf dieser Reise begleitest. Aber nicht überall hin wirst du ihm folgen können.“

Und da wurde mir klar, dass ich nicht nur Angst um mich hatte. Ich hatte Angst, ihn wieder zu verlieren. Ich hatte Angst, dass ihm unterwegs etwas passierte. Oder dass er es tatsächlich schaffte, diese Welt zu verlassen.

Und dann wäre er wieder weg. Der einzige Freund, den ich je gehabt hatte.

Lautlos, aber lauthals kichernd, glitten die drei Geister in die Küche hinein. X jagte Lancelot eine Runde um den Tisch herum. Es freute

mich, dass er wieder so fröhlich war. Sonja ließ sich auf dem Kamin nieder (das einzige im Raum, was nicht aus Holz war). Die Geisterkatze saß mit wachsamem Blick auf ihrer Schulter.

„Es ist Zeit für euren Aufbruch.“

Der Geist des klugen Rates (ich beschloss, ihn zukünftig einfach ‚den Ratgeber‘ zu nennen) erhob sich seufzend vom Tisch und schwebte Richtung Tür, um sie uns aufzuhalten.

„Ich wünsche euch viel Glück!“

Wir bewegten uns nach draußen, in den kleinen Garten hinein, bis zum Gartentor, wo die beiden Wege begannen, von denen er gestern gesprochen hatte. Einen winzigen Moment lang überlegte ich, ob es nicht doch klüger wäre, den anderen zu wählen, der, der uns in die Welt der Sicherheit zurückgeführt hatte. Aber nein. In der Welt der Sicherheit gab es kein wirkliches Zuhause für uns. Weder für die Geister noch für mich. Wir würden weitergehen müssen.

„Vielen Dank für Eure Gastfreundschaft“, sagte Sonja. Die Katze saß noch immer auf ihrer Schulter.

„Ihr seid jederzeit willkommen“, erwiderte der Geist lächelnd. „Jeder ist bei mir jederzeit willkommen. Aber mich nimmt nur selten jemand auf. Nehmt euch in Acht. Es gibt Kräfte, die nicht wollen, dass ihr in das Land der Ruhe hinübergelant. Sie werden euch unterwegs in allen Gestalten begegnen. Und wenn ihr einmal versucht habt, durch ein Tor hindurchzukommen, versucht es kein zweites Mal. Es wird für immer versperrt sein. Weil ihr mir zugehört habt, habe ich noch ein Geschenk für euch.“

Er schwebte in die Hütte zurück und eine Sekunde später kehrte er mit einem Säbel und einem Bogen wieder zurück.

„Die werdet ihr brauchen!“, sagte er. Den Bogen reichte er X und den Säbel zu meiner Überraschung mir. Er war aus silbernem Material geschliffen, das mich aus irgendeinem Grund an Mondlicht erinnerte, während sein Griff schimmerte wie das Gold der Abendsonne. Der Bogen war groß und schwarz und sah mächtig aus. Als ich ihn ansah,

dachte ich, damit könne man sogar den Tod selbst besiegen. X betrachtete ihn mit ehrfürchtigem Blick.

Für Lancelot hatte der Ratgeber eine kleine, golden strahlende Speerspitze, die an einen Stern erinnerte, und die er auf seinen Stock wie selbstverständlich auf das dünnere Ende seines Stocks setzte.

Lancelot schwang ihn begeistert durch die Lüfte.

„Wenn ihr noch einen letzten Rat aus dem Mund der Weisheit hören wollt: Nutzt sie nur zu eurer Verteidigung. Denn was Feind scheint, bleibt nicht immer Feind.“

Wir nickten und winkten ihm zum Abschied. Eine seltsame Erscheinung...

Und dann nahmen wir den rechten Pfad, hinein ins Ende der Welt.

Kapitel 14: Das Ende der Welt

Der Pfad zog sich in die Länge über Wiesen und Felder, auf denen die erstaunlichsten Kornblumen blühten: Riesige weiße, die aber winzig klein wurden, sobald man wegsah. Runde, blassblaue, die aussahen wie der Mond und je nachdem von welcher Seite man sie betrachtete, zu- oder abnahmen. Desto weiter man wegging, desto mehr sahen sie nach einer schmalen Mondsichel aus, die silbern leuchtete. Es gab auch lilane, die glitzerten, wenn der Wind sie bewegte und deren Blüten sich manchmal erhoben, um wie Schmetterlinge durch die Luft zu flattern.

X und Lancelot hatten keine Augen für diese Pracht. Sie lieferten sich über unseren Köpfen eine wilde Schlacht mit ihren neuen Waffen, wobei schon mal der ein oder andere Geisterarm abgeschlagen bzw. von einem Pfeil aus Wind getroffen wurde und dann für den Kampf nicht mehr benutzt werden durfte. Dabei ritten sie unsichtbare Tiere und nutzten die einzelnen Bäume am Wegrand als ihre Verstecke. Die im Übrigen auch ziemlich besonders waren. Was in unserer Welt vielleicht Birken wären, war aus einem Material geformt, das sich bei

der kleinsten Berührung bis zum Boden biegen konnte, wenn X oder Lancelot auf ihnen landeten. Sie nutzten sie manchmal als eine Art Trampolin, um schwungvoll auf den anderen drauf zu springen. Und die riesigen Tannenbäume, in deren Zweigen kleine Lichter Schutz fanden, die sich immer wieder mal bewegten oder zu blinken begannen, ragten bis zum Himmel hinauf, sodass ihre Wipfel die Wolken kitzelten. Es gab auch eine Sorte, die wie zwei verschlungene Efeuzweige in die Höhe wuchs und dort in ein riesiges Geflecht von Zweigen ausbrach, das aussah wie ein Flachdach und mindestens ein halbes Dorf bedecken würde. Manche davon wuchsen so niedrig über dem Boden, dass wir einen Kilometer lang gebückt gehen mussten. Unter denen versammelten sich die verschiedensten Pilze – und ich will gar nicht anfangen, die zu beschreiben (am spannendsten fand ich allerdings die kleinen quiekenden mit den Spalten in der Mitte, die aussahen wie Münder), ansonsten würde aus dieser Geschichte noch ein Naturkundebuch werden. Vielleicht werde ich so eines auch mal schreiben, wenn ich vor dem Abitur noch einmal so viel Zeit habe. „Schau mal!“, forderte ich Sonja auf und deutete auf eine blaue Blüte, die sich drehte wie ein Wirbelwind und dabei aussah wie ein rauschendes Ballkleid. Hin und wieder sprühte sie sogar goldene Funken, die manchmal kleine Grasbüschelchen kurz in Flammen setzten.

Sonja warf ihr einen kurzen Blick zu und gab ein höfliches „Oh, hübsch!“ von sich. Sie trottete mit gesenktem Kopf neben mir her. Ihr Rucksack wackelte bei jedem Schritt traurig hin und her.

„Geht es dir gut?“, fragte ich.

Sie nickte. Aber ihr Blick wich mir dabei aus.

„Was ist los?“

Sie seufzte und es klang wie ein leiser Wind.

„Es ist nicht so wichtig... ach, ich... ich frage mich nur, warum er mir keine Waffe gegeben hat. Ich meine, er hat bestimmt einen weisen Grund dafür. Aber vielleicht... vielleicht bin ich einfach nicht gut

genug, um zu kämpfen. Nur... sogar Lancelot hat etwas bekommen. Warum ich nicht?“

Oh. Stimmt. Da konnte ich sie irgendwie verstehen.

„Vielleicht... vielleicht weiß er, dass du keine Waffe brauchen wirst.“

„Jaa... vielleicht.“

Sie senkte wieder ihren Kopf und sah dabei so traurig aus, dass ich sie am liebsten in den Arm genommen hätte.

„Es ist bestimmt nicht weil du nicht gut genug bist, um zu kämpfen“, versuchte ich ihr Mut zu machen. „X hat er auch nur einen Bogen ohne Pfeile gegeben. Ich denke, er hat sich dabei etwas Bestimmtes gedacht. Und Lancelot hat zwar eine Speerspitze, aber was kann er mit der schon anfangen, wenn sie auf seinem Stock sitzt?“

„Hmm, stimmt, das ist richtig.“ Nachdenklich sah sie in den Himmel hinein. „Dir hat er einen Säbel gegeben.“

„Vielleicht, weil mir am meisten passieren kann.“

Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht, aber jetzt, wo ich es aussprach, kroch die Angst wieder in mich hinein.

Sonja dagegen wirkte ein wenig fröhlicher. Sie kickte die kleinen Steinchen, die auf dem Weg lagen, vor sich her und spielte gedankenverloren mit dem Wind, sodass die die Zweige und Äste um uns herum sich klangvoll im Rhythmus einer Melodie bewegten.

Langsam webte sie aus den verschiedensten Tönen Muster, die immer mehr ein sanftes, schwermütiges Lied ergaben. Das war etwas, was ich schon bewundert hatte, als sie es zum ersten Mal getan hatte. Sie konnte Lieder aus fast allem zaubern, was um sie herumlag: Äste, Gräser, Feuer, Steine, Bäche...

Dabei sumnte sie meist Texte in längst verstummten Sprachen vor sich hin.

Es war so schön, dass man das Gefühl hatte, alles würde leise und hörte ihr zu. Der Wind hielt inne und die Gräser drehten sich zu ihr hinüber, die Vögel legten ihr Zwitschern nieder und ihre Köpfe schräg und die Zirpen zirpten im Takt mit. Und es wurde einem leicht und

gleichzeitig schwer ums Herz. Als wäre selbst der warme Blick der Mittagssonne plötzlich wehmütig geworden.

Das war die Melodie von jemandem, der schon sehr lange auf dieser Erde war und der große Trauer mit sich durch die Zeit trug.

In meinem Herzen erklangen plötzlich fremde Worte, die von alten Zeiten und tiefen Wunden, einer weiten Wanderung und der Macht des Vergessens erzählten.

Als sie endete, bemerkte ich, dass selbst X und Lancelot leise geworden waren. Eine ganze Weile lang sagte niemand etwas und schweigend gingen wir dahin.

„Kein Wald in Sicht“, stellte X schließlich fest.

Ich schüttelte den Kopf. Wir waren schon über mehrere flache Hügelkuppen gestiegen, ohne dass wir den blassesten Schatten eines Waldes gesehen hatten.

„Durch den Wald und dann zu einem Schloss, dass man nur im Mondlicht findet, wenn man den unsichtbaren Spuren folgt... was das wohl heißt?“, rätselte Sonja.

„Ich wünschte, wir hätten ihn mehr gefragt, als wir noch die Gelegenheit hatten“, seufzte X.

„Naja, der Wald muss ja irgendwann kommen. Schließlich hat er gesagt, wir sollen dem Weg folgen. Und dann halten wir einfach Ausschau nach allem, was nach Spuren oder einem Schloss aussieht.“

„Er hat gesagt, der Wald wird *uns* finden“, verbesserte Sonja.

„Was auch immer damit gemeint war...“

Lancelot saß inzwischen auf meinen Schultern und kaute an einer löwenzahnähnlichen Blume mit einem Stängel, der sich kringelte und zwischen den Fingern wand wie eine Schlange, wenn man ihn berührte. (Würde sie nicht so fröhlich gelb leuchten, könnte man sie fast für ein bisschen gefährlich halten.)

Seine zappelnden Beine fühlten sich an wie ein besonders unruhiger Windstoß, der sich um meinen Hals gelegt hatte. Aber ich genoss es

irgendwie trotzdem, dass er da auf meinen Schultern saß. Er war mir schon ziemlich ans Herz gewachsen, der Kleine.

Seine Schüchternheit uns gegenüber schien inzwischen wie weggeblasen zu sein, denn er hatte sich ohne zu fragen auf mich draufgesetzt, hatte seine Hände um meinen Kopf gelegt und seinen eigenen müde darauf abgelegt.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, wusste ich, noch bevor ich die Augen öffnete, dass etwas nicht stimmte. Ich war im Schatten eines grasbewachsenen Hügels eingeschlafen, wo ich die weichen Gräser und den warmen Boden unter mir gespürt hatte. Jetzt war es um mich herum plötzlich kühl, schattig und dunkel und der Boden feucht, uneben und stachelig. Mein Rücken schmerzte davon. Bitte nicht schon wieder eine Höhle!, dachte ich, als ich die Augen aufschlug. War ich im Schlaf irgendwo hinuntergerollt?

Aber es war keine Höhle. Zwischen den dunklen Schatten über mir, die sich bei genauerem Hinsehen als große Nadelbäume entpuppten, waren helle Flecken des Himmels zu sehen. Ich war in einem Wald gelandet.

In einem sehr dunklen Wald mit viel Dornengestrüpp und hässlichen, matschigen beigen Pilzen, die zwar sehr seltsam, aber kein bisschen wundersam aussahen, wie ich feststellte, als ich mich aufsetzte. Das unebene und spitze unter mir waren Wurzeln und abgefallene Nadeln oder aus dem Boden herauswachsendes Dornengestrüpp. Jetzt bereute ich es, keine lange Hose anzuhaben. Nachdem ich mir den letzten Rest Schlaf aus den Augen gewischt hatte, bemerkte ich, dass ich nicht alleine am Boden gelegen hatte. Ich sprang auf. Meine drei Begleiter lagen am Boden neben mir. Sie schienen dem tiefsten Tiefschlaf verfallen zu sein. Und währenddessen hatte der Wald uns gefunden und umzingelt.

„Wacht auf!“, rief ich. „Sonja! X! Lancelot!“

X drehte sich nur zur Seite, als müsse er Jahre von Schlaf nachholen. Aber Sonja gähnte zu meiner Erleichterung und schlug die Augen auf. Lancelot kaute im Schlaf an seinem durchsichtigen Fingernagel.

„Was ist los?“ Das Geistermädchen sah sich verwirrt um.

„Der Wald“, sagte ich. Und Sonjas Augen wurden rund, als sie sah, wo wir uns befanden.

„Er hat uns gefunden“, flüsterte sie leise.

„X, wach auf! Wir sind im Wald!“

Unwillig stöhnend schlug endlich auch X seine Augen auf. Er starrte eine Sekunde lang in den Himmel hinein. Und dann sprang er auf, sofort hellwach.

„Was ist passiert?“

„Keine Ahnung. Aber irgendwie hat der Wald uns erreicht.“

Ratlos starrten wir die Bäume an. Und dann die Dunkelheit zwischen ihnen. Und im kalten, schattigen Morgen wurde uns allen ein bisschen unwohl zumute.

„Dieser Wald gefällt mir nicht“, sagte X und rieb seine Arme, als würde ihn frieren. „Wie konnte das passieren, dass wir eingeschlafen sind? Ich kann mich an nichts mehr erinnern.“ Sonja rieb sich verwirrt über die Stirn.

„Das gefällt mir alles nicht“, murmelte X.

„Lass uns abhauen“, sagte ich. „Lancelot, wach auf, wir müssen gehen!“

Lancelot setzte sich auf und rieb sich verwundert die Augen.

„Aber in welche Richtung sollen wir gehen?“, fragte Sonja.

Das war allerdings eine gute Frage.

„Ich schwebe mal nach oben und seh mich um“, sagte X. Aber er kam nicht sehr weit. Mit Mühe erhob er sich einen Meter in die Höhe und den zweiten schaffte er nur mit großer Anstrengung.

„Irgendwas hält mich hier am Boden“, stellte er fest. Sein Gesicht zeigte deutlich seine Beunruhigung und seinen Frust.

Sonja versuchte es auch. Sie kam nicht mal einen Meter weit.

„Meint ihr, das ist der Wald? Verhindert er, dass wir hochschweben können? Oder ist es, weil wir uns langsam dem Ende dieser Welt nähern?“

Ich zuckte mit den Schultern.

„Ich versuche es mal mit Klettern.“

Wenn ich eines konnte, dann war das, Bäume nach oben zu klettern. Meine Hände und Füße fanden die richtigen Stellen wie von selbst. Der Stamm glitt unter meinen Fingern immer weiter nach unten. Und nur nach ein paar Minuten hatte ich den Baumwipfel fast erreicht. Leider hatte ich einen Baum ausgesucht, dessen Ende ziemlich dünn war. Ich wankte auf ihm im Wind hin und her.

Ein Blick nach unten teilte mir sehr direkt mit, dass ein Fall aus dieser Höhe nicht besonders angenehm wäre. Beunruhigt klammerte ich mich an den schwankenden Stamm. Wind brauste an mir vorbei.

Vorsichtig schob ich mich noch ein wenig höher. Und noch ein Stück. Jetzt war der Baum wirklich kaum noch dicker als einer seiner dünneren Äste. Aber dafür hatte ich endlich eine zweigfreie Aussicht. Unter mir war ein Meer aus Gipfeln zu sehen, das zu beiden Seiten, rechts und links, nicht mehr zu enden schien. Aber wenn ich mich zur Seite drehte, sah ich, dass genau hinter mir der Pfad lag, den wir gestern entlanggewandert waren. Er führte bis in den Wald hinein, wo er zwischen den Ästen verschwand. Zu meinem Erschrecken erkannte ich auch den kleinen Hügel, bei dem ich eingeschlafen war - am hintersten Horizont.

Was immer uns in den Wald gebracht hatte, es hatte uns sehr weit gebracht. Ich drehte mich zur anderen Seite. Vor mir, einige Kilometer weit weg, wurden die Bäume des Waldes dünner. Was danach kam, konnte ich nicht erkennen. Aber immerhin. Erleichtert setzte ich zum Abstieg an.

Leider fiel mir erst an dieser Stelle wieder ein, dass ich zwar sehr gut Bäume hoch klettern konnte – aber meistens furchtbare Angst beim

Abstieg hatte. Wie immer hatte ich das beim Aufstieg natürlich verdrängt.

Zitternd blickte ich den Stamm nach unten. Ein pechschwarzes Eichhörnchen beobachtete mich spöttisch, wie ich verzweifelt versuchte, meinen Fuß aus dem Gestrüpp von Ästen zu befreien. Erst ein paar Minuten später hatte ich ihn endlich freigekämpft. Mit all meiner Kraft krallte ich mich am inzwischen bedenklich schaukelnden Stamm fest und bemühte mich, den kalten Wind um meine Ohren zu ignorieren. Ich tastete mit dem freien Fuß in der Luft herum. Plötzlich sauste über meinen Kopf ein großer Schatten hinweg. Erschrocken sah ich nach oben. Ein Vogel, so groß wie ein Löwe mit Flügeln, schoss durch die Lüfte und zog weite Kreise über dem Wald. Gottseidank beachtete er mich nicht. Hoffentlich war das kein Aasgeier gewesen... Ich zwang mich dazu, wieder nach unten zu sehen und meinen Abstieg, falls man das bisher so nennen konnte, fortzusetzen. Mit zitternden Händen (leider nicht nur vor Kälte) versuchte ich, sichere Stellen zum Festhalten zu finden und mich an den vielen undurchsichtigen Ästen vorbeizuschieben. Aber sie waren so dicht, dass ich nicht wusste, wo ich den nächsten Halt für meine Füße finden sollte, geschweige denn, ob es ein Halt war, der auch hielt. Es dauerte Minuten, bis ich endlich den Mut zusammennahm und mich einfach mit Gewalt an den Ästen vorbeischoß. Der Stamm war nass und glitschig und meine Finger rutschten daran hinunter, sodass ich fast keinen Halt mehr gefunden hätte. Noch nie hatte ich mir so sehr gewünscht, die Geister bei mir zu haben. Aber im letzten Moment bekam ich einen Ast zu fassen. Dann war ich wieder untergetaucht in das Meer aus Zweigen und Stämmen. Die Sonne war über meinem Kopf verschwunden und Dunkelheit verschlang mich.

Wenn ich gedacht hatte, das Schlimmste sei jetzt überstanden, hatte ich mich leider getäuscht.

Ich hatte immer Angst dabei, an Dingen hinunter zu klettern. Aber noch nie im Leben hatte ich so eine Panik gehabt. Mein Herz klopfte

so schnell, dass ich Angst hatte, es könne mir davonrennen. Oder ich könne in Ohnmacht fallen und an Herzrasen sterben. Was mir beim Aufstieg wie der leichtere Teil vorgekommen war, wurde jetzt zu 40 Metern Qual, von denen mich jeder gefühlt eine halbe Stunde Überwindung kostete.

Als ich endlich, endlich am Boden angelangt war, war ich nur noch ein zitternder Haufen loser Nervenenden.

„Was hat so lange gedauert?“, erkundigte sich X. „Wir dachten schon, du wärest da oben eingefroren.“

„Wir haben uns Sorgen gemacht“, drückte es Sonja ein wenig netter aus.

„Hast du da oben etwas gesehen?“, fragte Lancelot neugierig. Es ärgerte ihn immer noch, dass er nicht selbst nach oben schweben konnte.

Aber ich sagte zu keinem von ihnen etwas. Ich ließ mich ins Gras fallen und versuchte, nicht zu weinen.

Als ich mit meinen schlotternden Knien wieder einigermaßen stehen konnte, musste ich zu meinem Entsetzen feststellen, dass ich wieder vergessen hatte, in welche Richtung wir gehen mussten.

Egal, wie fest ich mich zu erinnern versuchte, hier im Dunkel des Waldes hatte ich keinen Funken Orientierung mehr. Es war alles völlig umsonst gewesen.

„Na toll“, sagte X düster. „Wir haben nicht die geringste Hoffnung, hier irgendwie rauszufinden. Wenn man auf der einen Seite die ganze Strecke zurückgeht und auf zwei Seiten der Wald kein Ende nimmt, stehen unsere Chancen drei zu eins, dass wir nie wieder im Leben hier rauskommen.“

Ich senkte den Kopf und schwieg betreten. So bedrückt und hoffnungslos war die Stimmung während der ganzen Reise noch nie gewesen. Mit düsteren Mienen sahen wir uns um. Ich hatte das Gefühl, dass noch jemand hier war, der uns beobachtete. Ein sehr

dunkler Schatten. Dunkler, als alles, was ich kannte. Ich zog meinen Schal enger um meinen Kopf.

„Lass uns einfach losgehen“, sagte ich unruhig. Auf keinen Fall wollte ich, dass uns dieser Schatten noch näherkam. „Gehen wir einfach in irgendeine Richtung. Es bringt ja auch nichts, hier zu bleiben.“

Da konnte mir niemand widersprechen. Also gingen wir einfach los, immer dort, wo der Wald gerade genug Platz ließ, um sich hindurch zu quetschen. Sonja und Lancelot schwebten ein Stück voraus, während X mit sichtlich schlechter Laune neben mir schwebte.

„Ich fühle mich einfach nicht wohl hier“, murmelte er, sodass uns die anderen nicht hören konnten. „Irgendetwas an diesem Wald macht mir Angst.“

Ich nickte. Ich wusste, was er meinte.

„Es tut mir leid, dass ich die Richtung wieder vergessen habe.“

„Ach, du kannst doch nichts dafür.“

Und für einen kurzen Moment lächelte er.

„Ich ärgere mich ja vor allem über mich selber, weil ich nicht höher schweben konnte. Aber es ging einfach nicht. Egal, wie sehr ich mich angestrengt habe.“

„Da kannst du ja auch nichts dafür“, sagte ich.

„Es ärgert mich aber.“

Wir trotteten und trotteten und ich hatte das Gefühl, dass unsere Schritte immer langsamer wurden und unsere Mienen immer düsterer. Sonja und Lancelot entfernten sich immer weiter von uns.

Dornen rissen an meinen Schnürsenkeln und zerfetzten meine Hose, Zweige schlugen mir ins Gesicht und es gab viele Stellen, wo X auf mich warten musste, weil ich kaum hindurch kam durch die dicht gewachsenen Bäume. Ich war mir nicht sicher, ob am Ende noch genug von meiner Hose übrig sein würde, um das Nötigste zu bedecken.

Wir gingen eine Stunde, zwei Stunden, fast fünf Stunden, als wir die Hoffnung schließlich aufgaben.

„Das wird nichts mehr“, sagte ich. „Lass uns hier auf die anderen warten und ihnen sagen, dass es keinen Sinn hat. Es hat keinen Zweck, noch weiterzugehen. Wir werden für immer in diesem Wald leben müssen. Am besten, ich finde schon mal heraus, welche Pilze essbar sind.“

X seufzte düster.

„Ich habe mir gerade dasselbe gedacht. Wir werden nie wieder das Sonnenlicht sehen. Das ist noch schlimmer, als für immer ein Geist zu sein. Und ich kann nicht einmal nach oben schweben, um mir den Himmel anzusehen. Früher konnte ich bis zu den Sternen hochschweben, weißt du. Ich war einmal dort oben...“

Sein Blick wurde schwärmerisch.

„Und jetzt sitzen wir für immer hier fest“, beendete ich düster.

In diesem Moment rannte etwas Helles auf uns zu. Wachsam versuchten wir zu erkennen, was es war.

Doch es waren nur Sonja und Lancelot, die auf uns zustürmten.

Ich setzte gerade an, ihnen zu erklären, dass es Zeit war, aufzugeben, da rief Sonja: „Wir sind die ganze Zeit in die falsche Richtung gegangen!“

Natürlich waren wir das. Wir konnten ja nur in die falsche Richtung gelaufen sein. Falls wir überhaupt in eine Richtung gelaufen waren. Vielleicht war es ja auch ein Kreis gewesen. Ein nie endender Kreis...

„Wir haben den Pfad gefunden!“, erklärte Lancelot aufgeregt und deutete mit seinem sternenbespitzten Stock in die Richtung, aus der sie eben gekommen waren.

Das rüttelte uns wach. Eilig, als hätten wir Angst, der Weg könne wieder verschwinden, wenn wir zu langsam waren, rannten wir zwischen dem Gestrüpp hindurch. Und tatsächlich, nur einige Meter weiter, lag unser Weg. Es bestand kein Zweifel, dass das unser Weg war. Das spürten wir alle. Wundersame Waldblumen blühten an seinem Rand und dieselben Steine lagen darauf, die Sonja gestern noch fröhlich vor sich hin gekickt hatte.

Aber unsere Freude flaute schnell wieder ab, als uns auffiel, dass wir trotzdem keine Ahnung hatten, in welche Richtung wir gehen mussten. Ratlos betrachteten wir den schmalen Pfad – der den Wald spaltete wie ein Strahl Licht die Finsternis. Wenn wir einfach losgingen, konnte es wieder passieren, dass der ganze Weg umsonst wäre und wir noch einmal durch den ganzen Wald laufen mussten. Und das würden wir heute bestimmt nicht mehr schaffen, ohne irgendwann einzuschlafen. Wer weiß, wo wir dieses Mal wieder aufwachen würden?

Plötzlich sprang etwas Weißes von Sonjas Rücken herunter. Die Katze! Sie musste sich die ganze Zeit in Sonjas Rucksack versteckt haben. Aber bevor wir uns wundern konnten, dass sie so plötzlich aufgetaucht war, lief sie schon erhobenen Schwanzes voran, den Pfad entlang. Wir sahen uns an.

„Sollen wir ihr folgen?“, fragte ich.

„Sie ist die Katze vom Geist des klugen Rates“, meinte X und zuckte mit den Achseln. „Ich würde sagen, wenn irgendjemand hier den Weg weiß, dann sie.“

Sonja rannte ihr als erste hinterher und wir anderen folgten ihr. Es dauerte eine Weile, bis wir die Katze eingeholt hatten. Sie drehte immer wieder den Kopf nach uns um und blieb ein paar Sekunden stehen. Aber gerade, bevor wir sie erreichen konnten, lief sie wieder weiter, so schnell, dass man oft nur einen weißen Wirbel von ihr sah. Sie schien nie müde zu werden. Aber irgendwann, als die Kräfte von uns anderen schon stark am Nachlassen waren, blieb sie stehen und leckte sich über das Fell. Keuchend hielten wir neben ihr an.

„Zeit für eine Pause“, meinte Sonja und setzte sich auf den Boden. Erschöpft ließ ich mich neben sie fallen und kramte etwas von dem Brot heraus, das mir der Geist des klugen Rates noch eingepackt hatte, bevor wir gegangen waren. Er hatte mir einiges an Essen mitgegeben. Glücklicherweise. Ich hatte nämlich das Gefühl, die Welt, in der ich mich mit Pflanzen und Essbarem ausgekannt hatte, lange verlassen zu

haben. Und mit Äpfeln und Beeren hätte ich sowieso keine drei Tage überstanden. Vegetarier hin oder her. Ich starrte in den Himmel hinauf. Ein Teil von mir sehnte sich nach Hause zurück, wo ich die wartenden Übel wenigstens kannte. Aber der größere Teil von mir entdeckt gerade seine Abenteuerlust. Harte Böden, düstere Wälder, große Vögel, schwere Müdigkeit hin oder her. Seit wir aufgebrochen waren, hatte ich das Gefühl, wieder wirklich am Leben zu sein. Aber ein wenig beunruhigt stellte ich fest, dass mein Vorrat an Wasser fast verbraucht war. Ich hatte nur noch eine halbe Flasche übrig.

Hoffentlich gab es unterwegs irgendwo trinkbares Wasser...

Die Katze sprang wieder zurück in Sonjas Rucksack. Was wir als eine Art Zeichen für den Aufbruch sahen. Beschwingt standen wir auf und gingen weiter, immer den Pfad entlang.

Die Sonne war während unserer Pause langsam in das Geflecht und Gestrüpp des Waldes hineingedrungen und erfüllte ihn mit goldenem Licht. Und plötzlich schien er überhaupt nicht mehr finster zu sein, sondern hell und lebendig. Vögel zwitscherten überall und geheimnisvolle Blumen blühten zwischen den Dornen, die mir nur noch halb so hoch vorkamen. Mein Verstand schien mit jedem Schritt klarer zu werden. Eine Stunde später tanzten wir fast schon eher, als dass wir gingen. Unsere Schritte fielen uns so leicht, dass uns jetzt auffiel, schwer sie wohl gewesen sein mussten. Immer mehr sahen wir auch seltsame Gestalten zwischen den Zweigen und Dornen hin und her huschen. Sie ließen sich nicht oft sehen. Aber manchmal entdeckten wir ein neugieriges Paar Augen, dass uns beobachtete. Einige Stunden vorher wären sie uns wahrscheinlich unheimlich und verdächtig erschienen. Aber jetzt fanden wir sie spannend und hätten am liebsten gesehen, wer sich hinter ihnen verbarg.

Nur von dem riesigen Eichhörnchen mit den spitzen Ohren aus Bronze, das plötzlich direkt vor uns auf dem Pfad landete, waren wir nicht allzu begeistert. Das Tier, das aussah wie eine lebendig gewordene Statue, beschnupperte uns misstrauisch und fauchte uns

dann ziemlich unhöflich an. Und es machte keinerlei Anstalten, aus unserem Weg zu treten. Kampfbereit grub es seine Pfoten in die Erde und starrte uns an, als hätten wir persönlich seine Nüsse geklaut. Wir starrten unsicher zurück.

„Was jetzt?“, flüsterte Sonja.

„Vertraut Robin Hood, dem Meister des Waldes!“, wisperte Lancelot geheimnisvoll. Und dann sauste er auf seinem Stock sitzend ins Gebüsch hinein. Dort raschelte es zwei Sekunden später so laut, dass das Eichhörnchen zusammenzuckte, seine Nüsternhärchen aufstellte und den Kopf drehte.

„Schnell“, flüsterte ich und rannte um ein paar Bäume herum an ihm vorbei.

Es schnappte wütend nach X, als er mir folgte. Aber er entkam ihm knapp. Er ließ es sich nicht nehmen, daraufhin eine spöttische Runde direkt über seinem Kopf zu drehen, genau so hoch, dass es ihn spürte, aber es ihn nicht zwischen seine Zähne bekam. Dann landete er auf der anderen Seite und wir rannten so schnell wir konnten weiter. Lancelot kam fröhlich an uns vorbeigesaust. „Wir haben das Biest erledigt!“, rief er in den Wind hinein.

Das Biest setzte uns ein paar Sprünge lang nach und ich hatte schon Angst, dass mein Rucksack zwischen den Bronzezähnen landen würde. Aber dann verlor es glücklicherweise sein Interesse an uns. Und wir wanderten noch ein Stück beschwingter weiter.

„Findet ihr es nicht auch seltsam, dass es immer noch so hell ist?“, fragte ich irgendwann in die Stille hinein. „Stimmt“, sagte X, als hätte er noch gar nicht darüber nachgedacht. Er schien sich generell um beneidenswert wenig Gedanken zu machen. Ich blickte auf meine Armbanduhr – und stellte zu meinem großen Erstaunen fest, dass sie zwölf Uhr mittags anzeigte.

Das konnte doch nicht sein. Als wir aufgewacht waren, hatte sie acht Uhr angezeigt. Und das war mindestens acht Stunden her. Aber auch

die Sonne stand noch in der Mitte des Himmels, als wäre kaum Zeit vergangen. Entweder, mit unserem Zeitgefühl stimmte etwas nicht, seit wir in diesem Wald waren. Oder nicht nur meine Uhr, sondern auch die Sonne war aus irgendeinem Grund einfach stehen geblieben...

Leider war das Rieseneichhörnchen nicht ganz das einzige der Tiere dieses Waldes, das Lust daran verspürte, uns an unserer Reise zu hindern. Das nächste Wesen sahen wir schon von weitem heranschleichen. Es hatte ein schwarzes Fell mit weißen Pfoten. Es war in etwa so groß wie Lancelot – und um einiges fetter. Durch die Zweige hindurch sprang und pirschte es auf uns zu.

X entdeckte es als erstes.

„Seht ihr das da drüben?“ Er deutete auf einen dunklen Fleck zwischen zwei Bäumen.

„Es sieht ein bisschen aus wie eine Katze“, meinte Sonja.

„Es beobachtet uns. Und es kommt uns näher. Meint ihr, es könnte uns etwas antun?“

Wenn es wollte bestimmt, dachte ich.

Aber beunruhigt war ich erst, als ich es das nächste Mal entdeckte – in einem Baum, direkt über uns. Stumm deutete ich nach oben. Die anderen folgten meinem Blick.

Und dann trafen uns die gelben Augen.

Aus Sonjas Rucksack drang ein lautes Miauen. Sonja nahm ihn vorsichtig von ihrer Schulter und strich der Katze beruhigend über den Kopf. Aber diese zuckte weiter mit dem Schwanz und starrte das Wesen misstrauisch an. Mit einem plötzlichen Satz sprang sie aus dem Rucksack heraus und huschte in den Wald hinein. Und ein paar Meter weiter oben folgte ihr das Wesen.

Unsicher blickten wir den Beiden hinterher.

„Es wird ihr doch nichts tun?“, fragte ich.

„Ich glaube nicht“, sagte Sonja. „Das ist nur ein Strolch.“

Wir starrten sie befremdet an.

„Ein was?“

Aber sie sah immer noch wie gebannt der Katze nach.

Als die Katze wieder aus dem Wald zurückstolzierte, trug sie alle Anzeichen eines Kampfes an sich, die eine Geisterkatze tragen kann: Aufgestelltes, zerzaustes Fell, angelegte Ohren, ausgefahrene Krallen... Aber sie schien unversehrt zu sein. Sie strich um Sonjas Beine herum und rieb ihren Kopf an ihnen. Erleichtert atmeten wir auf. Sonja nahm die Katze auf ihre Arme und zusammen wanderten wir wieder weiter.

Irgendwann waren wir so weit gewandert, dass wir das Gefühl hatten, mehr Strecke zurückgelegt zu haben als an den drei Tagen davor zusammen. Wenn man den Teil wegließ, den wir verschlafen hatten... Aber die Sonne stand immer noch unverändert hoch am Himmel. Und meine Uhr zeigte beharrlich auf halb eins.

„Das kann doch nicht sein!“, sagte ich. „Wir sind mindestens vier Stunden lang gegangen, seit ich das letzte Mal auf die Uhr geschaut habe!“

„Meint ihr, hier stimmt irgendwas mit der Zeit nicht?“, fragte Sonja und sah sich dabei im Wald um.

„Es ist das Ende der Welt. Mich wundert langsam nur noch das, was hier ganz normal ist“, murmelte X.

Ich gähnte erschöpft.

„Jedenfalls musst du langsam schlafen“, stellte X fest. „Bevor wir das Ende vom Wald erreichen. Zwischen den Zweigen könnte es halbwegs dunkel genug sein.“

Ich schüttelte müde den Kopf. Obwohl ich wusste, dass er recht hatte.

„Nein. Wer weiß, was passiert, wenn wir hier einschlafen...“

„Diesmal werden wir Wache halten“, widersprach X entschlossen. Er war dabei, sich mit meinem Säbel ein paar Pfeile zu schnitzen.

Aber natürlich hielten sie keine Wache. Als ich nämlich eingeschlafen war, verging nur eine Stunde. Dann, als hätte sie uns in eine Falle

locken wollen, wanderte die Sonne plötzlich immer schneller und schneller über den Himmel. Und auch die Zeiger auf meiner Armbanduhr begannen auf einmal zu rasen. Was allerdings natürlich niemand sah. Bevor die drei Geister wirklich anfangen konnten, sich zu wundern, schoss die Sonne bereits wie ein Pfeil den Himmel hinab und sie sanken in einen tiefen Schlaf.

Besonders für Sonja blieb dieser Schlaf nicht lange so tief. Sobald der Mond den Himmel in derselben Windeseile nach oben geklettert war, mit der die Sonne eben noch untergegangen war, erfasste eine grausame Finsternis ihre Seele. Sie schrie und schlug mit den Armen um sich und hätte es jemand von uns gesehen, wir hätten gedacht, sie würde in irgendetwas ertrinken. Aber selbst dann wäre es nicht ganz sicher gewesen, ob wir die düsteren Gestalten gesehen hätten, die zwischen den Bäumen heraus und auf sie zu schlichen.

Hätten wir sie allerdings gesehen, wir hätten genauso laut geschrien. Das war sicher.

Diesmal war X der erste, den es aus dem Schlaf riss. Aufgeweckt von dem unruhigen Geflüster rechts von ihm setzte er sich auf. Gähmend stellte er fest, dass er sich immer noch im Wald befand – aber an einer anderen Stelle. Entsetzt sprang er auf und schwebte in die Richtung, in der wir am letzten Abend den Pfad zurückgelassen hatten. Vor Erleichterung schloss er die Augen.

Er war noch da. Gott seid dank. Aber er schien schmaler geworden zu sein... Unruhig sah er sich um.

Der Wald war wieder düster und schattig und erschien ihm noch unheimlicher zu sein als am letzten Morgen. „Es muss eine Kraft darauf liegen, die uns dazu bringt, einzuschlafen. Hoffentlich sind wir im Schlaf nicht die halbe Strecke zurückgewandert...“, dachte er, das Schlimmste befürchtend. „Wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Das hatten wir tatsächlich nicht. Denn so lange, wie sich der letzte Vormittag gezogen hatte, so eilig hatte es der heutige.

Als X uns aufweckte, stand die Sonne schon deutlich weiter oben am Himmel. Ich hatte das Gefühl, viel zu lange geschlafen zu haben. Ich rappelte mich auf und klopfte mir den Waldboden von der Hose. Dann erst merkte ich, dass mit Sonja neben mir irgendwas nicht stimmte.

Sie zitterte, als sie sich vom Boden erhob, wobei ihr ganzer Körper zu flimmern schien wie ein unscharfes Fernsehbild. Sie sagte nichts, sondern blickte nur stumm zu Boden. Als ich sie fragte, was denn los sei, schien sie mich nicht zu hören. Besorgt sah ich zu X hinüber, aber der war damit beschäftigt, uns zur Eile zu treiben.

Den ganzen Vormittag über sagte Sonja kein Wort.

„Was ist mit ihr?“, fragte ich Lancelot leise. Er kannte sie schließlich am längsten.

„Sie hat bestimmt wieder die bösen Männer gesehen“, murmelte er traurig.

„Welche bösen Männer?“

„Das sind wirklich komisch angezogene Männer, die aus Nacht gemacht sind und sie manchmal besuchen.“

„Kommen die immer in der Nacht?“

„Nein, sie kommen manchmal auch am Tag. Einmal habe ich versucht, mit einem zu kämpfen.“

Er erschauderte.

„Da hinten ist es!“, rief Lancelot plötzlich. Er riss uns alle einem kalten Schweigen, in das wir unterwegs irgendwann verfallen waren.

„Was ist da hinten?“, fragte X und sogar Sonja hob den Kopf.

„Das Ende des Waldes!“

Und tatsächlich – wir hatten es endlich erreicht. Nur noch einige wenige Baumwipfel trennten uns davon. Erleichtert seufzten wir auf. Ich war bestimmt nicht die einzige, die langsam das Gefühl gehabt hatte, von diesem Wald völlig verschlungen zu werden.

X begann, loszulaufen, und die letzte Strecke des Weges über rannten wir. Doch als wir vorfreudig vor den letzten beiden Bäumen zum Stehen kamen, landete plötzlich etwas riesiges Braunes vor unseren Augen.

Lancelot schrie vor Schreck laut auf und klammerte sich an Sonja. Ich erkannte ihn sofort wieder. Der Vogel, der über meinem Kopf gekreist hatte, als ich auf dem Baumgipfel gefangen gewesen war. Aus der Nähe schien er noch größer und mächtiger und sein Gefieder glänzte im Sonnenlicht wie braunes Gold. Vom Hals abwärts war es weiß und strahlte wie die Sonne selbst. Mit ausgebreiteten Flügeln stand er mitten auf dem Weg und blickte durch scharfe Augen auf uns herab. Und wir hatten das Gefühl, dass dieser Vogel nicht durch ein bisschen Blätterrascheln abzulenken sein würde. Seine Augen wirkten so, als wisse er alles, was es auf dieser (und jeder anderen) Welt zu wissen gab. Mit gefährlich spitzen Krallen krallte er sich am Boden fest und schlug einmal mit den Flügeln, als wollte er uns sagen, dass wir hier auf gar keinen Fall durchkommen würden.

„Was jetzt?“, flüsterte ich.

X zog seinen Bogen heraus und legte einen Pfeil ein. Er richtete die Spitze genau auf das linke Auge des Adlers.

Aber Sonja griff nach seinem Arm und hielt ihn zurück.

„Nicht!“

„Warum nicht?“

„Der Geist des klugen Rates hat gesagt, wir sollen diese Waffen nur zur Selbstverteidigung nutzen“, sagte ich.

„Das ist Selbstverteidigung. Wir müssen aus diesem Wald heraus. Bevor er uns irgendwann umbringt.“

„Wir können auch einen anderen Weg nehmen.“

Wirklich begeistert darüber waren wir allerdings nicht. Den Pfad wieder zu verlassen, selbst für ein kurzes Stück, war das, was wir am wenigsten tun wollten. Noch dazu so kurz, bevor wir es endlich geschafft hatten. Aber wir hatten keine andere Wahl. Ich hatte nicht

den Eindruck, dass der mächtige Vogel vorhatte, von seinem Platz wieder wegzufliegen. Also flüchteten wir lieber nach links in den Wald hinein - bevor er noch auf die Idee kam, uns anzugreifen. Wir machten einen weiten Bogen um ihn herum. Näher als fünf Meter trauten wir uns nicht, an ihn heranzutreten. Durch das Gebüsch schlichen wir uns vorsichtig nach links zwischen den Bäumen durch, ohne den Vogel aus den Augen zu lassen. Bis wir auf einer Art Lichtung standen.

Einer Lichtung, die von meterhohen weißen Pilzen mit großen, kreisrunden roten Flecken bedeckt war. Ich versuchte, mich zwischen ihnen hindurch zu quetschen. Aber sie standen einfach zu dicht zusammen.

Okay. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Weg obendrüber auszuprobieren.

Sonja und X halfen mir, auf die glitschigen Pilze hinaufzuklettern. Es fühlte sich an, als stände man auf einer Art glitschigen, wackeligen Hüpfburg, auf der man bei jedem zweiten Schritt ausrutschte und bei der es leider keine Wände zum Festhalten gab. Hätten Sonja, Lancelot und X mich nicht mit Wind in Balance gehalten, wäre ich sofort wieder hingefallen.

„Komm schon!“, sagte X, als ich das seltsame weiß-rote Dach unter meinen Füßen schon eine Weile lang regungslos angestarrt hatte. Vorsichtig setzte ich einen Fuß auf den nächsten Pilz. Das Gute dabei war, dass er nicht unter mir zusammenbrach. Das Schlechte war, dass er fürchterlich hin und her wankte. So stark, dass ich mich plötzlich wieder auf den Baumgipfel zurückwünschte.

Aber es half nichts. Wenn wir endlich aus dem Wald raus wollten (und das wollten wir), musste ich da rüber, zumindest bis zu den nächsten Waldrandbäumen. Mit viel Hilfe hatte ich schließlich die Hälfte des Weges geschafft, als sich auf einmal ein kleiner Kopf mit einer flachen, roten Kopfbedeckung unter einem Pilzhut hervorschob – direkt vor meinem Fuß.

Der Kopf betrachtete diesen neugierig von allen Seiten. Dann folgten ihm zwei kleine dünne Ärmchen. Die ziemlich dreist nach meinem Fuß griffen und den Rest vom Körper über ihn hinweg auf den Pilz hinaufschwangen. Vor mir stand ein seltsames kleines Wesen. Der Kopf mit dem flachen Hut saß übergangslos auf einem zylinderförmigen Körper und der wiederum auf zwei kleinen, dünnen Beinchen.

Das Wesen kratzte sich neugierig am Kopf. Wobei ihm der Hut im Weg stand. Es schüttelte seine schmerzende Hand und murmelte: „Au, verflixt.“ Dann wanderte sein Blick von meinem Fuß hoch über meinen Körper bis hin zu meinem Gesicht. Und die schmalen Lippen formten ein stummes „Oh.“

Vielleicht war es auch ein Oho, das war nicht ganz klar einzuordnen, weil seine Lippen wieder zu und dann noch einmal aufgingen vor lauter Erstaunen über meinen Anblick.

„Hallo“, sagte ich unsicher.

Der Winzling deutete eine Verbeugung an.

„Hallo, ich – ich, ich bin Justus der Waldweix, zu Ihren Diensten. Hättet Ihr die gnädige Güte, mir zu verraten, wer Ihr seid, verehrte Lebende?“

„Ähm... ich heiße Yara“, sagte ich.

„Willkommen im Land am Ende der Welt, Lady Yara!“

Er verbeugte sich noch einmal.

„Es tut mir leid, dass ich euren Fuß so schändlich missbraucht habe! Ich wusste nicht, dass Ihr darauf steht. Willkommen im Land am Ende der Welt! Hättet Ihr die gnädige Güte, mir zu verraten, wer Ihr seid, gnädigste Gütige?“

„Das habe ich, ähm, Euch doch gerade schon gesagt“, erinnerte ich ihn verwirrt.

„Oh. Ihr müsst mir verzeihen, gütigste Gnädigkeit, ich bin ein wenig vergesslich, wisst Ihr, ich bin nur eine kleine Sekunde und lebe darum immer nur in einem Augenblick auf einmal. Ich habe nicht die Kraft,

mehrere davon zu tragen und sie wie eine Kette hinter mir herzuziehen, darum lasse ich die meisten einfach liegen. Nur die wichtigsten sammle ich in einem Beutel auf, versteht Ihr. Oh, ich hoffe, ich habe euch nicht gekränkt, natürlich seid Ihr wichtig, sehr wichtig sogar, man sieht schließlich nicht alle Nase lang Lebende hier, aber vor lauter Aufregung habe ich jetzt gleich alles liegen gelassen und weiß gar nichts mehr. Verzeiht mir, liebe Lebende, aber hättet ihr die gütige Gnade, mir zu sagen, wer ihr seid?“

Er blinzelte mich fragend an und ich konnte nicht anders, als verblüfft zurück zu starren.

Da er meine Antwort sowieso gleich wieder vergessen würde, gab ich sie ihm gar nicht erst, sondern fragte: „Kennen Sie, äh, kennt Ihr zufällig den Weg zum Schloss zwischen Himmel und Erde?“

„Zum Schloss zwischen Himmel und Erde wollt Ihr? Oh, oh, oh, eine gefährliche Reise. Um das Schloss herum lauern lauter seltsame Sachen, lauter seltsame Sachen. Aber man findet es ganz leicht, im Mondlicht ist es nicht zu übersehen. Vergebt mir, jetzt habe ich Eure Frage ganz vergessen, Verehrteste. Wohin wolltet Ihr noch einmal? Und haben wir uns eigentlich schon vorgestellt? Man trifft ja nicht alle Nase lang eine Lebende, wisst Ihr?“

„Wenn wir von hier aus weiter in diese Richtung gehen“ – ich deutete zum Waldrand – „kommen wir dann zum Schloss?“

„Oh ja, das tut ihr, das tut ihr, aber wen meint Ihr mit ‚wir‘? Sind Eure Begleiter noch im Wald, seid Ihr vorausgegangen? Und hättet Ihr die gnä...“

„Und Ihr wohnt hier in diesem Wald?“

„Oh ja, das tue ich, das tue ich, obwohl ich mir jeden Morgen wünschte, ich täte es nicht“, murmelte der Waldweix. „Aber ab dem Mittag bin ich dann wieder froh, hier zu leben, wenn die Sonne hoch oben steht und der Wald wieder bunt und nicht so schattig ist und der Schleier sich hebt. Leider vergesse ich das nur jeden Morgen wieder.“

„Der Schleier?“

„Der Schleier, der hier im Wald am Morgen die Geister am Boden hält, sodass die Ängste aufsteigen können. Aber haben wir uns denn eigentlich schon vorge...“

„Vielen Dank für die freundliche Auskunft“, sagte ich höflich und sprang an ihm vorbei zum nächsten Pilz. Und dann zum nächsten. Und dann zum nächsten. Der Waldweix starrte mir hinterher, kratzte sich noch einmal verwirrt am Kopf und verschwand dann wieder unter den Pilzhüten. Während ich weiter zum vorletzten und zum letzten Pilz sprang, sah ich noch eine ganze Menge kleiner Köpfe unter den Hüten hervorlugen. Aber ich hütete mich, einem mit meinem Fuß zu nahe zu kommen. Geschweige denn anzusprechen.

Und dann hüpfte ich vom letzten Pilz herunter – und wir waren endlich, endlich aus dem Wald herausgekommen.

Teil 3 – Fünf Tore



Kapitel 15: Der Spiegel der Wahrheit

Als wir aus dem Schatten des Waldes hinausgetreten waren, schien es schon Mittag geworden zu sein. Oder sogar Nachmittag. Wir warfen den düsteren Bäumen einen letzten Blick zu – und stellten fest, dass sie von außen überhaupt nicht mehr düster wirkten. Sondern sonnenbeschienen und friedlich. Genauso wie die Wiesen, die sich vor uns auftaten.

X schüttelte seinen Kopf und grinste mir zu.

„Ich hatte schon lange keinen Traum mehr, aber dieser Wald kommt mir vor wie ein Alptraum.“

Sonja zuckte kaum merklich zusammen.

„Kommt, lasst uns weitergehen.“

Dank dem Waldweix wussten wir ja jetzt, wo wir hinmussten: weiter Richtung Süden. Als wir ein paar Meter weit gekommen waren, sahen wir zu unserer Rechten einen riesigen Krater klaffen.

Zuerst dachten wir uns nichts dabei, aber dann sagte Sonja: „Das ist doch genau da, wo wir vorhin rausgegangen wären!“

Wir sahen uns die Stelle genauer an. Tatsächlich. Der Krater begann zwischen den beiden Bäumen, durch die wir den Wald hatten verlassen wollen.

Seltsam. Wieso hatten wir ihn vorher nicht gesehen? Wir wären genau hineingerannt...

Fast fühlten wir uns ein wenig beschämt, als uns klar wurde, dass der Adler uns gerettet hatte. Und wir hatten ihn für einen Feind gehalten. Das musste die Wirkung des Waldes gewesen sein. In seinem Halblicht hatte alles viel düsterer gewirkt, als es eigentlich war.

Dankbar, dass wir da nicht hineingestolpert waren, gingen wir weiter. Zu dem Krater hielten wir, jetzt, da wir um ihn wussten, einen beträchtlichen Abstand. Er schien schrecklich tief zu gehen, bis unter die Erdkruste hinein und unten brodelte und zischte etwas, dem wir auf keinen Fall begegnen wollten. Angst erfüllte uns bei dem

Gedanken, wie knapp wir einem langen und gefährlichen Rutsch zum Erdkern hinunter entgangen waren.

Zu unserer Freude fanden wir hinter dem Ende des Kraters den Weg wieder. Er schlängelte sich an einem schmutzigen Bach entlang und bog dann leicht nach Osten ab. Leider sah das Wasser darin nicht gerade trinkbar aus.

Und nur wenig später führte der Pfad direkt auf ein Gartentor zu. Es war aus schwarzen Eisenstäben gemacht, die viele goldene, verschnörkelte Verzierungen auf ihren Spitzen trugen. Die in der Mitte sah seltsamerweise sehr nach Lancelots Speerspitze aus. Dahinter lag offensichtlich ein ziemlich großer Garten, der sich über einen Hügel zu erstrecken schien. Aber das konnte man nicht so genau sehen, denn meterhohe Hecken umsäumten den Garten.

Mal wieder hatten wir alle kein gutes Gefühl, als wir uns ihm näherten.

„Sollen wir nicht lieber außen rum gehen?“, fragte X. Er hatte sichtlich genug von düsteren Orten, jetzt, wo wir dem Wald endlich entkommen waren.

„Der Weg führt da durch“, sagte ich. „Er hat uns bisher immer auf der richtigen Strecke geführt. Was, wenn da drinnen eins von den unsichtbaren Zeichen ist, denen wir folgen müssen? Ich fürchte, wir müssen hier entlang, wenn wir unser Ziel finden wollen.“

„Der Weg hätte uns auch in einen Krater hinein geführt“, widersprach X missmutig.

„Vielleicht ist der erst entstanden, nachdem der Weg gemacht wurde? Mein Gefühl sagt mir, dass wir da durchmüssen. Was meinst du, Sonja?“ Das Geistermädchen nickte zwar, aber sie kam mir dabei ein wenig blasser vor als sonst.

Allerdings war es diesmal nicht nur Angst, die uns davon abhalten wollte, den Garten zu betreten. Es war eher ein Gefühl, dass uns etwas sehr Unangenehmes bevorstand. So, wie wenn man nach Hause kommt und seinen Eltern erzählen muss, dass man ausversehen das

halbe Chemielabor ruiniert hatte und sie den Schaden bezahlen mussten.

Nur schlimmer.

Ich legte meine Hand an die Türklinke. Sie war eiskalt, kälter als schwarzes Metall an einem warmen Julitag sein sollte, was mich nicht unbedingt beruhigte. Aber ich war fest entschlossen, diesen Weg bis zu seinem Ende zu gehen. Also drückte ich sie nach unten und öffnete das Tor.

Es war bestimmt seit hundert Jahren nicht mehr bewegt worden, so laut quietschte es. Unwillig traten wir in den Garten hinein. Der Weg führte uns durch einen Spalt in der Hecke hindurch.

Aber dahinter waren noch mehr Hecken. Es sah ein wenig aus wie ein...

„Ist das ein Irrgarten?“, fragte X.

„Oder ein Labyrinth“, ergänzte ich.

„Wo ist denn da bitteschön der Unterschied?“

„Naja, ein Irrgarten hat Abzweigungen, die Sackgassen sind und man muss Glück haben, dass man die richtigen nimmt. Im Labyrinth führt jeder Weg irgendwo hin. Dafür kann es sein, dass man nach ganz Außen muss, um zur Mitte zu kommen“, erklärte ich.

„Das ist doch vollkommen egal“, meinte X schlecht gelaunt und sah sich misstrauisch um. Ihm schien der Garten von uns allen besonders wenig zu gefallen.

„Ich glaube, es ist ein Irrgarten“, meinte Sonja mit Blick auf die Hecken vor uns. „Und ich schätze, wir müssen einen Weg hindurchfinden.“

Sonja hatte recht gehabt. Es war ein Irrgarten. Nach jeder vierten Kurve stellten wir fest, dass der Weg nicht mehr weiterging und mussten wieder umdrehen. Wie sollten wir hier jemals bis zum Ausgang finden?

„Können wir nicht einfach drüberschweben und den Weg suchen?“

X versuchte, sich in die Luft zu schwingen. Im Gegensatz zum Wald schien der Garten das zu erlauben. Aber als er sich weiter nach oben bewegte, begannen die Hecken um uns herum plötzlich, nach oben zu wachsen. Eine Zeit lang bemühte sich X, die Hecken zu überholen. Aber sie ließen ihn nicht entkommen. Er sauste wieder zu uns auf den Boden zurück. „Es hat keinen Zweck. Wir müssen einen Weg suchen.“

Genau wie im Wald hatte ich immer wieder das seltsame Gefühl, dass uns jemand folgte. Ein dunkler Schatten, den ich nur einmal kurz aus dem Augenwinkel sah. Vielleicht waren es auch zwei gewesen, das konnte ich nicht sagen. Ich erwähnte es lieber nicht, obwohl mir das Blut in den Adern gefror.

Lancelot begann, mit seinem Stock Rillen in die Erde zu ritzen, um die Wege zu markieren, die wir bereits ausprobiert hatten. Nachdem wir endlich eine Abbiegung gefunden hatten, die uns um mehrere Ecken relativ weit nach innen in den Irrgarten hineingebracht hatte, blieb vor mir Sonja auf einmal stehen.

Wir waren bei einem kleinen Platz angekommen, in dessen Mitte ein runder Brunnen stand. Dahinter stand die steinerne Statue einer kleinen Meerjungfrau und neben ihr ein großer, genauso steinerner Zentaur.

„Oh, Gott sei Dank!“, sagte ich. „Mein Wasser ist fast leer.“

Ich kramte meine Flasche aus dem Rucksack und ging auf den Brunnen zu.

„Halt!“, sagte X. „Was, wenn das Wasser gefährlich ist?“

Ich sah den Brunnen hinab. Im Wasser waren zwar ein paar Algen und gäbe es hier so was wie einen Wasserhahn, hätte ich es bestimmt nicht angerührt. Aber direkt gefährlich sah es auch nicht aus.

„Verdursten ist auch nicht angenehm“, hielt ich dagegen und beugte mich vorsichtig hinunter, um mit meinen Händen einen Schluck zu schöpfen.

Doch in dem Moment, als meine Hände das Wasser berührten, hörte ich im Brunnen unten jemanden husten. Oder eigentlich klang es mehr so, als würde der Brunnen selbst husten. Eine ziemlich tiefe Stimme sagte: „Brrrr, das würde ich nicht tun.“

Ich zuckte zurück und stolperte ein paar Schritte rückwärts. Wir starrten den Brunnen an.

„Wer sind Sie?“, fragte X.

„Ich bin die Stimme der Geheimnisse, die Stimme aus der tiefsten Tiefe.“ Es war in der Tat eine sehr tiefe Stimme.

„Die Stimme der Geheimnisse?“ Sonja trat näher an den Brunnen heran.

„Können Sie uns dann verraten, wo das Schloss liegt und wie wir durch den Garten hier kommen?“, fragte ich.

„Wäre ich eine Stimme der Geheimnisse, wenn ich sie verraten würde?“

„Sind Sie denn ihre Stimme, wenn sie sie verschweigen?“, kam mir X zu Hilfe.

„Eine kluge Antwort, Sohn des Mondes. Doch den Weg werdet ihr ohne meine Hilfe finden.“

„Was ist das hier für ein Garten?“, fragte Sonja neugierig.

„Es ist der Garten der unsichtbaren Dinge“, antwortete die Stimme.

„Unsichtbare Dinge?“ Unsicher sah ich mich um. „Sind hier viele unsichtbare Sachen?“

„Nein. Aber die, die hier sind, zählen.“

Ich hatte das Gefühl, dass das hier die nächste Begegnung werden würde, die uns nicht wirklich weiterbringen würde. Langsam wünschte ich mir die verwirrenden Antworten des Geistes des klugen Rates zurück. Die waren zumindest hinsichtlich des Weges ganz brauchbar gewesen.

„Gibt es hier auch gefährliche unsichtbare Sachen?“, fragte Lancelot und versuchte, dabei mutig zu klingen.

Der Brunnen schwieg eine Weile.

„Gefährlicher als alles andere auf dieser Welt.“

Das klang ja ermutigend. Ich tastete nach meinem Säbel.

„Dann machen wir mal besser, dass wir hier wegkommen“, flüsterte X. Ich nickte zustimmend.

„Na dann, war nett, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Ich winkte Sonja und Lancelot zu und bedeutete ihnen, weiter zu gehen. Lancelot schwang seinen Stock durch die Gegend und sah sich wachsam nach eventuellen unsichtbaren Feinden um. Er bedrohte den steinernen Zentauren und die kleine Meerjungfrau warnend mit der goldenen Speerspitze.

Und zu meiner Überraschung blinzelten die Beiden.

„He, was soll das?“, fragte der Zentaur brummend. Dann schloss er seine Augen wieder. Die kleine Meerjungfrau dagegen sah uns neugierig an und gähnte lauthals.

„Oh, ich bin schon ewig nicht mehr aufgewacht. Der Schlaf steckt mir noch in jeder Schwanzschuppe. Wer seid ihr denn?“, fragte sie mit heller Stimme. „Drei Geisternde und eine Lebende, das ist eine ungewöhnliche Mischung.“

Jaa, das war uns allerdings auch schon aufgefallen. Wenn diese Reise eines war, dann ungewöhnlich.

„Ich bin übrigens Sira, die Meerjungfrau“, erklärte sie, ohne zu beachten, dass ihr noch niemand von uns geantwortet hatte.

„Ich bin Sonja“, begann Sonja. Und als keiner weitermachte, fügte sie hinzu: „Und das ist Yara, das ist X und das hier ist Lancelot.“

„Na dann, schön, dass ihr hier seid, schön, dass hier mal endlich wieder Besuch vorbeikommt. Es ist doch ziemlich langweilig, immer nur hier zu stehen und zu schlafen. Was wollt ihr denn hier am Ende der Welt?“

„Wir möchten einen Weg hinausfinden“, erklärte Sonja.

„Wo hinaus denn?“

„Zuerst einmal aus diesem Irrgarten“, sagte X ungeduldig. Auch er

warf den unsichtbaren Gestalten um uns herum immer wieder wachsame Blicke zu.

„Kennst Du denn zufällig den Weg?“, erkundigte ich mich.

„Ja, natürlich!“ Die Meerjungfrau verschränkte die Arme.

„Schließlich stehe ich nicht erst seit einer halben Ewigkeit hier, oder? Ich weiß allerdings nicht, ob ich ihn erklären kann... aber wenn ihr wollt, kann ich ihn euch zeigen...“

„Das wäre toll!“, sagte ich begeistert. Es wurde langsam dunkler und ich hatte wirklich keine besondere Lust, die Nacht hier im Irrgarten zu verbringen. Außerdem war es in einem Garten voll gefährlicher unsichtbarer Dinge ziemlich beruhigend, jemanden dabei zu haben, der sich darin auskannte.

„Geht das denn?“

Die Meerjungfrau sprang von ihrem Sockel herunter und glitt auf ihrem Schwanz uns voran in den Irrgarten hinein.

Wir konnten kaum mit ihr mithalten. Es ging um tausende verschachtelte Heckenhecken herum. Mehrmals blieb die Meerjungfrau eine Weile lang stehen und wir dachten schon, sie hätte den Weg vergessen. Aber dann rief sie „Ach, jetzt weiß ich es wieder!“ und führte uns weiter an grünen Zweigen vorbei zur nächsten Abbiegung. Mit ihr an unserer Spitze brauchten wir kaum länger als eine Stunde, um aus dem Garten herauszufinden. Und nichts Unsichtbares begegnete uns dabei.

„Hier, bitte schön!“

Die kleine Meerjungfrau hielt uns das Eisentor auf, das exakt genauso aussah wie das erste. Und erleichtert verließen wir den Irrgarten.

„Vielen Dank!“, sagte ich zum Abschied. „Du hast uns wirklich weitergeholfen.“

„Es hat mir Spaß gemacht“, erwiderte die Meerjungfrau fröhlich.

„Jederzeit wieder, wenn ihr noch mal vorbeikommt.“ Sie winkte uns zu und seufzte sehnsüchtig. „Ich wünschte, ich könnte mit euch mitgehen und einmal die Welt da draußen sehen...“

„Kannst du das nicht?“, fragte ich.

„Ich gehöre zu diesem Garten.“

„Hast du es denn schon mal probiert?“, wollte X wissen.

„Nein, das nicht, aber...“

„Weißt du dann sicher, ob du es nicht kannst?“

Die Meerjungfrau sah ihn eine Weile zweifelnd an. Dann sagte sie mit einer traurigen Miene „Auf Wiedersehen!“ und schloss das Tor.

„Schade.“ Sonja sah sich traurig nach ihr um. „Ich wünschte auch, sie könnte mit uns kommen.“

„Ja“, stimmte ich zu. „Es ist bestimmt nicht schön, immer nur diesen Garten zu sehen.“

Trotzdem konnten wir nicht leugnen, dass wir alle froh waren, aus dem Garten herausgekommen zu sein und dass, was immer darin lauerte, uns in Ruhe gelassen hatte.

Inzwischen war die Sonne schon fast hinter den Wolken versunken und der helle Mond stand am Himmel. Jetzt, wo wir den Wald verlassen hatten, bemerkten wir zum ersten Mal, dass er hier seltsamerweise direkt in der Mitte des Himmels stand. Vielleicht war es nur ein Spiel von Licht und Schatten. Aber es wirkte so, als müsse man nicht mehr allzu weit gehen, um direkt unter ihm zu stehen, sodass man seine Unterseite betrachten könnte, wenn man den Blick nach oben hob...

Meine Armbanduhr verriet mir, dass es halb zehn war. Der Tag war so schnell vergangen, dass wir ihn kaum vorbeiziehen gesehen hatten.

Und wieder hatte ich den Verdacht, dass irgendwas falsch lief mit den Tagen hier.

Der Mond hatte seine Blüte vollkommen geöffnet und strahlte gleißend hell vom Himmel herab, als Sonja sich noch einmal umdrehte – und abrupt stehen blieb.

„Was ist?“, fragte ich überrascht.

„Dort drüben!“, rief sie.

Wir folgten alle ihrem Blick.

„Das Schloss“, hauchte ich.

Denn im Mondlicht war es deutlich zu erkennen. Es stand genau auf demselben Hügel, über den sich auch der Irrgarten ausbreitete. Es war so groß wie etwa fünf Häuser zusammen und hatte an jeder Ecke einen kleinen Turm. Doch am höchsten ragte der barocke Zwiebelturm in der Mitte. Auf ihm strahlte eine große, leuchtende Uhr, die fast so aussah wie der Mond. Nur, dass sie nicht ganz so rund war. Sie wirkte irgendwie ziemlich verbeult.

„Oh nein.“ X stemmte seine Hände in die Hüften und sah es entsetzt an. „Bitte sag mir nicht, dass wir die ganze Zeit einfach an unserem Ziel vorbeigelaufen sind.“ Aber es klang eher wie ein „Bitte sag mir nicht, dass wir noch einmal dorthin zurückmüssen!“

„Doch, leider. Lasst uns lieber keine Zeit verlieren... Wer weiß, wie lange der Mond noch scheint.“

Noch widerwilliger als beim ersten Mal, als wir den Garten betreten hatten, kehrten wir um. Da der Weg zurück bergab ging, dauerte es glücklicherweise nicht lange, bis wir wieder beim Eisentor angelangt waren. Dort stand die Meerjungfrau immer noch an derselben Stelle und umklammerte das Gitter.

Ihre Augen weiteten sich freudig, als sie uns sah.

„Ich dachte, ihr wolltet aus dem Garten raus!“, sagte sie, als ich das Tor ein zweites Mal öffnete und wir an ihr vorbei hineinstürmten.

„Da wussten wir noch nicht, dass hier drinnen das Schloss liegt, das wir gesucht haben“, erwiderte X mürrisch.

„Ach so! Ich wusste nicht, dass ihr das Schloss sucht.“

„Kannst du uns denn jetzt wenigstens den Weg hinein zeigen?“

„Mit Vergnügen!“ Fröhlich hüpfte sie uns voraus, wieder zurück durch den Irrgarten. „Was wollt ihr denn im Schloss?“

Beim Gedanken an das Schloss zog sich mein Magen zusammen. Mir wurde ein wenig schlecht bei der Vorstellung, dort hineingehen zu müssen. Irgendwas in mir wollte das um jeden Preis vermeiden. Aber es half nichts.

„Wir wollen das erste Tor in die andere Welt finden.“

„Oh. Den großen Spiegel?“

Jetzt klang auch sie so, als sei ihr ein wenig unwohl zumute.

„Genau“, sagte ich düster. „Weißt du etwas über diesen Spiegel?“

„Oh ja. Man sagt, es sei ein furchterregender Anblick, dort hineinzublicken. Viele Seelen können es nicht ertragen. Viele haben es nicht ausgehalten, bis zum Ende hinzuschauen. Aber wenn ihr das versuchen wollt, haltet euch nicht lange auf. Vor dem Tor lauern dunkle Wesen. Sie fliehen vor dem Spiegel und sie versuchen alle aufzuhalten, die ihn benutzen wollen. Wenn ihr hineinschaut, habt ihr nichts zu befürchten. Aber wenn ihr wegschaut, flieht besser, so schnell ihr könnt.“

„Hast du schon einmal versucht, hineinzublicken?“, wollte X wissen. Sie schüttelte den Kopf.

„Das gehört nicht zu meiner Aufgabe“, sagte sie mit ihrer hellen Stimme, die so gar nicht steinern klang – dafür aber ein wenig traurig. Aber bevor ich weiter nachfragen konnte, blieben wir stehen. Das Schloss ragte direkt vor unseren Augen auf. Und mit ihm alle unseren unguten Ahnungen, die bei jedem Schritt schlimmer geworden waren.

Das große Tor aus dunklem Holz sah ziemlich schwer aus. Ich war mir nicht sicher, ob wir es aufbekommen würden, selbst wenn es nicht versperrt war und selbst wenn wir uns alle zusammen mit geballter Arm- und Windkraft dagegen stemmen würden. Ganz abgesehen davon, dass mir mein Gefühl stärker als je zuvor davon abriet, ihm auch nur nahezukommen.

Was, wenn es das falsche Schloss ist und am Ende nur eine Falle?, fragte eine leise Stimme in mir. Aber für besorgte Überlegungen blieb keine Zeit. Wer wusste, wie lange die Nacht dauern würde. Und wenn die Nacht um war, würde das Schloss wieder verschwinden und unsere Chance, zu dem Tor zu kommen, ebenfalls. Ich ging entschlossen darauf zu und drückte die eiserne Klinke nach unten.

Das allein forderte schon alles an Kraft, was ich bieten konnte. Lass es einfach sein, das schafft ihr eh nie!, riet die leise Stimme.

Aber sobald ich auch nur ein winziges Bisschen gegen das Tor drückte, schwang es wie von selbst mit einem lauten Quietschen auf und gab die Sicht frei auf einen großen Flur. Der Boden bestand aus schwarzen und weißen Fliesen, die sich abwechselten wie auf einem Schachbrett. Kein Licht schien darin, weder von Kerzen noch aus Lampen. Alles war voller finsterner Schatten und leerer, rostiger Rüstungen. Die Meerjungfrau war die erste, die es wagte, mir nach Innen zu folgen. Dann X und dann Sonja und Lancelot. So bleich wie jetzt hatte ich die drei noch nie gesehen.

Aber das hatte auch seinen Vorteil. Sie waren nämlich das einzige Helle hier drinnen – von dem Moment an, als die Tür mit einem dumpfen Schlag unaufgefordert hinter uns zufiel. Und diesmal war ich bei Weitem nicht die einzige, die heftig zusammenzuckte.

„Kommt!“, flüsterte ich und wagte todesmutig ein paar Schritte weiter in das Schloss hinein. „Wir müssen den Spiegel suchen! Wo, meint ihr, könnte er sein?“

„In der Garderobe?“, schlug X vor und es klang nach einem leichten Anflug von der Sorte Humor, die man nur entwickelt, wenn man Angst um sein Leben hat.

„Ich habe gehört, er ist in einem riesigen Saal im ersten Stock“, informierte uns die Meerjungfrau. Und auch sie klang so, als würde ihre steinerne Haut erschauern bei dem Gedanken, dort hinaufzuschleichen.

„Gibt es hier Treppen?“, flüsterte Sonja und Lancelot drückte sich mit einem leisen Wimmern noch dichter an sie heran.

„Keine Ahnung.“

Ich hatte das drängende Gefühl, dass uns aus dem Schatten heraus jemand beobachtete, und zusah, wie wir uns ängstlich umsahen.

„Ich glaube, da“, flüsterte Lancelot und der Schatten seines Fingers deutete in Richtung linkes Flurende. Tatsächlich schien dort eine Einbuchtung in der Wand zu sein. Aber als wir uns ihr leise, Schritt für Schritt, näherten, stellten wir halb enttäuscht und halb erleichtert fest, dass es nur ein Schrank in der Wand war.

„Na super“, wisperte X. „Und wie finden wir jetzt da rauf?“

„Wir teilen uns auf“, beschloss ich, obwohl mir der Gedanke absolut nicht gefiel.

„Sonja, Sira und Lancelot gehen nach rechts und X und ich erkunden den Gang, der nach vorne geht.“

Zusammen mit X schlich ich den düstersten der drei Gänge entlang. Er schien endlos lang zu sein.

„Bestimmt sind die Treppen hier“, murmelte X. „Ganz am Ende wahrscheinlich. Oder es gibt gar keine und wir sollen durch das Fenster hinauf...“

Das war eigentlich keine schlechte Idee. Die Geister könnten auch einfach nach oben schweben. Wenn wir anderen nicht hinaufkamen, machte es ja nichts... Eigentlich wäre ich froh, wenn ich nicht hochmüsste. Obwohl ich die Drei nur ungerne alleine ließe.

Doch in diesem Moment sah ich sie: Eine Wendeltreppe aus silbernem Licht. Ich traute mich nicht, zu rufen, deshalb stieß ich einen leisen Pfiff aus und wartete. Es dauerte eine Weile, bis die anderen drei bei uns ankamen. So lange, dass wir schon befürchteten, eine Rüstung hätte sie verschlungen oder so. Aber dann schwebten sie um die Ecke.

„Hier ist sie“, sagte ich und deutete die Treppe nach oben.

„Aber wie sollen wir da raufkommen?“, fragte Sira. „Sie besteht nur aus Licht!“

Das ungute Gefühl in meinem Magen wuchs mit jeder Sekunde, jetzt, wo wir dem Ziel immer näherkamen.

„Sie ist für Geister gemacht, schätze ich...“

„Kommt!“, sagte X ungeduldig, obwohl seine Miene verriet, dass er es genauso wenig eilig hatte, nach oben zu kommen, wie der Rest von uns. Und ohne weiter zu fragen, blies er mich mit einem Wirbelwind die Treppe nach oben. Sonja und Lancelot trugen Sira.

Und dann standen wir in dem Saal.

Dass es der richtige Saal war, war uns sofort klar. Seine Fliesen waren ebenso schwarz-weiß kariert wie der Flur unten. An seinen hohen Wänden hingen alte Bilder, so verstaubt, dass man nicht mehr erkennen konnte, was einmal darauf zu sehen gewesen war.

Und an der Wand gegenüber von uns stand er: Ein riesiger Spiegel mit goldenem Rahmen, auf dem oben die Inschrift „Spiegel der Wahrheit“ eingraviert war.

Neben ihm stand eine weitere steinerne Statue, die einen Engel mit zwei Schwertern darstellte. Er ragte vom Hallenboden bis hinauf zur Decke.

Zu meiner Erleichterung begann er nicht, sich zu bewegen. Dafür bewegte sich über ihm im Schatten etwas...

Erst in diesem Moment fiel mir Siras Warnung wieder ein. Aber es war schon zu spät. Noch bevor wir uns eine Sekunde lang umgesehen hatten, stürzten sie auf uns zu.

Kapitel 16: Die steinerne Meerjungfrau

Ich hatte noch nie im Leben eine Waffe benutzt und hatte auch nie eine benutzen wollen. Aber das hier war definitiv ein guter Moment für das erste Mal. Ich riss meinen Säbel hoch, so schnell, dass man ihn durch die Luft sausen hören konnte.

Pechschwarze Vögel schossen wie Pfeile auf uns zu. Man sah in der Dunkelheit kaum mehr als ihre runden gelben Augen blinken und dann waren sie schon bei uns und hackten mit ihren Schnäbeln auf uns herum.

Hin und wieder bekam ich einen schwarzen Flügel oder das Gefieder zu sehen. Die Schatten, die sie warfen, waren zehnmal so groß wie sie selbst und legten sich einem über das Herz, als würden sie dich von innen bekämpfen, während die spitzen Schnäbel und Krallen es gleichzeitig von außen taten. Wie wild schlug ich durch die Luft, um sie abzuwehren. Fünf hatten sich auf mich gestürzt. Einen schleuderte ich durch die Luft und er blieb am Boden liegen. Aber die anderen vier zerkratzten mein Gesicht. Ein Schnabelhieb kam meinem Auge so nahe, dass ich vor Schreck laut aufschrie.

Aber als ich so lang um mich herumgeschlagen hatte, dass meine Sicht wieder frei war, erhaschte ich einen Blick auf die drei Geister. Mir stockte der Atem. Sie kämpften gegen eine ganze Wolke von Raben. Aber die hackten nicht auf sie ein und verletzten sie, so wie die Fledermäuse es getan hatten. Nein, sie schlugen nur wild mit den Flügeln. Aber jeder ihrer Flügelschläge verwehte die Geister ein Stück weit, sodass sie immer mehr ihre Form zu verlieren schienen.

„Nein!“, schrie ich, als ich X zu einer schimmernden Wolke zerfallen sah. Und ohne nachzudenken lief ich mit erhobenem Säbel auf sie zu, mitten in die Wolke hinein.

Ein Meer aus Rabenfedern schlug mir entgegen. Manche davon drangen sogar in meinen Mund ein. Ich spuckte verzweifelt und versuchte, sie wieder loszuwerden. Mit aller Macht versuchte ich, so viele Raben wie möglich mit Schlägen zu treffen – und sie damit von X abzulenken. Aber es waren einfach zu viele. Ich spürte, dass ich einige hart erwischte und sie zu Boden vielen. Aber mich trafen sie genauso hart. Ich hatte keine Chance.

Doch ich konnte nicht zulassen, dass sie aus X und Sonja formlose Wolken machten.

Auf einmal spürte ich etwas Steinernes an meinem Arm. Sira. Sie kam mir zu Hilfe. Sie schlug auf die Raben ein, als wäre sie eine Dreschmaschine. Ihr konnten die dunklen Tiere nichts anhaben. Sie dagegen fegte so viele von ihnen zu Boden, dass bald auch die weißen

Fliesen schwarz waren. Und zu meinem Erstaunen schwebte sie einen Meter über dem Boden. Nein, sie schwebte nicht. Da war eine kleine weiße Wolke, die sie trug. Lancelot.

„Rennt!“, schrie ich Sonja und X zu. Zu meiner Erleichterung hatten sie schon wieder etwas Form angenommen. „Rennt zum Spiegel!“ Aber sobald wir begann, zum anderen Ende des Saales zu laufen, wo ein riesiger goldgerahmter Spiegel an der Wand lehnte, bewegte sich etwas unter uns. Bzw. es bewegte sich *alles* unter uns. Der ganze karierte Boden wölbte und bog sich, sodass es unmöglich schien, sich auf ihm vorwärts zu bewegen. Oder es wirkte zumindest so. Vielleicht war es auch ein tückisches Spiel von Licht und Schatten. Das dachte ich mir jedenfalls hinterher.

„Wir müssen schweben!“, rief X schwach.

„Ich hab keine Kraft mehr!“, japste Sonja erschöpft und brach zusammen. Sie lag wie eine helle Nebelwolke am Boden und rührte sich nicht. X blieb einen Moment lang stehen. Wir sahen uns an und sein verzweifelter Blick traf meinen. Und dann nahm er all seine übrige Kraft zusammen. Ein plötzlicher Sturm wehte Sonja, Lancelot, Sira und mich durch den gesamten Raum hinüber bis zum Spiegel. Die verbliebenen Raben rasten uns hinterher und versuchten, uns aufzuhalten. Aber Sira und ich schlugen nach ihnen und dann – Man hatte das Gefühl, dass die Zeit selbst abbrach. Alles, was sich in dem Raum zuvor bewegt hatte, erstarrte dort, wo es gerade war. In dem Moment, als X und ich unsere Blicke hinauf zum Spiegel hoben und hineinblickten, verstummte alles. Nicht das geringste Geräusch war mehr zu hören.

Im Spiegel war nichts zu sehen. Nur der Umriss des steinernen Engels, der Statue neben dem Spiegel, zeichnete sich blass darin ab. Zögernd machten wir einen Schritt weiter nach vorne.

Und dann hob der Engel plötzlich seinen Kopf.

„Halt!“, befahl er mit donnernder Stimme. Wir hielten inne.

„Ich bin der Wächter des Spiegels der Wahrheit. Wer begehrt Einlass in die andere Welt?“

X trat vor.

„Wir sind drei Geister, die schon zu lange in dieser Welt wohnen.

Unsere Namen kennen wir nicht.“

Der Engel stellte sein Schwert ab, sodass die steinerne Spitze direkt den Boden berührte.

„Wer ist die Vierte unter euch?“

„Ich... ich bin Yara.“

„Es ist dir nicht erlaubt, in diesen Spiegel zu blicken, Mensch.“

Fast erleichtert trat ich ein paar Schritte zurück.

„Was ist mit mir?“, fragte Sira.

„Für dich spielt es keine Rolle, Mädchen aus dem Meer. Du bist keine Lebende.“

Sira senkte traurig den Kopf.

„Entferne dich vom Spiegel, Menschenmädchen“, befahl der Wächter mir. „Ihr Geister, wenn ihr in das Land der Ruhe wollt, müsst ihr eine volle Minute lang dort hineinblicken. Wer von euch das schafft, kann durch das Tor hindurchtreten. Wer wegsieht, für den bleibt das Tor für immer verschlossen. Habt ihr verstanden?“

Die Geister nickten. In ihren Mienen spiegelte sich eine Angst, so groß, dass offensichtlich war, sie wären lieber wieder in die Arme der Raben zurückgerannt, als dort hineinzublicken. Aber sie blieben stehen.

Ich sah in Xs Gesicht hinein. Seine Miene verriet mir, dass er wirklich Panik hatte.

„Schau hinein“, flüsterte ich. „Dann ist alles vorbei. Dann hast du für immer Ruhe. Du schaffst das!“

Aber seine Panik schien nur zu wachsen. Unter dem strengen Blick des Wächters zwang ich mich, noch ein paar Schritte zur Seite zu gehen. So weit, dass ich schließlich nicht mehr in den Spiegel hineinsehen konnte.

Und dann fror auch ich ein.

Das nächste, was ich mitbekam, war, dass X mich ansah. Dann, dass der steinerne Engel vor den Spiegel trat, seine Schwerter vor der Brust kreuzte und wieder zu, nun ja, zu Stein wurde.

Und dann hörten wir wieder das bekannte Flattern von Rabenflügeln.

„Lauft!“, rief Sira. Da erst sah ich, dass Sonja schon wieder auf dem Boden lag. Sie hatte wieder ihre alte Form angenommen. Aber sie sah so aus, als hätte sie auch ihre letzte Kraft verloren. Lancelot kauerte neben ihr.

Sira rannte uns voran auf die Treppe zu. Ich sah besorgt zu X hinüber. Er wirkte völlig erschöpft. Es sah nicht so aus, als hätte er noch die Kraft, Sonja und mich hinüberzutragen, bevor wir nur noch aus Nebelfaden und zerpickter Haut bestanden.

„Lancelot!“, rief ich. „Kannst du ihr helfen?“

Er sah auf von Sonjas Körper. Ich deutete zum Fenster hinaus. Der kleine Junge nickte tapfer und nahm seine Kraft zusammen. Er trieb Sonja Richtung Fenster und von dort aus nach draußen. X blieb heldenhaft bei Sira und mir und schlug sich mit uns einen Weg durch die Federn. Inzwischen hatte er eine Strategie entwickelt. Er sammelte abgeschlagene Fliesenstücke auf und schoss sie mit seinem Bogen auf die Raben. Manchmal auch fünf gleichzeitig. Sie trafen alle. Erst dachte ich, dass er wirklich gut zielte, aber dann fiel mir auf, dass die Stücke manchmal zuerst in die falsche Richtung wirbelten und dann von einem kurzen Windstoß direkt in Richtung Raben gelenkt wurden. Nicht dumm.

Als wir bei der Treppe angekommen waren, waren fast alle Raben zu Boden gefallen oder zur Seite geweht worden. Sie flatterten noch schwach und ich hatte das ungute Gefühl, dass sie morgen früh wieder fit wären für einen weiteren Angriff. Aber für den Moment waren sie besiegt. Schwer atmend machten wir vor der Wendeltreppe halt. Sira überlegte nicht lange und ließ sich einfach durch die Treppe hindurch

nach unten fallen – wo sie mit einem laut hallenden Krach zu Boden plumpste und wieder aufstand.

X sah zu mir hinüber.

„Hast du noch Kraft?“, flüsterte ich leise. Er schüttelte hilflos den Kopf.

Ich nickte. „Okay.“

Dann streckte ich ihm meine Hand hin, versicherte mich, dass Sira inzwischen aus dem Weg gerobbt war und schloss die Augen.

Und gemeinsam sprangen wir nach unten.

Ein Fall aus zweieinhalb Meter Höhe, der sein Ende auf einem ziemlich harten Fliesenboden findet, ist unter kaum irgendwelchen Umständen angenehm. Aber besonders unangenehm ist er, wenn man langsam wie ein Blatt hinuntersegelte und gleichzeitig trotzdem den Boden mit voller Geschwindigkeit auf sich zurasen sah. Und das eine halbe Ewigkeit lang. Was drei Sekunden hätte dauern müssen, oder noch kürzer (während dem Fall hatte mein Gehirn leider nicht die Ruhe, das so exakt auszurechnen), fühlte sich an wie ganze fünf Minuten. Ich spürte die ganze Zeit über den Wind von Xs Hand in meiner. Sie zitterte. Dicht neben mir fiel er mit mir, statt wie üblich zu schweben, durch die Treppe aus Licht hindurch. So dicht neben mir, dass ich seinen Atem hörte und seinen Herzschlag hätte spüren können, hätte er einen gehabt. In diesem Fall wäre er bestimmt so schnell gewesen wie meiner.

Der Aufprall war hart und sehr schmerzhaft. Meine Knie gaben nach und mein Fuß knickte zur Seite. Einige Sekunden lag ich bewusstlos am Boden. Vielleicht waren es auch Minuten, die sich anfühlten wie Sekunden. Man wusste ja nie. Als ich zu mir kam, hievte mich Sira gerade auf ihren Rücken, als wäre ich ein kleines Kind. Und zu dritt eilten wir Richtung Ausgang.

Das Aufatmen war doppelt so groß wie in dem Moment, als wir den Wald hinter uns gelassen hatten. Wir hatten nur noch eines im Sinn.

So schnell wie möglich rasten wir, wieder zu fünft und bis auf mich alle wieder soweit bei Kräften, dass sie sich selbstständig fortbewegen konnten, die Treppen hinunter, zurück in den Irrgarten.

Am Rand meiner Wahrnehmung stellte ich fest, dass die Hecken im Dunkeln seltsam lebendig wirkten und ein dunkler Schatten uns verfolgte. Ich hoffte, dass er sich irgendwo im Irrgarten verirrt...

Vor meinen Augen flimmerten Punkte. In meiner Hand spürte ich immer noch den Wind, der sich mit meinen Fingern verschlungen hatte, als sei er nicht mehr von ihnen zu lösen. Hin und wieder strich er auch über den Handrücken.

Endlich, nach einer gefühlten Ewigkeit, hatten wir das Ende des Irrgartens erreicht. Am Tor zögerten wir. X hievte mich von Siras Rücken hinunter und stellte mich auf meine eigenen Beine.

„Kannst du laufen?“, fragte er. Ich nickte, obwohl mir alles furchtbar weh tat, vor allem der linke Fuß.

Wir gingen durch das Tor hindurch und drehten uns zu Sira um.

„Vielen Dank für alles. Ohne dich hätten wir es da nicht lebend hinausgeschafft“, sagte X ernst und streckte der steinernen Meerjungfrau seine Hand hin. Die blickte sie zögerlich an. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein“, sagte sie. „Ich komme mit euch.“ Sie schwang das Gartentor wieder auf, rutschte hinaus und hob mich wieder zurück auf ihren Rücken. „Ihr könnt etwas zusätzliche Kraft gebrauchen. Und ich habe schließlich gerade ein Jahrhundert lang Schlaf getankt.“

Fröhlich schlug sie das Tor hinter mir zu (es hätte fast meinen Rücken gestreift, wenn Sonja es nicht abgebremst hätte) und glitt mit mir im Gepäck der seltsamen Truppe voraus in das Mondlicht hinein.

Ich konnte noch nicht schlafen, obwohl der Mond hoch über uns stand und die Nacht ihre Schwingen über den Himmel ausgebreitet hatte. Schweigend saßen wir um ein kleines Feuer herum, verborgen vom größten Gestrüpp, das wir in diesen flussdurchzogenen Weiden finden

hatten können, sobald wir weit genug vom Irrgarten weg waren. Vorhin hatten wir nur unsere Flucht im Sinn gehabt und wie erleichtert wir waren, das Schloss zu verlassen. Aber jetzt wandelte sich die Erleichterung langsam in Enttäuschung. Mein Fuß schmerzte, die Geister hatten kaum einen letzten Rest Kraft für die Weiterreise übrig und ich begann mich zu fragen, was eigentlich geschehen war. Wieso war niemand von den Dreien durch das Tor gekommen? Die gesamte Tour durch den Irrgarten, die ganzen Hoffnungen, der Kampf mit der Rabenhorde, der Sprung – alles umsonst. Was war dort vor dem Spiegel passiert?

Ich traute mich nicht zu fragen, aber die Frage hing so deutlich in der Luft, dass X schließlich von selbst antwortete.

„Ich... ich glaube, wir haben in dem Spiegel uns selbst gesehen“, sagte er. Sonja blickte zu Boden. Das Ganze hatte sie sichtlich mitgenommen.

„Euch selbst?“, fragte ich vorsichtig.

„Was wir wirklich sind. Also nicht als Geister. Sondern als Menschen. Als wir selbst. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber“ Er runzelte angestrengt seine Stirn, als suche er nach den richtigen Worten. „...ich glaube, ich habe mich zum ersten Mal wirklich gesehen, wie ich bin. Ohne meine Illusionen“, fuhr er leise fort. „Es war nicht direkt schlimm, ich meine, es gibt wahrscheinlich schlimmere Dinge, aber es war irgendwie ein... Schock. Und ich konnte einfach nicht hinsehen. Als ich mich da gesehen habe, waren meine ganzen Vorsätze irgendwie weg. Ich musste wegschauen. Es war einfach zu viel. Ich habe es ein paar Sekunden lang geschafft, aber dann... Ich konnte mich nicht ansehen.“ Zum ersten Mal fand ich, dass seine Stimme irgendwie... hilflos klang.

Sonja nickte, aber sie sagte nichts dazu.

Ich vergrub müde meinen Kopf in meinen Händen und dachte nach. Ein Spiegel, in dem man sich sah, wie man wirklich war. Das ergab irgendwie Sinn. Es war kein Spiegel, durch den man hindurchgehen

konnte. Es war ein Spiegel, der einen von allem befreite, was man über sich glaubte und dachte. Ich konnte verstehen, dass das viel war. Wenn ich mir vorstellte, mich in diesem Spiegel zu sehen... ich könnte wahrscheinlich auch nicht lange hinsehen. Bestimmt stünde da ein riesiger Feigling vor mir.

Und irgendwie ergab es auch Sinn. Ich meine, es war vielleicht dumm gewesen zu denken, dass eine weite Reise und ein paar überwundene Abenteuer reichen würden, um in das Land hinter diesen Toren zu gelangen. Sonst würde das doch jeder Geist machen, irgendwann, nachdem ihn Jahrhunderte lang Unruhe geplagt hatte, wenn er es einfach nicht mehr aushielt.

Ich glaube, dieses Land verlangte einen höheren Eintrittspreis: Dass man etwas in sich drin aufgab.

Etwas, was einen noch hier gefangen hielt.

„Warum heißt der Garten eigentlich Garten der unsichtbaren Dinge? Wir haben hier noch kein einziges unsichtbares Ding gesehen...“, fragte X Sira irgendwann.

„Oh, da sind jede Menge unsichtbare Dinge und ihr habt auch schon eine Menge davon gesehen. Stolz, Angst, Scham, Furcht, Freundschaft...“, antwortete sie und starrte dabei in die Sterne hinein.

„Ach, solche unsichtbaren Dinge sind damit gemeint?“

„Ich weiß es nicht... Aber nach meiner Erfahrung findet man besonders viele davon in diesem Garten.“

„Und warum geht die Sonne hier manchmal viel früher unter und manchmal viel später erst?“

Die Meerjungfrau lachte. „Das findet jeder seltsam, der uns besucht... Sie geht immer zur selben Zeit unter. Aber Zeit vergeht hier ganz unterschiedlich schnell. Seht ihr die große Uhr am Turm der Burg? Sie ist verbogen, sodass je nach Platz im Monat die Tage völlig unterschiedlich viel Platz haben, manche ziehen sich ewig und man wünschte, sie gingen vorüber, manche sind nur ein paar Minuten lang

und fliehen vor einem davon. Manchmal läuft die Zeit sogar rückwärts. Das ist besonders unangenehm, weil man dann gegen die Zeit anrennen muss, um auf der Stelle zu bleiben. Mit einem Schwanz nicht so einfach. Dieses Land ist ein Halbzeitloser Ort, müsst ihr wissen, weil es so nahe an der Ewigkeit liegt. Aber das hat alle, die aus der Welt der Lebenden gekommen sind, so sehr verwirrt, dass man irgendwann die große Uhr am Turm gebaut hat, um die Zeit hier zu regeln.“

„Und wie ist sie kaputtgegangen?“, fragte ich neugierig.

„Vor ein paar Jahrhunderten gab es einmal Krieg hier. Das waren noch spannende Zeiten. Heutzutage ist hier gar nichts mehr los... Eine Gruppe von Lebenden hat sich in das Land geschlichen, um die Geheimnisse der Ewigkeit zu stehlen.“

„Wie kann man denn die Geheimnisse der Ewigkeit stehlen?“, unterbrach X. Ich hatte den Verdacht, dass er froh war, sich mit etwas ablenken zu können. Sonja fiel das nicht so leicht. Sie starrte immer noch zu Boden.

Die kleine Meerjungfrau zuckte mit den Schultern.

„Ich hab es noch nie versucht“, sagte sie fröhlich. „Aber diese Leute haben es, und zwar mit allen Mitteln. Sie wollten herausfinden, wie die Tore funktionieren und haben sogar versucht, von der anderen Seite durch den Spiegel zu gehen, um ewig zu leben oder so. Keine Ahnung, wieso sie das wollten. Ich würde alles geben, *nicht* ewig zu leben und irgendwann auch mal in das Land der Ruhe hinüber gehen zu können.“

Sie gähnte. „Jedenfalls haben sie nicht mit dem steinernen Wächter gerechnet. Der hat sie alle vertrieben. Als sie geflohen sind, wurde dabei ein großer Teil vom Schloss zerstört, das ganze östliche Viertel. Dann sind sie auf die verrückte Idee gekommen, es bei der großen Uhr zu versuchen, weil sie dachten, vielleicht liegt da ja das Geheimnis der Ewigkeit drin. Der große Wächter musste mit seinem Schwert draufhauen, damit sie runterfallen. Ansonsten wären sie nie

wieder da runter gestiegen. Dabei hat er sie leider verbogen und seitdem funktioniert die Zeit hier nicht mehr richtig...“

Sie seufzte. „Menschen zerstören alles, was sie sehen, weil sie es immer für sich haben wollen. Seitdem sind wir sehr vorsichtig, wenn Lebende hierherkommen. Eigentlich soll ich auch aufpassen, dass keiner von ihnen durch den Garten kommt, aber, naja, du hast irgendwie nicht wie eine Menschin ausgesehen, als ich dich zum ersten Mal gesehen habe, ein bisschen zu klein und außerdem hattest du Geister dabei, deshalb hab ich mir einfach nichts dabei gedacht.“

„Ich hoffe, ich zerstöre hier nichts“, meinte ich besorgt und versuchte mich zu erinnern, was ich alles getan hatte, seit ich hierhergekommen war. Ich hatte im Wald definitiv ein paar Äste abgebrochen...

„Ganz bestimmt nicht“, versicherte mir Sira strahlend. „Und wenn dann werde ich dich mit all meiner Kraft davon abhalten! Ich erfülle hier meine Aufgabe, indem ich mit euch mitgehe und aufpasse...“

Der Gedanke schien sie noch weiter aufzumuntern.

„Und die Raben?“, wollte ich neugierig wissen. „Wurden die auch geschaffen, um uns aufzuhalten? Sollen sie verhindern, dass jemand durch die Tore geht?“

Sira schüttelte den Kopf. „Nein, nichts, was Teil von diesem Land ist, will irgendwen davon abhalten, durch die Tore zu gehen. Wir wurden eher geschaffen, um auf dem Weg zu helfen. Sie gehören zu der dunklen Macht, die bis ans Ende der Welt gekrochen ist, um Seelen gefangen zu halten. Aber habt keine Angst!“, sagte sie fröhlich.

„Gegen mich hat nix davon ne Chance. Nixe, genauer gesagt!“ Sie kicherte. „Ich würde gerne die Gegend erkunden. Ich wollte schon immer wissen, wie die Welt hier draußen aussieht...“

X stand auf. „Ich komme mit. Ich kann eh nicht schlafen. Das ist das einzige, was ich am Wald vermisste. Sonja, was machst du?“

„Ich bleibe hier“, antwortete sie leise und starrte ins Gras.

Ich blieb alleine mit ihr am Feuer zurück. Von der Katze abgesehen, die ihren Kopf an Sonjas Bein rieb, als wolle sie sie beruhigen.

Lancelot spielte im Gebüsch mit dem Wind und ignorierte uns.
 „War der Spiegel schlimm für dich?“, fragte ich einfühlsam, als ich ihren gebrochenen Anblick nicht mehr ertragen konnte.
 Eine Weile lang reagierte sie nicht. Dann schüttelte sie den Kopf.
 „Nein. Es... es hat mich nur nachdenklich gemacht. Du hast uns doch alle gefragt, wieso wir noch hier sind. Als wir uns zum ersten Mal getroffen haben...“

Ich nickte.

„Ich glaube, ich habe jetzt verstanden, wieso.“

„Und warum?“ Neugierig lehnte ich mich weiter vor.

Sie seufzte. „Eigentlich hab ich es immer geahnt. Aber ich konnte es nie wirklich glauben.“

Sie starrte in die Sterne hoch und ihr weißes, durchsichtiges Haar wiegte sich im Wind wie Wogen am Meer.

„Ich bin mir nicht sicher. Ich bin mir nicht sicher, ob es überhaupt so etwas wie einen Himmel gibt. Oder das Land der Ruhe. Das scheint einfach... zu schön zu sein.“

Das verstand ich gut.

„Aber eigentlich glaubst du schon daran... oder?“, fragte ich vorsichtig.

„Ja. Eigentlich ja. Ich glaube...“

Sie zögerte.

„Ich glaube, dass wir, also die Anderen und ich, alle noch hier sind, weil wir alle denken, dass sie uns da oben nirgends haben wollen würden. Und deshalb haben wir tief in uns drinnen riesige Angst, diese Welt zu verlassen. Aber wenn ich darüber nachdenke, denke ich, dass sie sich dort oben wahrscheinlich in Wirklichkeit freuen würden, wenn wir kommen würden.“

Ich war mir nicht sicher, ob mir klar war, was sie meinte. Aber ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass ich sie irgendwie aus tiefsten Herzen verstehen konnte.

Ich nickte langsam.

„Da denkt ihr bestimmt falsch“, sagte ich. „Wir sind wahnsinnig froh, dass ihr dabei seid, du und Lancelot. Und die da oben wären ganz bestimmt auch wahnsinnig froh, euch bei ihnen dabei zu haben.“

„Bist du dir sicher?“, fragte sie mit einem Hauch von Zweifel in der Stimme. Mich füllte ein Gefühl von Wärme und Sympathie gegenüber Sonja. Ich nickte entschieden.

„Sie würden dich wundervoll finden.“

Und das war ehrlich gemeint. Sonja war wirklich wundervoll. Sie konnte Melodien spielen, bei deren Klang einem das Herz stehen blieb. Und sie war wirklich klug. Ein bisschen verrückt vielleicht. Aber das machte sie auch sehr faszinierend und weise. Manchmal wünschte ich, mehr Menschen auf dieser Welt wären ein wenig verrückter. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man sie im Himmel nicht gut genug finden würde.

„Ehrlich?“, fragte sie.

„Ganz sicher.“

„Danke“, sagte sie und lächelte mir zu.

Wir schwiegen eine Zeit lang. Irgendwann meinte ich fast, eine silberne Träne aus ihrem Auge herausrinnen zu sehen.

Plötzlich wünschte ich mir aus tiefstem Herzen, dass sie es schaffte.

Dass sie irgendwann in das Land der Ruhe hinüber gelangte.

Und ich begann immer mehr, mich zu fragen, was es war, das X dann noch hier hielt.

„Ich sehe Dinge, die andere nicht sehen“, stellte Sonja auf einmal aus dem Nichts heraus fest.

„Dinge?“, fragte ich. Und ich dachte an die düsteren Gestalten, von denen mir Lancelot erzählt hat.

„Ja, alles Mögliche. Verrückte Dinge oder Tiere, die gar nicht da sind. Seltsame Stimmen reden aus der Luft zu mir. Manches davon ist ziemlich schrecklich.“

Ich sah sie an.

„Ich wünschte, ich wäre einfach ganz normal.“ Sie seufzte. Ich überlegte eine Weile.

„Aber vielleicht ist das ja genau deine Gabe. Dass du das siehst, was andere nicht sehen.“

Sie schwieg, als würde sie darüber nachdenken.

„Weißt du, was ich mir gedacht habe? Vielleicht hat der Geist des klugen Rates mir ja doch etwas mitgegeben. Dir hat er ja deinen Säbel gegeben. Und X hat er den Bogen gegeben. Und Lancelot die Speerspitze. Vielleicht hat er mir die Katze mitgegeben.“

Und sie fuhr dem Tier zwischen den Ohren hindurch.

„Ich habe das Gefühl, wenn sie da ist, weiß ich besser, was real ist und was nicht. Bevor sie da war, hatte ich Angst, ich könne mir euch zwei nur einbilden, weißt du...“

„Die Katze ist echt ziemlich nützlich“, bestätigte ich und sah das Tier fast ein wenig ehrfürchtig an. Es saß hoheitsvoll auf Sonjas Schoß und ließ sich die Massage gefallen.

„Du hast auch nicht viele Freunde unter den Menschen, oder?“

Überrascht sah ich Sonja an. Dann schüttelte ich den Kopf und kniff die Lippen zusammen. Nein. Hatte ich nicht. Ich hatte gar niemanden. Nicht unter den Menschen.

Sie legte den Arm um meine Schulter und es fühlte sich an wie eine leise, warme Frühlingsbrise, die einem den Rücken runterläuft.

Und in diesem Moment hatte ich das Gefühl, dass auch sie mich aus tiefstem Herzen verstand. Besser als je jemand zuvor.

Das war der Moment, wo zwischen uns alle Mauern brachen, die wir sonst um uns herum aufstellten und aus uns zwei Freundinnen wurden.

Kapitel 17: Der mutigste Angsthase der Welt

Als ich am nächsten Tag aufwachte, war es kaum hell geworden. Es stand wohl wieder ein sehr langsamer Tag bevor.

Ich strich den Tau aus meiner Hose, die mir jetzt, wo der Schatten des finsternen Waldmorgens nicht mehr auf sie fiel, nicht mehr halb so zerrissen vorkam.

Langsam war der Zeitpunkt gekommen, wo ich mich wirklich nach einer Dusche zu sehnen begann. Ich war oft gewandert und ich liebte die Natur. Ich war auch wirklich nicht anspruchsvoll, ein paar Nächte am Boden und ohne frische Wäsche stand ich ohne zu murren durch. Aber noch nie war ich so lange fernab von Zivilisation gewesen.

Ich hatte eine Dose mit Roggenmehl dabei, das ich mir zwischendurch in die Haare streute und einrieb.¹ Aber ohne Wasser hielt die Wirkung nicht besonders lange. Hoffentlich würde uns der Weg heute zu diesem Fluss führen, den ich gestern aus der Ferne gesehen hatte.

Sonja dagegen schien es wieder super zu gehen. Als ich sie traf, saß sie auf einem Baum und ließ fröhlich lächelnd ihre Beine baumeln.

Sie sah aus, als sei plötzlich eine Last von ihr abgefallen, die sie durch Jahrhunderte mit sich herumgetragen hatte.

¹ Für alle, die sich nicht damit auskennen: Roggenmehl steht ziemlich weit oben auf der Liste der ökologischen bzw. natürlichen Haarwaschmittel, was für die Ansprüche von Ökofreaks wie mir auch völlig ausreicht. Man kann es auch super als Trockenshampoo verwenden, was mir schon viele verschlafene Vormittage ohne Zeit zum Duschen vor der Schule gerettet hat. Auf Wünschen der Autorin dieses Buches muss ich hier allerdings noch hinzufügen, dass man in der Dusche vorsichtig

damit sein muss, weil es den Abfluss verstopfen kann. Sie empfiehlt deshalb Haarseife, wenn man Plastik sparen möchte und gesteht außerdem, dass sie selbst in ihrem Alltag überhaupt nicht sooo ökologisch lebt (sie sitzt ja auch den ganzen Tag vor ihrem Computer und schaut Filme oder schreibt irgendwelche seltsamen Bücher über Geister) und deshalb auch einfach Bio-Shampoo verwendet. Was immer das sein soll...

X traf ich leider nicht so glücklich an, er saß schweigend auf einem Stein, die Resignation stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Ich setzte mich neben ihn, unsicher, was ich sagen sollte.

Er bemühte sich, mir zuzulächeln.

„Das nächste Mal schaff ich es“, murmelte er leise. Und ich wusste nicht, ob er es zu sich oder zu mir sagte. Aber trotzdem nickte ich ermutigend.

„Wo liegt denn das nächste Tor?“, fragte Sira, die an einem Baum herumtunkte. Sie konnte nicht genug kriegen von dieser Welt außerhalb des Irrgartens. Immer nur Hecken zu sehen, musste wirklich schrecklich gewesen sein für sie.

„Hmm, ich glaube, wir müssen einfach dem Weg folgen. Der Geist des klugen Rates hat uns gesagt, es sei eine Art Teich und läge im Reich der Angsthasen.“

„Im Reich der Angsthasen?“, kicherte Sira. „Nie gehört.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Das hat er uns jedenfalls gesagt. Und bisher hat er mit allem Recht gehabt, was er gesagt hat. Aber was er damit gemeint hat, finden wir glaub ich erst raus, wenn wir dort sind.“ Sonja nickte zustimmend. „Er hat sich sicher etwas gedacht, als er das gesagt hat.“

„Dann lass uns keine Zeit verlieren!“

X schwang sich hoch und sah zu meiner Freude schon wieder ein wenig abenteuerlustiger aus. „Gehen wir los zum zweiten Tor.“

Ich versuchte den Gedanken daran zu unterdrücken, was dort möglicherweise alles auf uns wartete und packte meinen Rucksack. Dabei gab ich mir Mühe zu ignorieren, dass mein Fuß immer noch weh tat. Ich rollte meinen Schlafsack ein. Hier, außerhalb des Waldes, waren die Nächte zu kalt, um ohne ihn zu schlafen. Leider waren hier auch die Tage deutlich kälter als der warme Juli, den wir in unserer Welt zurückgelassen hatten. Vielleicht lag das auch daran, dass wir jetzt durch eine Landschaft wanderten, die von Flüssen durchzogen war, aus denen ein eisiger Nebel aufstieg und das Morgenlicht davon

abhielt, uns mit seinen wärmenden Strahlen zu streifen. Der Boden war oft feucht oder matschig und wir mussten aufpassen, die Stellen zu umgehen, die einen heimtückisch einsinken ließen oder die Schuhe durchnässten. Dafür waren wir zu meiner Freude bald tatsächlich bei einem Fluss angekommen. Das Wasser war allerdings so kalt, dass ich kaum meinen Fuß hineinhalten konnte. Trotzdem, zumindest konnte ich meine Flaschen auffüllen. Vorsichtig beugte ich mich hinunter – und war sehr erleichtert, dass mich diesmal keine unsichtbare Stimme aufhielt. Ich füllte alle Flaschen, die ich hatte, auf die Gefahr hin, jetzt wesentlich mehr Gewicht mitschleppen zu müssen. Vielleicht würde das Wasser irgendwann im Rucksack wärmer werden und dann könnte ich versuchen, mich damit zu waschen.

Mir fiel auf, dass sich Lancelot ein wenig von uns entfernt hatte und ängstlich zu und herüberblickte.

„Er hat Angst vor Wasser“, murmelte Sonja.

Auch die restliche Zeit über wagte der kleine Junge es nicht, näher als drei Meter an das Gewässer heran zu schweben.

Der Weg schlängelte sich eine Weile am Flussufer entlang und als alle Geschichten erzählt und gegenseitigen Fragen gestellt und zu einem Teil sogar befriedigend beantwortet worden waren, hüpfte Sira einfach in das Wasser hinein. Wir alle starrten ihr erschrocken nach, aber ihr Kopf tauchte eine Sekunde später wieder auf und grinste uns zu. Sie war zwar aus schwerem Stein gehauen, aber Wasser war ihr Element. Statue hin oder her. Die ganze Zeit über schwamm sie uns durch den Fluss voraus, kehrte dann wieder zur Gruppe zurück und berichtete von den Wasserwesen und deren Unterwasserwelten, die sie unterwegs gesehen hatte. Eine Weile lang schloss X sich ihr an und tauchte mit ihr hinunter, um uns alle nass zu spritzen und ihre Erzählungen mit leuchtenden Augen zu ergänzen. Aber ich konnte mich nicht so ganz konzentrieren. Schweigend trottete ich neben Sonja her. Immer wieder warf ich heimlich einen beunruhigten Blick über meine Schulter.

Ich hatte ihn wieder hinter uns entdeckt. Den Schatten, der uns folgte. Oder die Schatten. Immer mehr war ich mir sicher, dass es mehr als nur einer waren. Sie tauchten an verschiedenen Seiten auf und waren wieder verschwunden, wenn ich erschrocken versuchte, mich nach ihnen umzusehen.

Manchmal fragte ich mich, ob ich mir wie Sonja Sachen einbildete. Aber das Gefühl, beobachtet zu werden, wollte mich nicht mehr loslassen. Und es hatte schließlich auch schon einmal recht gehabt...

Gegen Abend wurde die Gegend zunehmend kahler und hügeliger. Die Flüsse umgaben uns immer noch, aber sie führten jetzt wischen eng nebeneinanderliegenden Hügeln hindurch, bei denen wir ein wenig ratlos waren, ob es nun kürzer wäre, sie zu umgehen oder einfach über sie drüber zu gehen. Aber der Weg schlängelte sich in komplizierten Kurven um sie herum.

Zuerst war es nur eine Vermutung, aber mit jedem Hügel wurden wir uns zunehmend sicherer, dass sie bewohnt waren. Kleine Wesen huschten zwischen ihnen hindurch und in sie hinein, so schnell, dass wir nicht sehen konnten, worum es sich handelte. Lancelot war der erste, der eines sah, das sich nicht bewegte.

„Es sind Hasen!“, rief er uns begeistert zu, über den Wind hinweg, den er beim Fliegen verursachte. Aber es waren nicht nur Hasen. Es waren auch Kaninchen dabei, wie wir eine Weile später feststellten. Die rannten nicht ganz so eilig davon, aber sie musterten uns dafür mit besorgten Blicken und schiefgelegten Köpfen, als wären sie nicht ganz sicher, ob wir nicht im nächsten Moment großes Unheil über sie bringen würden. Es half auch nichts, dass wir ihnen beständig zulächelten. Das schien sie eher noch misstrauischer zu machen, denn das erste hoppelte direkt darauf hastig davon – aber nicht ohne kurz innezuhalten und zu schnuppen.

Sie hatten weiß-graues Fell und sähen wie ganz normale Kaninchen aus, wäre da nicht die Tatsache, dass ihre Augen irgendwie lebendiger wirkten. Und verständiger.

Irgendwann war da auch ein leises Getuschel hinter uns zu hören, das uns mit beträchtlichem Sicherheitsabstand zu folgen schien.

„Ich sage, wir reden mit ihnen. Fragen sie, was sie wollen. Und wenn sie lügen oder uns etwas androhen, dann warnen wir das ganze Viertel und verschwinden“, murmelte eine misstrauische Stimme hinter uns.

„Und woher willst du wissen, dass sie lügen, wenn sie lügen?“, fragte eine noch misstrauischere Stimme spöttisch.

„Das sehen wir in ihren Augen. Es gibt schließlich keine Gefahr, die sich vor unserem Blick verbergen könnte. Wir sehen die Gefahr ja sogar dort, wo sie gar nicht ist!“, erwiderte die erste Stimme stolz.

„Jaaa, wohl waaahr, bei meinem Haaaar, alle Gefaaaahr liegt in der Luft für unsere Naaasen! Schließlich sind wir Sorgen-Kaninchen und Angst-Haaasen“, kommentierte eine dritte Stimme in solch einem haaaaarsträubend schlechten, unpassenden Reim, wie man sie normal nur in deutschen Übersetzungen genialer wortspieltendurchsetzter britischer Literatur findet und eigentlich nur selten mal in Originalfassungen. Eine Schande für jedes anspruchsvolle Buch.

„Ich hasse unbekannte Gefahren!“, sagte eine vierte Stimme schlecht gelaunt. „Vor allem vor dem Abendessen. Diese blöde kaputte Uhr! Warum können Wunder-Kaffeekannen den Kaffee eigentlich von selber kochen - aber auf gar keinen Fall vor 16:00 Uhr? Wann immer das heute wieder sein mag...“

X hatte genug und drehte sich um. Das Getuschel hielt sofort inne und verschwand dann mit einem schnellen Rascheln in einem Gebüsch.

„Hört zu“, sagte er ungeduldig. „Wir sind verdammt noch mal keine Gefahr für euch, wir wollen einfach nur hier durchgehen zum nächsten Tor in die andere Welt. Geht uns dabei nicht auf die Nerven und wir lassen euch auch in Ruhe!“

Es dauerte eine Weile, bis etwas passierte. Dann schob sich vorsichtig ein kleiner brauner Hasenkopf aus dem Gebüsch hervor und blickte uns an.

„Wirklich nicht?“, fragte er zögernd.

„Wir versprechen es“, sagte Sonja feierlich mit erhobener Hand.

„Auch nicht die... die... die... die *Lebende* bei euch?“

Bei dem Wort *Lebende* fing das ganze Gebüsch an, nervös zu zittern.

Ich schüttelte den Kopf.

„Warum trägt sie dann einen Säbel des Abendrotes?“, fragte eine Stimme, deren Besitzer wir nicht sehen konnten.

„Der Geist des klugen Rates hat ihn mir geschenkt“, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Das Gebüsch erstarrte und erneut ging lautes Geflüster los, aber diesmal so durcheinander, dass wir kein Wort verstehen konnten.

„Der... der...“

„Der Geist des klugen Rates, ja.“

„Hat er... Hat er euch geschickt, um uns zu zerstören?“

„Was?“

„Ihr müsst verzeihen, aber wir sind nun mal Sorgen-Kaninchen und Angst-Hasen und wir fürchten so einiges, aber nichts und niemanden fürchten wir so sehr wie ein Stück Weisheit“, erklärte der kleine braune Hasenkopf und schob sich todesmutig ein Stück weiter hinter dem Gebüsch hervor, sodass wir den lebenden Hasenkörper sehen konnten. „Selbst bei diesem Namen schon sträubt sich unser empfindliches Fell.“ Das war allerdings deutlich zu sehen. Das Fell stand in alle Richtungen ab, so stark, dass man den kleinen Kerl ebenso gut für einen eingerollten Igel hätte halten können.

„Ist er bei euch? Solange er nicht bei euch ist, ist alles gut.“

„Keine Sorge“, beruhigte ich sie. „Wir haben ihn schon lange nicht mehr gesehen.“

Das Gebüsch atmete auf. Und dann kamen langsam drei weiß-grau gefleckte Kaninchen hinter dem braunen Hasen heraus. Sie

beschnupperten uns besonders besorgt, bevor sie es wagten, uns einige Meter näher zu kommen.

„Wisst ihr, wir sind immer so fürchterlich ängstlich“, fuhr der Hase fort, „weil wir uns unser Land mit den Kamikatzten teilen.“

Bei diesem Wort erschauerten die vier erneut.

„Was sind Kamikatzten?“, fragte Lancelot neugierig und holte seinen Stock hinter dem Rücken hervor.

„Furchtbare Ungeheuer!“, rief das Kaninchen ganz links.

„Furchtbare, schreckliche Ungeheuer!“, fügte das Kaninchen in der Mitte hinzu.

Das Kaninchen rechts setzte an, darüber zu reimen, aber es fehlten ihm (glücklicherweise) einfach die Worte für die schreckliche Furchtbarkeit dieser Ungeheuer.

„Wenn ihr das Tor sucht, werden sie euch sicher begegnen!“, meinte der Hase ängstlich. „Ihr nehmt euch besser in Acht!“

Wir nickten, aber insgeheim dachten wir, dass diese Wesen ja kaum so schlimm sein konnten, wenn die vier sogar vor mir schreckliche Angst gehabt hatten.

„Wie sehen sie denn aus?“, fragte ich.

„Unbeschreiblich furchtbar!“, sagte das mittlere Kaninchen.

„Augen aus F-Feuer und K-Krallen wie Schwerter!“, stotterte das linke Kaninchen.

Dem rechten war immer noch kein Reim eingefallen, aber seine flatternden Nüstern waren Beschreibung genug.

„Eigentlich wie sehr wilde Katzen“, sagte der Hase.

Ach so. Fledermäuse, Raben, Kamikatzten... viel schlimmer als ihre Vorgänger würden sie bestimmt nicht sein.

„Vielleicht sollte ich euch lieber begleiten“, schlug der Hase vor. „Ich weiß, wo sie lauern und ich erkenne ihre Augen in der Nacht. Mit mir wärt ihr sicherer.“

Wir warfen uns einen unsicheren Blick zu. Schaden könnte es nicht, er kannte sich hier aus.

„Vielen, vielen Dank“, sagte ich.

„Das ist sehr mutig von Ihnen“, fügte Sonja hinzu.

Bei diesen Worten schwoll die Brust des Hasen deutlich an und sein Fell schien sogar einen Hauch röter zu werden.

„Immer zu euren Diensten!“

Die drei Kaninchen dagegen schienen es nun sehr eilig zu haben, uns wieder zu verlassen, aber sie warfen dem Hasen im Weghoppeln sehr besorgte Blicke zu und steckten die Köpfe zusammen. Sein Angebot hielten sie nicht für sonderlich vorsichtig. Genauso wenig unsere Reise.

Aber deren nächster Abschnitt verlief eigentlich relativ ereignislos. Es war nun immer deutlicher zu sehen, dass wir alle (bis auf die kleine Meerjungfrau) einen großen Teil unserer Kraft gestern Abend im Kampf verschwendet hatten. Die Geister wurden zunehmend müde und wir schlepten uns kraftlos um die Hügel herum. Mein Fuß schmerzte mit jedem Schritt mehr und die Köpfe hingen mit jedem Fußtritt tiefer. Die Schatten ragten immer höher über uns hinweg und wieder hatte ich das Gefühl, dass hinter uns etwas durch die wachsende Dunkelheit schlich. Am Horizont zeichnete sich das schönste Abendrot ab und malte die Flüsse darunter blassrot und golden an.

Als der Weg uns wieder Richtung Fluss zurückführte, der in diesem Teil des Landes von großen Trauerweiden statt von kahlem Gestrüpp umgeben war, hörten wir etwas Seltsames. Ein eigenartiges, aber wunderschönes Gesäusel, das der leise Wind zu uns hinübertrug. Wir spitzten unsere Ohren und sahen dabei selbst ein wenig aus wie besorgte Angst-Hasen.

„Was ist das?“, fragte X.

„Was?“, fragte der Angsthase und hob seinen Kopf. „Oh, das. Das sind die Gesänge der Trauerweiden. Nichts, was man direkt fürchten müsste. Aus der Ferne sind sie wunderschön. Aber wenn man ihnen

zu nahe kommt, muss man aufpassen, dass man sich nicht in ihren Strudel aus Trauer hineinziehen lässt. Manche sind da nie wieder hinausgekommen. Aber keine Sorge, sie sind alle noch am Leben.“ Ich runzelte, nicht ganz überzeugt, die Stirn. In meinen menschlichen Ohren klang ein Strudel der Trauer, aus dem man nicht mehr herauskam, wesentlich gefährlicher, als ein Haufen wild gewordener Katzen.

Und leider schien das nächste Wegstück geradewegs oder in diesem Fall eigentlich eher kurvigwegs an diesen Weiden entlangzuführen. „Sollen wir nicht lieber eine Abkürzung nehmen?“, fragte ich besorgt. X schüttelte den Kopf. „Du hattest gestern recht, als du gesagt hast, wir dürften den Weg nicht verlassen. Sonst hätten wir das erste Tor nicht gefunden.“

Mit einem unguten Gefühl wickelte ich den Schal um die Ohren, in der Hoffnung, die Gesänge ein wenig weiter von ihnen fernzuhalten – und ich wünschte, die Anderen wären ebenso vorsichtig. Nicht, dass es bei Geisterkleidung viel gebracht hätte. Trotzdem...

Aber es schien auch bei meiner Kleidung nicht viel zu bewirken. Und irgendwann begriff ich, dass die Gesänge gar nicht durch meine Ohren in mich hinein drangen, sondern mitten durch mein Herz. Ich versuchte, nicht hinzuhören. Doch die Melodie war so schön, dass das kaum möglich war. Immer mehr erfüllte sie mich mit der unbeschreiblichen Trauer, die in ihr mitschwang. Und schließlich waren wir den Weiden so nahe, dass die ganze Welt aus ihren Liedern zu bestehen schien. Wir konnten das Geflüster ihrer Äste hören über unseren Köpfen hören.

„Wer seid ihr?“, fragte X, der das Lied deutlich besser verdrängen konnte als ich. Er war immer der Fröhlichere von uns beiden gewesen. Zumindest, bis wir diese Reise begonnen hatten.

„Wir sind die Weiden der Trauer, die beim Bluten des Tageslichtes die Toten dieser Welt besingen müssen“, flüsterten die Äste. Sie flüsterten es nicht in irgendeiner Sprache, sondern vollkommen

wortlos und wesentlich eleganter als die Worte es waren, in die mein Kopf es übersetzte.

„Die Gestorbenen?“, fragte X.

„Nein, oh nein. Ihr Menschen singt traurige Lieder für eure Gestorbenen. Aber wir wurden gepflanzt, um zu singen und wir singen immerzu für die, die noch nicht oder nie dort sein werden, im Land der ewigen Ruhe.“

Und dann drang die Tiefe der Trauer endgültig in mein Herz hinein. Ich fühlte mit einem Mal das riesige Gewicht der Sehnsucht, die X, Sonja, Lancelot, aber ganz besonders Sira, Jahre lang in sich verborgen hatten. Die Sehnsucht nach einer Heimat, aus der etwas in ihnen sie so lange verbannt hatte, bis sie vergessen hatten, dass sie im Exil waren. Die Sehnsucht nach ewigen Frieden von jemandem, der von ihm für immer ausgesperrt sein würde, weil er in sich drinnen ihm nicht öffnen konnte. Sie grub sich so tief in mich hinein, dass ich gar nicht merkte, wie Tränen über meine Wangen rannen. Und ich hatte das Gefühl, die ganze Welt ein Stück weit tiefer zu begreifen. Doch dieses Begreifen war gleichzeitig eine endlos schwere Last, die auf meine Schultern glitt.

Ich fühlte die Dunkelheit einer Seele, die sich für immer in ihr eingesperrt hatte, die vor dem Ende floh, ich fühlte die Angst und die gähnende Leere von jemandem, der alle Hoffnung verloren hatte. Und desto länger ich darüber nachdachte, desto weniger schien es mir Hoffnung auf dieser Welt zu geben. Wenn Menschen sich so etwas antun konnten – was konnte dann noch gut sein? Wie konnte man es ertragen, dass so etwas passierte? Wie konnte diese Welt das zulassen? Und wie könnte ich je wieder froh werden? Selbst wenn ich selbst einmal dort wäre (und mich überfiel heftige Sehnsucht danach, jetzt schon dort zu sein) selbst wenn ich selbst im Land der Ruhe wäre, wo alles mehr als nur gut war, besser als bestens - wie könnte ich es ertragen, dort zu leben, wenn es Menschen gab, die nicht dort waren?

Die Abendsonne stand noch golden am Himmel, aber ich sah nicht den geringsten Schimmer von ihrem Licht. Durch völlige Dunkelheit wankte ich den kurvigen Weg entlang, ohne zu wissen, wie ich ihn fand... und ich wanderte weiter und weiter im Land der Finsternis, das kein Ende nahm...

Plötzlich drang eine Stimme an mein Ohr.

„Hey!“

Es war X. Er hörte sich besorgt an. Beim Klang seiner Stimme hatte ich das Gefühl, dass ein leichter Funke von Hoffnung in mir aufglühte, der mich eine Sekunde lang wach hielt.

„Was ist mit dir los?“

Kalter Wind wehte mir ins Gesicht. Ich schlug die Augen auf. Einen Anflug von tiefer, trübsinniger, bodenloser Trauer...

„Hey!“

Zum zweiten Mal riss mich X aus meiner Starre, sodass ich meinen Gedanken zu Ende durchführen konnte: Einen Anflug aus Trauer niederkämpfend, blickte ich mich um.

Die anderen sahen ebenfalls sehr schwermütig aus. Sonja sah starr zu Boden und eine silberne Träne tropfte, diesmal deutlich sichtbar, in den Fluss hinein. Der trug den silbernen Fleck mit rasender Geschwindigkeit ein paar Meilen weiter bis zum Horizont hin...

Aber keiner von ihnen schien so tief zu versinken wie ich. Ich mühte mich, die Trauer nicht noch einmal in mich hinein zu lassen. Es war ein harter Kampf. Ich hatte das Gefühl, ich hätte in meinem ganzen Leben noch nie so etwas Schweres getan. Es war, als müsste ich versuchen, mich gegen hunderte Mauern aus Beton zu stemmen, die wie Dominosteine über mir einzubrechen drohten, wenn ich nur ein klein wenig nachgäbe. Mit aller Kraft drückte ich dagegen, als wolle ich sie wieder zum Stehen bringen.

Und erst, als der Weg uns einen Kilometer weit von den Weiden weggeführt hatte und ich es schweißgebadet wagte, wieder

durchzuatmen – wurde mir klar, dass ich ihn schon einmal gekämpft hatte. Diesen Kampf. Nach dem Tod meiner Oma.

Aber diesen Gedanken durfte ich jetzt nicht nachgehen. Sonst würde ich vollends versinken und all die Mauern, die gerade wankend wieder zum Stehen gekommen waren, würden unaufhaltbar über mir zusammenfallen. Auch ohne Weiden. Das wusste ich.

Wir beschlossen noch weiter zu wandern, bis wir einen halbwegs sicheren Schlafplatz gefunden hatten (dem Hasen war jeder Platz, den er beschnupperte, eindeutig zu gefährlich. Er meinte, innerhalb des letzten Jahres hätten sich mit hundertprozentiger Sicherheit Kamikatzten dort aufgehalten, weshalb er da keine Sekunde lang ruhig liegen könne) und dann wollten wir uns eine Nacht lang Ruhe gönnen. Auch wenn sich drei von uns dabei nicht wirklich erholen würden, hatten wir das dringend nötig.

Aber als wir endlich aus der Ferne den Rand eines kleinen, friedlich wirkenden Waldes entdeckten, den selbst die misstrauische Hasennase für eine gefahrfreie Zone erklärte, geschah etwas Seltsames.

Etwas noch Seltsameres als die anderen seltsamen Dinge, die einem hier über den Weg liefen. Denn dieses seltsame Ding lief uns nicht über den Weg – sondern der Weg selbst begann zu laufen. Naja, zuerst einmal ruckelte und zuckte er nur. Der Hase spitzte erschrocken die Ohren. Und dann rannte der Weg, und auch die ganze Welt um uns herum, plötzlich an uns vorbei.

„Oh nein!“, rief der Hase. „Oh nein, oh nein! Rennt! Rennt schnell! Die Zeit läuft rückwärts!“

Ohne zu wissen, was geschah, oder was wir taten, begannen wir alle auf der Stelle zu laufen. Etwas schien uns wie ein Strudel nach hinten zu ziehen, mit exakt den selben Schritten, die wir vorher nach vorne gemacht hatten. Die Meerjungfrau hatte es am schwersten. Sie konnte sich kaum auf ihrer Flosse halten und wankte wild hin und her. Ein heller Schrei ließ mich zu ihr hinüberblicken. Sie würde gleich umfallen, wenn wir nichts taten... Mit einem waghalsigen Sprung

sprang ich auf sie zu. Aber die Zeit schien mich wieder zurücksaugen zu wollen, an meine ursprüngliche Stelle. Im letzten Moment klammerte ich mich an dem steinernen Körper fest. Beinahe wären wir zusammen umgekippt. Aber gerade rechtzeitig kam von rechts ein hilfreicher Windstoß und wir fingen uns wieder. Ich kämpfte gegen den Druck, der mich zurückziehen wollte und hielt die Meerjungfrau fest, sodass sie aufrecht bleiben konnte. Sie versuchte mit aller Kraft, vorwärts zu robben und sich nicht nach hinten ziehen zu lassen.

Schweres Atmen neben mir verriet mir, dass wir auf keinen weiteren Wind hoffen konnten. Langsam aber sicher spürte ich, wie die Zeit die Überhand bekam und wir immer mehr nach hinten gezogen wurden. Einen Meter weit. Und dann zwei Meter weit. Und immer schneller und schneller... Wir verloren die Anderen aus den Augen und drifteten weiter auf die Trauerweiden zu. Panisch versuchte ich, irgendetwas zwischen die Finger zu bekommen. Da waren sie, direkt vor mir. Nur noch zwei Meter Abstand... Ich spürte die Trauer ihre eisigen Finger wieder um mein Herz legen. Sie schwemmte meinen Willen weg, in die Wellen des Flusses. Kraftlos gab ich dem Druck nach und ließ mich in das Ziehen der Zeit hineinfallen...

Und dann hörte es so plötzlich auf, wie es gekommen war.

Ohne eine Sekunde zu verlieren, zerrte mich Sira von den Weiden weg, zurück den Weg entlang. Sie schleifte mich so weit durch das Gras, bis ich wieder in der Lage war, selbst zu stehen. Ich schüttelte benommen den Kopf.

„Danke“, murmelten wir beide im selben Moment. Sie grinste mich an. Ich gab mir Mühe, zurückzulächeln. Doch so weit war ich noch nicht. „Lass uns schnell wieder zurückkehren“, sagte ich schaudernd. Zu zweit rannten wir zu den anderen zurück, die dort auf uns gewartet hatten. Der Angsthase war der Zeit vor lauter Angst so schnell davongelaufen, dass er jetzt schon am Waldrand saß und uns von dort aus zuwinkte. Erleichtert, ein weiteres Abenteuer überstanden zu haben und noch um einiges erschöpfter als vorher, machten wir und

auf dem Weg zu ihm hinüber. Seit die Zeit wieder vorwärts lief, war die Nacht über den gesamten Himmel hinaufgezogen, sodass wir ihn bald nicht mehr erkennen konnten.

Aber auf einmal zupfte mich Lancelot am Ärmel.

„Schau mal!“, flüsterte er und deutete in die Dunkelheit hinein.

Und dann sah ich sie. Hunderte Paare rot leuchtender Katzenaugen glühten um uns herum in den Schatten.

„Kamikatzen“, stellte X fest und sah sich nach etwas um, mit dem er seinen Bogen befüllen konnte.

Ich legte die Hand an den Säbelgriff und starrte die Augen beunruhigt an. Sie sahen tatsächlich ziemlich gefährlich aus. Ihre Blicke waren wachsam. Sie schwebten weiter oben über dem Erdboden, als man es von normalen Katzenaugen gewohnt war. Aber besonders beunruhigend fand ich die Tatsache, dass man bei keinem einzigen Augenpaar auch nur einen winzigen Hinweis auf den Rest vom Körper sehen konnte. So, als hätten sie gar keinen Rest vom Körper. Die dunkle Vorahnung bestätigte sich, als sie weiter auf uns zu schlichen. Ohne darüber nachzudenken, hatten wir einen Kreis gebildet und starrten wachsam in die Dunkelheit hinein, die hundertmal so wachsam zurückstarrte. X hatte mangels besserer Einfälle ein paar Stücke Dornengestrüpp in seine Sehne gespannt. Ich hielt den Säbelgriff fest umklammert und die kleine Meerjungfrau ihre Steinfäuste geballt. Sie zuckte mit ihrer Flosse. Lancelot streckte der Nacht seinen Holzspeer entgegen. Sonja tat nichts. Aber die kleine Geisterkatze hatte sich auf ihre Schulter gesetzt und fauchte mit ausgefahrenen Krallen.

„Wartet ab“, sagte ich. „Vielleicht tun sie uns gar nichts.“

Doch genau in diesem Moment kam uns die formlose Wolke aus Dunkelheit so nahe, dass nicht mal ich selbst meinen Rat befolgen konnte.

Als erstes stürzte sich Sonjas Katze ins Gefecht. Sie sprang mit ihren Krallen auf die Kamikatzen los und bis und zerrte an den formlosen

Körpern herum. Geisterkatzen und Geister hatten es dabei wesentlich leichter als ich, stellte ich fest. Ich konnte dem formlosen Übel nichts anhaben, aber es konnte mich mit Dunkelheit umfassen und von den anderen wegziehen. Aus irgendeinem Grund konnte Lancelot sie mit seinem Stock von uns fernhalten, mein Säbel schien sie aber nicht einmal zu berühren.

Dafür bekamen die Geister umso mehr ihre Krallen und ihre Bisse zu spüren. Ich wünschte, ich hätte etwas für sie tun können. Doch selbst wenn ich mich nicht in einer Wolke von vieläugiger Dunkelheit befunden hätte, ich hätte nicht gewusst, was.

Verzweifelt versuchte ich, den Katzen zu entkommen, aber sie jagten mir nach wie wildgewordene Tiger ihrem Opfer. Immer, wenn ich mich einen Meter von einer entfernt hatte, sprang die nächste aus dem Schatten auf mich zu und schlich um mich herum. Ich konnte gerade lange genug davonrennen, um zu sehen, dass die anderen ebenso wenig eine Chance hatten wie ich. Niemand von uns hatte die Kraft zu kämpfen.

Bald würden wir verloren, in dieser Dunkelheit begraben sein...

Mit einem Sprung befreite ich mich eine Sekunde lang von zwei Katzen, die sich auf mich gestürzt hatten – und sah auf einmal einen mächtigen Schatten über unseren Köpfen auftauchen.

Oh nein, nicht noch etwas!, dachte ich.

In diesem Moment landete ein riesiger Vogel neben mir – ein Vogel mit braunem Gefieder und weißem Hals.

Hier, außerhalb des düsteren Waldes, war mir völlig klar, dass das kein Aasgeier war. Sondern ein riesiger, mächtiger Adler, der direkt neben mir landete.

Unter seinen Krallen gefangen hielt er eine Kamikatze. Er beugte seinen Hals und sah mich direkt an. „Steig auf!“, befahlen seine Augen. Und ich wagte es nicht eine Sekunde lang, mich seinem Befehl zu widersetzen.

Kapitel 18: Das Rätsel hinter dem Licht

Mit zitternden Fingern und ohne wirklich zu wissen was ich tat, kletterte ich auf den Rücken des Adlers hinauf. Es überraschte mich fast, dass und wie schnell ich es schaffte, mit meinen zitternden Händen nach oben zu gelangen. Unsicher rutschte ich bis zu seinem Hals hinauf, traute mich aber nicht so wirklich, meine Hände irgendwo an seinem Körper zu platzieren. Das Gefieder unter mir fühlte sich edel, geschmeidig und glatt an. Der Adler drehte seinen Kopf zu mir nach hinten. „Halt dich fest!“, schienen seine Augen mir zu sagen. Ich schloss meine Hände um den Hals herum. Und dann erhob er sich auch schon – und stürzte sich mit seinen Krallen voraus in die Meute der Katzen hinein.

Sie stoben auseinander. Die schwarze Wolke zerteilte sich und langsam nahmen die Tiere wirklich die Form von Katzen an, rauchschwarze Katzenkörper entstanden.

Fauchend strichen sie um den Adler herum, lauernd auf die nächste Gelegenheit zu einem Angriff. Er landete wieder auf dem Boden. Ich bedeutete den drei Geistern, schnell aufzusteigen. Mit überraschten Blicken schwebten sie auf den Rücken des Adlers hinauf. Sira beobachtete uns staunend, wie wir uns zu fünft in die Lüfte erhoben. Dann lief sie uns, falls man das laufen nennen konnte, hinterher bis zum Waldrand, wo sie in der Dunkelheit verschwand. Von hier oben war sie nur noch ein kleiner grauer Fleck.

Wir glitten eine Runde durch die Lüfte, so elegant, wie keiner der Geister unter uns je geschwebt war. Dann stürzte der Adler so schnell wie der Blitz auf die Katzen zu und vertrieb sie mit dem Wind seiner Flügel, bis sie über alle Hügel hinweg flohen und nicht wieder zurückkehrten.

Sanft landeten wir am Waldrand. Der Adler ließ uns wieder herunter gleiten und schüttelte sein Gefieder.

Er schnaubte und warf dem kleinen Hasen einen halb belustigten Blick zu.

„Ein ungefährlicher Ort, Mr. untrügbare Hasennase, der keine Gefahr entgeht? Für einen Angsthasen bist du nicht nur ziemlich mutig, sondern manchmal auch ein wenig übermütig!“, sagten seine Augen in einer Sprache, die wir Anderen nicht verstehen konnten. Aber der kleine Hase senkte schuldbewusst den Kopf. „Ich weiß, ich habe ein bisschen zu viel angegeben, großer Adler.“

Der Adler stupste ihn zum Abschied mit seinem Schnabel an wie einen alten Freund und dann erhob er sich wieder. Wir sahen ihm nach, wie er durch den Himmel davon glitt bis zum Horizont.

„Was war das für ein Adler?“, fragte ich den Hasen, als er nicht mehr zu sehen war.

„Oh, das ist der Meister der Welten.“ Ehrfurcht klang aus seiner Stimme. „Jedenfalls ist das der Name, den man hier am öftesten verwendet. Der Hüter von Ende und Anfang nennt man ihn auch. Er hat sich mir nie vorgestellt und er zeigt sich sehr selten. Aber alle, die ihn kennen, haben großen Respekt vor ihm. Ich würde sagen, wenn es in diesem Land eine Art König gibt, dem alle anderen Oberhäupter der sieben Reiche und der zwölf Städte gehorchen, dann wäre es er. Aber er hat, soweit ich weiß, nie beansprucht, hier wie ein König behandelt zu werden. Er taucht meistens nur auf, wenn jemand von uns in Not ist. Ich weiß, er kann sehr streng sein, aber ohne ihn würde ich nicht mehr leben. Hat mir schon dreimal das Leben gerettet.“ Der Hase legte den Kopf schief, so als würde ihm plötzlich etwas aufgehen.

„Tatsächlich, wenn ich so darüber nachdenke, ist wahrscheinlich er der Grund, dass aus mir so ein mutiger Angsthase geworden ist. Immer, wenn ich dem Tode nah war, ist mir nichts passiert, weil er da war. Da hab ich irgendwann einen Teil meiner Angst verloren.“

„Uns hat er auch schon einmal gerettet“, murmelte ich.

„Er hat euch bestimmt öfter gerettet, als ihr ahnt“, sagte der Hase geheimnisvoll.

„Und wieso sind dann nicht alle Angsthasen mutig?“, fragte Lancelot.

„Eine gute Frage, mein Junge. Ich fürchte, sie fürchten den großen Adler noch mehr als jede Gefahr, in die sie geraten könnten.

Vielleicht halten sie sogar deshalb so großen Abstand zu allen Gefahren. Damit sie ihm nicht begegnen.“ Der Hase seufzte traurig.

„Ich wünschte, sie würden ihn besser kennen.“

An diesem Abend meinte ich noch einige Male, zwischen den friedlichen Zweigen und Ästen des Waldes hindurch etwas Großes über unseren Köpfen kreisen zu sehen. Aber ich war mir nie ganz sicher.

Wir hatten eine ruhige und erholsame Nacht. Irgendetwas hatten die Wälder hier an sich, die freundlichen wie die weniger freundlichen, dass auch die müden Geister etwas neue Kraft schöpfen konnten. Fast so, als hätten sie Schlaf gefunden. Dieser hier hüllte einen in eine wohlige Benommenheit, die ich vielleicht beunruhigend ein wenig gefunden hätte, wäre ich dazu nicht zu müde gewesen.

Einige Wasserflaschen hatte ich nachts in eine Jacke gewickelt in meinen Schlafsack gesteckt und sie waren tatsächlich etwas wärmer geworden. Nicht so warm, dass es angenehm wäre, an einem kalten, nebeligen Morgen mitten im Wald damit zu duschen. Aber doch immerhin so warm, dass ich mich, angesichts der einzigartigen Gelegenheit, dabei ungesehen zu bleiben, schließlich überwand und mir die erste Flasche über Kopf und Körper goss.

Nicht zu vergleichen mit einer richtigen Dusche. Doch zusammen mit Kernseife und Roggenmehl war es ein ganz guter Anfang. In meine tuchartige Picknickdecke eingewickelt, die ich notdürftig zu einem Handtuch umfunktioniert hatte, fühlte ich mich zum ersten Mal seit gefühlten Wochen wieder halbwegs sauber. Es tat unheimlich gut, den ganzen Schweiß loszuwerden. Ich sog den angenehmen Geruch der

Seife in mich ein und befahl mir, mich so schnell wie möglich trocken zu reiben.

Als ich wieder angezogen war, warteten die anderen schon, dass wir endlich aufbrechen konnten. Heute schien wieder ein sehr schnell vergehender Tag zu sein. Die Sonne stand schon viel zu hoch oben für einen morgendlichen Aufbruch. Meine Uhr zeigte an, dass es bereits Nachmittag geworden war.

Wir wanderten kaum eine Stunde lang, da wurde es schon wieder dunkel. Da es Halbmondzeit war und immer noch ziemlich nebelig, konnten wir nicht mehr viel erkennen als den Weg direkt vor uns. Niemandem von uns gefiel das wirklich. Aber wir wollten auch nicht schon wieder eine Pause einlegen. Frisch gewonnene Kräfte müsse man nutzen, sagte der Angsthase und stapfte tapfer weiter durch die Dunkelheit. Wobei er unruhig nach Kamikatzenaugen Ausschau hielt. Doch der kurze Tag schien die meisten Gefahren und Ungefahren so verwirrt zu haben, dass sich kaum eine von ihnen schon wieder draußen aufhielt. Als es dann ein paar Stunden später sehr viel langsamer wieder hell wurde und auch der Nebel davonzog, atmeten wir alle erleichtert auf.

Der Angsthase hoppelte auf einen einsamen Hügel hinauf, um zu sehen, wie weit wir in der Nacht gekommen waren.

„Wir haben fast die Grenze vom Reich der Angsthasen erreicht. Dort drüben, bei der großen Brücke am Horizont leben die mächtigen Langrüssler. Ich hoffe, euer Weg führt euch nicht an ihnen vorbei, denn sie zertreten einen mit einem einzigen Fußtritt, als würden sie einen nicht einmal bemerken, wenn man nicht aufpasst. Als junger Racker war ich einmal dort, nur aus Neugier. Meine Eltern haben mich danach fast totgeprügelt, weil sie so besorgt um mich waren.“ Zum ersten Mal, seit wir unsere Welt verlassen hatten, dachte ich daran, was meine Eltern wohl sagen würden, wenn sie so lange nichts von mir hörten. Oder wenn sie wissen würden, wo ich gerade war.

Aber das würden sie nie erfahren. Wie lange war ich jetzt schon weg? Bestimmt über eine Woche...

„Kommst du denn nicht mit uns mit?“, fragte Lancelot enttäuscht. Er hatte sich ein wenig mit dem Hasen angefreundet. Froh, endlich jemanden in seiner Größenordnung gefunden zu haben, hatte er ihn gestern lachend um einige Hügel herum gejagt, nur um dann von ihm genauso schnell um ein paar andere herumgejagt zu werden.

Der Hase hatte ihm sogar erlaubt, kurz auf seinem Rücken zu reiten, als wir einen Fluss überqueren mussten, über den sich Lancelot sonst nicht hinübergewagt hätte.

Das war eine ziemliche Ehre, denn anständige Angsthasen ließen sich sonst nie auf dieses Niveau herab. Außerdem konnte es gefährlich für ihre Knochen sein, meinte der Hase. Er musste sich auch eine ganze Weile lang gründlich umsehen, bis er sich sicher war, dass kein anderer Hase ihm zusah, bevor er den Jungen aufsitzen ließ.

„Nein.“ Der Hase schüttelte fest seinen Kopf, sodass seine langen braunen Ohren wackelten. „Mein Land werde ich nicht verlassen. Aber bis zu seiner Grenze hin werde ich euch bringen!“

Lancelot ließ ein wenig den Kopf hängen, aber als wir ein paar Meter weiter am Rand des Himmels die Brücke entdeckten, von der der Hase gesprochen hatte, heiterte ihn der Anblick deutlich wieder auf. Es war keine gewöhnliche Brücke, sondern eine halbkreisförmige, die über den gesamten Himmel führte, vom einen Ende des Horizonts bis zum anderen. Wie ein dunkelblauer Regenbogen. Und darauf bewegten sich winzige graue Flecken von der einen Seite zur anderen, die sich beim genaueren Hinsehen als Elefanten entpuppten.

„Das Land der Langrüssler und der Langrüssels besteht aus zwei Teilen“, erklärte der Hase. „Auf der rechten Seite der Brücke – von hier aus gesehen – befindet sich die Stadt der Langrüssler. Auf der anderen liegt die der Langrüssels. Dazwischen ist ein riesiges Meer, das fast so breit ist wie der Horizont selbst. Deshalb brauchen sie auch die Himmelsbrücke, um ihre Freunde und Verwandten auf der

anderen Seite zu besuchen. Um dort rüber zu kommen, muss man aber mindestens ein paar Jahre lang gehen. Außer man erwischt ein Umschaltjahr. Aber heutzutage weiß man hier ja nie, wann mal wieder eines kommt... Von unserem Landstück aus kommt man nur zu der Stadt der Langrüssler hinüber. Die andere Seite wird vom Festland durch einen Meeresarm abgetrennt. Darin sollen Unmengen Seeelefanten leben.“

„Seeelefanten?“

„Entfernte Verwandte der Langrüssels, die ins Meer abgestiegen sind. Man sagt, in der Einsamkeit des tiefen Wassers seien sie nicht gerade freundlich geworden. Darum traut sich auch fast keiner mehr, über dieses Wasser zu fahren. Und ganz hinten, hinter dem großen Gewässer liegt das Reich des Abendrots. Das kennt allerdings kaum jemand, der in diesen Gegenden lebt. Nicht mal die Langrüssler und Langrüssels wissen etwas darüber.“

Lancelots Miene verdüsterte sich bei dem Gedanken an dieses Meer wieder. Auch er hoffte mit all seiner Kraft, dass ihr Weg nicht in diese Richtung führen würde.

Aber zunächst führte er noch durch dieselben hügeligen Wiesen.

Wenig weiter entdeckten wir zwischen zwei Hügeln das zweite Gartentor unserer Reise. Wieder führte unser Weg direkt darauf zu. Aber dieses sah ganz anders aus, als das vor dem Schlossgarten. Es war aus Elfenbein geformt. Elegant geschwungene feine Stäbe, die gleichzeitig so unzerbrechlich wie Stahl wirkten, bildeten ein zierliches Tor, das kaum breiter war als ein schmaler Mensch. Zu seinen beiden Seiten säumte ein kleiner Zaun aus seltsam leuchtendem Gebüsch das riesige Grundstück.

Keine Hecken und kein Irrgarten. Gottseidank.

Sonja schwebte voraus, aber zu unserer Überraschung konnte sie nicht hindurchschweben. Sie prallte gegen eine unsichtbare Wand und taumelte ein paar Schritte rückwärts. Auch sonst kam niemand durch diese unsichtbare Wand hindurch.

X klopfte dagegen. Dann rüttelte er an den Stäben des Tors. Es hatte keine Klinke, dafür ein goldenes Schlüsselloch. Doch es ließ sich durch nichts, was wir versuchten, öffnen.

„Meint ihr, das nächste Tor liegt dahinter?“, fragte X und betrachtete den Garten neugierig. Von hier aus konnte man nur viel grüne Wiese sehen. X versuchte vorsichtig, über das Gebüsch in den Garten zu schweben. Aber auch dort schienen die unsichtbaren Wände ihn einzuzäunen. Kein Durchkommen.

Dafür begann im Gebüsch plötzlich ein Geraschel. Das Leuchten, ein sanfter, goldgrünlicher Schein, wurde an dieser Stelle heller.

X schwebte dicht an den Boden heran betrachtete es von unten. Er sog Luft ein.

„Da sind lauter kleine Wesen drin“, flüsterte er, als er zu uns zurückkehrte. „Lichter mit Flügeln und Schwertern in den Händen...“

Oh, oh. Wir warfen uns beunruhigte (im Fall des Angsthasen war es schon eher ein schwer verängstigter) Blicke zu.

Schwerter klang gar nicht gut. Wenn es sehr viele waren, sollten wir sie lieber nicht verärgern...

Ich war schon dabei, vorsorglich nach meinem Säbel zu greifen. Die letzten Abenteuer steckten mir noch in den Knochen und meine Hände taten das bei jedem Anzeichen von Gefahr schon fast automatisch. Aber dann hob X den Finger. Er beugte sich noch einmal zu den kleinen Wesen hinunter und räusperte sich.

„Verzeiht mir die Frage“, begann er. „Aber ist das hier der Weg zum Tor in die andere Welt?“

Er wich hastig zurück, als plötzlich ein ganzer Schwarm geflügelter Lichter mit ihren taschenmesser großen goldenen Schwertern aus dem Busch herausflatterte.

Vor unseren Augen bildeten sie eine große Kugel, wie eine Art Lichtball, aus der sich eine anmutige, laute Stimme erhob: „Begehrt ihr Einlass in diesen Garten, Fremde?“

Wir nickten zögernd.

„Dann müsst ihr den Schlüssel zum Tor finden.“

Wir sahen uns ratlos um. Irgendwann war X klug genug zu fragen:

„Und wie finden wir den?“

„Ihr findet ihn im Rätsel der Lichter.“

„Was ist das Rätsel der Lichter?“ Sonja blickte die Kugel neugierig an.

„Ein altes Lied einst ward geschrieben,

Nicht viel ist uns davon geblieben,

Ein paar kleine Zeilen nur

Und die Notenschlüsselschnur...“, begannen die Wesen zu singen.

„Ein Lied von Sonnen, Mond und Sternenlicht,

Die, die es hören, sterben nicht,

Die, die es fliehen, sind schon tot,

Und finden doch nie das Abendrot

Zu uns schickt er Erinnerung

Für immer alt, für immer jung

Doch auch er kann nicht für immer sein

Und oft ist er nicht mehr als Schein

Ein kleines Staubkorn, ein winziger Funke

Ein Klang von dieser Melodie,

Der am Himmel lang gewunken

Doch die Sonne sah er nie,

Ein mächtiger Riese mit unendlicher Macht

Ein Hüter der Zeiten, ein Auge der Nacht,

Ein Quell von Leben in toter Welt,

Eine goldene Spitze am Zelt,

*Das ist der Schlüssel zum Tor,
Doch seht ihr ihn nicht,
Steht ihr davor,
Denn Licht verdrängt Licht.“*

„Und was ist da jetzt der Schlüssel?“, fragte X ratlos.
„Ihr müsst ihn finden“, wiederholten die Wesen.
Wir sahen uns an und überlegten. Niemand von uns hatte eine Idee, was dieser geheimnisvolle Schlüssel sein könnte. Es musste sich um eine Art Licht handeln. „Doch seht ihr ihn nicht, steht ihr davor...“
Vor was? Vor dem Tor? Ich trat ein wenig zurück, sodass ich nicht mehr vor ihm stand, und sah mich um. Da waren das Gebüsch, das nun nicht mehr leuchtete, die Wiesen und Flüsse um uns herum, zwei Hügel, der Weg, der hinter uns lag... rein gar nichts, was zum Rätsel passen könnte.
Sira war immer noch fasziniert von den seltsamen kleinen Wesen und davon, dass sie sprechen konnten. Der Angsthase betrachtete die ganze Szenerie besorgt schnüffelnd. Sonja machte eine nachdenkliche Miene und X kickte frustriert einen Stein zur Seite.
Lancelot musterte nachdenklich seinen Stock. Dann hob er ihn plötzlich in die Luft, mit der Spitze nach oben. „Ein Stern!“, rief er.
„Ein Stern ist ewig alt und immer jung.“
Die Wesen schwiegen.
Ich dachte nach. Das ergab Sinn. Sterne schickten nur Erinnerung zu uns auf die Erde, denn wenn wir ihr Licht sahen, existierten sie schon gar nicht mehr. Und deshalb ist er oft auch nicht mehr als Schein oder ein winziger Funke, der vom Himmel winkt, und dabei nie die Sonne sieht. Das passte eigentlich alles.
Aber warum öffneten die Wesen uns dann nicht?
Ich dachte noch einmal an die letzten Verse.
„Steht ihr davor, dann seht ihr ihn nicht... Wir können keinen Stern sehen, weil die Sonne noch scheint - Licht verdrängt Licht. Müssen

wir bis zum Abend warten, bis der erste Stern am Himmel steht?“ Ich seufzte. Das konnte hier ja ewig dauern...

„Warte mal... die Sterne sind ja trotzdem da, auch wenn wir sie nicht sehen, oder?“, fragte Sonja langsam.

Erwartungsvoll sah ich zu ihr hinüber. Sie schien einen Gedanken eingefangen zu haben. Nachdenklich trat sie ein paar Schritte zurück. Und dann zur Seite. Und dann wieder nach hinten. Und dann ganz weit auf die andere Seite. Was machte sie da?

Ich hatte die Hoffnung in ihren Gedanken schon aufgegeben, als sie plötzlich an einer Stelle stehen blieb. Sie war so weit zur Seite gegangen, dass sie jetzt sehr schräg zum Gartentor stand. Eine Weile lang betrachtete sie es. Dann rief sie: „Ich glaub, ich habs!“

Ungläubig traten wir zu ihr hinüber. Und dann sah ich, was sie meinte. Wenn man so auf das Tor blickte, dass man hinter den Wesen hindurchschaute, sah man, wie sich ihr Licht in einem kleinen Punkt zusammenballte. Und wenn man genau an Sonjas Stelle trat, fiel dieser Punkt genau auf das Schlüsselloch. Von dort aus sah das Tor plötzlich aus, als stünde es einen Spalt weit offen. Das wusste ich, weil Sonja langsam begonnen hatte, genau so auf das Tor zuzuschweben, dass sie ihren schrägen Blickwinkel behielt.

Ich stellte mich an die Stelle, wo sie vorher gestanden hatte. Mit offenem Mund sah ich das Tor an. Und dann folgte ich, ebenso langsam und vorsichtig, Sonjas Linie. Es war schwierig, gleichzeitig gerade auf das Tor zuzugehen und es dabei nicht aus den Augen zu lassen.

Sonja schwebte diesmal ungehindert hindurch. Für mich war es nicht ganz so einfach. Ich musste das Tor ein Stück weiter aufschieben, ohne dass sich der Punkt dabei vom Schlüsselloch wegbewegte. Als es gerade weit genug offen war, zwängte ich mich erleichtert hindurch. X folgte mir wesentlich eleganter und hielt grinsend das Tor für seine Nachfolger auf. Die dadurch auf weniger komplizierte Weise einfach hindurch gleiten bzw. schweben oder hoppeln konnten.

Und dann waren wir im nächsten Garten voller Mysterien angelangt.

Kapitel 19: Der Drache, der Adler und der Zwerg

Der Weg schlängelte sich durch einen Garten mit einer Wiese, so grün, dass man meinte, sie leuchte fast. Überall lagen wundersame Dinge herum, wie strahlende Kugeln, deren Oberfläche sich zu bewegen und seine Farben zu verändern schien. Oder meterhohe Fontänen goldenen Wassers, dass immer wieder überraschend aus Löchern oder Figuren herausspritzte. Einmal traf es Lancelots Speer. Die Stelle, auf der es landete, glänzte von da an golden. Er tauchte seinen Finger hinein und leckte es ab. „Schmeckt wie Sternenstaub!“, meinte er verträumt. Ein Schwarm glühender Libellen flog an uns vorbei, während wir unter den Wurzeln eines Baumes hindurchspazierten, der mitten in der Luft wuchs. Danach mussten der Hase, Sira und ich die dicke, gewölbte Wurzel eines anderen Baumes benutzen, um über einen kleinen Fluss hinübergehen zu können. Lancelot traute sich nur in sehr hohem Bogen darüber zu schweben. Insgesamt gefiel uns der Garten bisher von allen Teilen unserer Reise deutlich am besten. Er war zauberhaft, aber schien nicht gefährlich zu sein, sondern friedlich und schön.

Wir kamen auch an schmalen Gleisen vorbei, zu groß für eine Spielzeugeisenbahn und eindeutig zu klein für einen echten Zug. Wir mussten über sie hinüberspringen, was unser kleiner Angsthase nicht wagte, ohne sich dreimal nach beiden Seiten umzusehen, ob nicht gerade ein Zug kam. Aber ein Zug war nirgends zu sehen. Wir folgten den Bahngleisen weiter in den Garten hinein. Sie schienen um einen Hügel herum zu führen und... in ihn hinein. Der Hügel war kein Hügel, sondern eine Höhle. Lancelot steckte neugierig seinen Kopf hinein.

„Leer!“, rief er uns zu. „Die Gleise verschwinden da drinnen in einem Tunnel. Ahh, ist das heiß!“

Er zog seinen Kopf wieder aus der Höhle heraus und schwebte zu uns zurück.

„Ich will wissen, wo die Gleise hinführen!“, rief X. „Lasst uns nachschauen!“

„Meint ihr nicht, wir sollten einfach weiter den Weg entlanggehen?“, warf ich zweifelnd ein. „Wer weiß, was da drinnen lauert!“

„Ach was!“, meinte X mit seiner alten fröhlichen Abenteuerlust. „Da ist schon nichts drinnen. Der Garten ist doch echt ein friedlicher Ort! Es kann ja nicht überall Gefahr lauern!“

Und irgendwie machte es mich glücklich, ihn mal wieder unbeschwert zu erleben, sodass ich widerspruchslos nachgab.

Wir streckten alle unsere Köpfe in den Höhleneingang hinein. Es war tatsächlich sehr heiß da drinnen. Alle paar Sekunden kam ein besonders heißer Luftstoß auf uns zu. Der Hase schnüffelte misstrauisch. „Diesen Geruch kenne ich irgendwo her!“, sagte er aufgeregt. „Oh, oh. Der bedeutet nichts Gutes. Oh nein, oh nein, oh nein. Bleiben wir lieber draußen!“

Aber ohne auf ihn zu hören ging X noch ein paar Schritte weiter in die Höhle hinein und versuchte, im Dunkeln zu erkennen, wohin die Gleise liefen. Aber man sah nicht viel, außer dass sie weiter in den hinteren Teil der Höhle führten.

„Ich halte am Eingang Wache“, murmelte der Hase. „Natürlich hört wieder niemand auf mich. So ist das Leben als Angsthase. Immer werden deine Ängste unterschätzt. Und am Ende darf dann nicht mal sagen, man hätte es ja gesagt. Obwohl man das hat, ja, ich hab es eindeutig gesagt!“

Langsam stieg auch uns weniger Feinnasigen der Geruch in die Nase. Es roch leicht verbrannt und ein wenig nach angekokeltem Gummi oder so. Ich rümpfte die Nase. Wenn ich ehrlich war, ich fand auch, dass das nichts Gutes bedeuten konnte. Aber folgte ich X weiter hinein. Wenn auch mit klopfendem Herzen.

Wir stellten fest, dass die Gleise ein paar Schritte weiter eine Kurve machten – und zwar nach unten. Ich stolperte einen Schritt zurück. Doch X ließ sich die Ruhe nicht nehmen. Er schwebte bis zum Abgrund und beugte sich nach vorne.

Mit einem Mal hatte ich das Gefühl, dass wir nicht alleine in dieser Höhle waren. Dort, am Rand, im Schatten hatte sich etwas geregt. Etwas Dickes und ziemlich Großes.

„X!“, flüsterte ich warnend. Aber er schien gefesselt zu sein von dem Anblick dessen, was immer dort unten lag.

„Seht mal!“, rief er, viel zu laut für meinen Geschmack.

„X, lass uns verschwinden! Jetzt sofort!“

Doch auch Sonja war neugierig nach vorne geschwebt und hatte sich nach unten gebeugt. Ich sah ängstlich zu dem Schatten hinüber. Zu meinem Entsetzen blickte er zurück. Zwei feurige gelbe Schlitzaugen mit Schuppen an ihren Rändern blinselten mich an. Und obwohl ich noch nie einen gesehen hatte, wusste ich, von welchem Wesen sie stammten. Das waren eindeutig Drachenaugen.

„X!“, schrie ich. „Komm zurück! Da ist ein Drache!“

Bei meinem Ruf stieß der Hase ein entsetztes Quieken aus. Lancelot klammerte sich ängstlich an den Höhleneingang.

Aber X bewegte sich nicht. Er und Sonja sahen immer noch wie gebannt dort hinunter.

„Das musst du dir ansehen!“, murmelte er verzaubert.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und rannte zu den Beiden hinüber. „Da ist ein verdammter Drache! Kommt hier raus!“, brüllte ich direkt in ihre Ohren. Aber keiner von beiden schien mich auch nur wahrzunehmen. Und dann setzten sich die beiden Augen in Bewegung. Mit ihnen trat ein schuppiger Kopf und schließlich ein riesiger Körper mit zwei haushälftenbreiten Flügeln ins Licht.

Der Drache war feuerrot, aber je nach Licht glänzten seine Schuppen auch wie dunkle Rubine. Wäre sein Blick nicht so furchteinflößend

und seine Haltung nicht so bedrohlich gewesen, hätte man ihn schön finden können.

Aber sein Blick war verdammt furchteinflößend und seine Haltung äußerst bedrohlich.

Schritt für Schritt tapste er näher heran. Ich blickte zwischen ihm und meinen Freunden hin und her, ohne zu wissen, was ich tun sollte. Er bewegte sich direkt auf sie zu. Mich würdigte er keines Blickes.

Ich zog meinen Säbel und versuchte, so hoch zu springen, dass ich seine Schnauze erwischen konnte. Oder er mich zumindest bemerken würde. Aber keine Chance. Er tapste weiter.

Plötzlich flitzte durch die Luft etwas Weißes an mir vorbei.

Lancelot sprang vor den Drachen, der nur noch einen Meter von unseren Freunden entfernt war. Er schwebte einige Meter hoch in die Luft und stach mit seinem Stock auf den Drachen ein. Zuerst reagierte das riesige Tier nicht. Aber dann traf der Stock einige Male seine Nüstern und seine Augen.

Was tat Lancelot denn da? Er konnte doch nicht alleine einen Drachen aufhalten! Ich musste irgendetwas tun. Aber der Schreck ließ mich völlig erstarren. Hilflos sah ich dem kleinen Jungen bei seinem Kampf zu.

Lancelot hieb weiter auf das Drachenaugen ein. Der Drache blinzelte und hielt kurz inne. Er schnappte nach dem Geist. Das weckte mich aus meiner Starre. Wild entschlossen zog ich meinen Säbel und hieb damit auf die Füße des Drachen ein.

Endlich nahm er Notiz von mir. Er versuchte, mit seinem Flügel nach mir zu schlagen. Gerade rechtzeitig wich ich aus. Bevor er ein zweites Mal ausholen konnte, hieb ihm Lancelot direkt ins Auge.

Das war ein Fehler. Der Stab blieb mit der Spitze darin stecken. Der Drache schlug wild mit dem Schwanz um sich und hob zu einem lauten Gebrüll an.

Lancelot versuchte, an seinem Stock zu ziehen. Der Drache schnappte abermals nach ihm und blies ihm einen Stoß Feueratem ins Gesicht.

Lancelot schrie ebenfalls auf und floh an die hintere Höhlenwand. Aber dann flog er entschlossen wieder zurück und packte noch einmal seinen Stab. Dabei brach er ab. Entsetzt starrte er seine Waffe an. Er warf das eine Ende weg und packte das andere mit der Spitze mit beiden Händen. Mit seinen Füßen stemmte er sich gegen den Drachenkopf. Er rüttelte und zerrte. Aber der Stock bewegte sich nicht.

Der Drache schlug noch wütender um sich. Er stieß ein Gebrüll aus, so laut, dass die Decke der Höhle vibrierte und zu bröckeln begann. Sein Schwanz erwischte X. Dieser taumelte und wäre fast den Abgrund nach unten gefallen.

Das schien ihn endlich wach zu rütteln. Überrascht sah er sich um. Dann starrte er ziemlich entgeistert den Drachen an, der brüllend und schwankend vor seiner Nase stand.

„Renn weg, du Idiot!“, schrie ich so laut ich irgendwie konnte. Ich erwischte mit meinem Säbel den rechten Flügel des Drachen. Dabei schlitze ich in dessen empfindliche Haut einen großen Riss hinein. Der Drache hob den Kopf und brüllte noch lauter. Er stieß so viel Feuer aus seinem Rachen heraus, dass die halbe Höhlendecke davon erfüllt wurde. Ich sah eine blutrote Schmerzträne aus seinen Augen quellen. Er wandte sich wütend um. Und dann fanden seine Schlitzaugen mich.

Auf einmal sah ich mich ganz alleine einem Drachen gegenüber. Er richtete sich vor mir zu seiner ganzen Größe auf. Der Blick seiner verengten Augen ließ keinen Zweifel daran, was er als nächstes tun würde: mich in der Luft mit seinen Klauen zerfetzen und meine Reste in Asche verwandeln.

Aber weder er noch ich hatten mit Lancelot gerechnet. Der setzte sich einfach blindlings auf die Augen des Drachen. Verwirrt hielt dieser inne. Scheinbar war es nicht so leicht, durch einen Geist hindurchzusehen, wenn der einem so nahe vor die Augen schwebte. Er versuchte, Lancelot mit seiner Pfote wegzuwischen. Aber sie fuhr

zu meiner Erleichterung einfach durch ihn hindurch. Und dann zerrte der kleine Geisterjunge zwischen seinen Beinen wieder an dem Stock im Auge des Drachen. Der brüllte nochmal vor Schmerz und beugte seinen Kopf nach hinten. Als müsste er mit dem Stock mitgehen, sobald man den bewegte. Lancelot zerrte nach links und wieder ging der Kopf mit. Dann nach rechts. Und dann hängte der Junge sich so an den Stock, dass der Drache ihm nach vorne Richtung Höhlenausgang folgte. Er steuerte ihn wie mit einem Lenkhebel auf die frische, kühle Luft zu – und weiter durch den Ausgang hinaus.

Dabei drehte er einige Kurven nach links und nach rechts, was den Drachen verwirrte und furchtbar wütend machte. Draußen atmete er einen solchen Sturm an Feuer aus, dass Lancelot schreiend zurückgeworfen wurde. Und was von seinem Stock übriggeblieben war, mit ihm in seinen Händen. Der Drache sah sich mit wildem Blick nach seinen Angreifern um.

Lancelot fing sich wieder, obwohl sein Gesicht noch immer schmerzverzerrt war. Er steuerte ein weiteres Mal auf den Drachen zu. Diesmal kam ihm X zu Hilfe, der ohne lange zu überlegen einen großen Stein in seine Sehne gespannt hatte. Dieser traf windgesteuert den Drachen auf seinem unverletzten Auge. Das Untier steuerte jetzt wutentbrannt auf X zu, wurde aber wieder von Lancelot abgelenkt, der sich abermals auf sein Auge setzte. Er versuchte, den Jungen abzuschütteln und wegzublitzeln. Aber der klammerte sich mit zusammengebißenen Zähnen an das scharfkantige Augenlid. Als der Drache zu einem weiteren gewaltigen Feuerstoß ansetzte, ertönte plötzlich eine durchdringende Stimme vom Boden, die uns alle, Angreifer wie Verteidiger, einen Moment lang in unserer Bewegung innehalten ließ.

Dort stand ein halbmenschgroßer Gartenzwerg vor uns, der einen breiten Spaten in der Hand hielt.

„Na, na, na, was soll denn der Lärm?“, fragte er missmutig. „Kann man hier denn keinen Mittagsschlaf mehr halten?“

Wir alle starrten ihn verblüfft an. Der Drache zuckte unruhig mit seinem Schwanz.

„Mulu, du großes Ungeheuer!“, schimpfte der Zwerg und drohte dem Drachen mit seinem Spaten. Dieser senkte den Kopf und wich zurück. „Du sollst in deiner Höhle bleiben und die Menschen in Ruhe lassen! Was hast du wieder getan! Nichts als Ärger hat man mit diesem Garten. Von wegen friedlich, pah.“

Der Drache fauchte. Aber der Zwerg schlug furchtlos mit dem Spaten auf ihn ein und trieb ihn wieder in die Höhle zurück, als sei er sein persönliches Haustier.

Sonja war inzwischen, vom Lärm aus ihrem Bann gerissen, auch wieder aus der Höhle herausgekommen.

Dankbar für unsere Rettung blickten wir zu dem Zwerg hinüber. Und ich meinte, aus dem Augenwinkel weit oben etwas über unseren Köpfen Kreise ziehen zu sehen. Aber als ich hinauf sah, war es schon zu einem kleinen, braunen Punkt am Horizont geschrumpft.

Der Zwerg hatte die Hände in die Hüften gestemmt und musterte uns misstrauisch.

„Na, ihr seid mir aber mal eine seltsame Gruppe. Hätte nicht gedacht, mal einen Angsthasen so nahe an einem Drachen zu sehen. Oder einen Geisterjungen auf einem reiten. Oder ein Menschenmädchen hier in die Nähe meines Gartens kommen. Schon gar nicht mit einem Säbel des Abendrots in der Hand. Weißt du eigentlich, was für eine mächtige Waffe du da hast? Ohne den hättest du die Reise bis hier her bestimmt nicht überlebt, es sei denn, der große Adler selbst hätte dich hier abgesetzt. Und ist das etwa ein Halbmondbogen? Und eine Sternenspitze?“

„Wir hätten auch nicht gedacht, mal einen Zwerg einen Drachen mit einer Gartenschaufel vertreiben zu sehen“, erwiderte X. Der Zwerg lachte leise. „Keine schlechte Antwort, Sohn des Mondes, keine schlechte Antwort. Aber was habt ihr in dieser Höhle zu suchen? Wenn ihr zum Tor wollt, folgt gefälligst dem Weg und bringt nicht so

eine Unruhe hier herein! Ich habe wieder die ganze Zeit Ärger deshalb! Und wenn ihr nur auf der Suche nach Abenteuer seid, dann sucht sie wo anders. Weit weg von mir am besten. Die liegen hier in der Gegend überall herum. Man stolpert direkt drüber, wenn man nicht aufpasst.“

„Das ist ihr Garten?“, fragte ich.

Der Zwerg sah mich aus zusammengekniffen Augen heraus an. Dann verbeugte er sich spöttisch.

„Drilldill, Meister und Gärtner hier im Garten der leisen Lady. Zu ihren Diensten. Oder auch nicht. Je nachdem, wie viel Ärger diese Dienste machen werden.“

„Wir bemühen uns, ab jetzt vorsichtiger zu sein“, versprach Sira diplomatisch. „Wir wollten nur kurz sehen, wohin die Gleise führen.“ Der Zwerg kratzte sich missmutig am Bart.

„Oh ja, das wollen alle, die vorbeikommen.“

„Was... was war das da unten?“, flüsterte Sonja und warf aus glänzenden Augen einen Blick zurück zur Höhle.

„Wenn ihr meinen Rat wollt, etwas, wovon ihr euch in Zukunft besser fernhaltet“, warnte Drilldill. „Man nennt es das Wasser der Wünsche.“ Und wie auf Kommando drang ein Geruckel aus der Höhle, dem ein kleiner Wagon folgte, der auf den Gleisen aus der Höhle heraus und durch den Garten hindurch sauste.

Auf ihm hatten die verschiedensten Dinge gelegen, aber er war zu schnell vorbeigefahren, als dass man sie eingehender hätte bestaunen können.

„Von hier aus werden die Menschen mit ihren Träumen beliefert. In der Nähe von solchen Orten halten sich öfter mal Drachen der Gier bereit. Sie lauern allen auf, die sich von ihren Träumen und Wünschen zu sehr gefangen nehmen ließen.“

Sein grimmiger Blick streifte X und Sonja, die schuldbewusst die Köpfe senkten.

„Mulu riecht es über tausende Kilometer hinweg, wenn ein Traum einem Herzen sehr zusetzen wird. Und dann will er den Wagons folgen und sich in den Herzen dieser Menschen einnisten wie seine Artgenossen es tun. Aber er wurde vor langer Zeit in diese Höhle verbannt und darf sie eigentlich nicht verlassen. Hätte er sich noch weiter von ihr entfernt, als er es gerade getan hat, hätte ihm Schlimmes gedroht.“

X sah enttäuscht zur Höhle zurück. Doch dann leuchteten seine Augen plötzlich wieder auf.

„Ist das das Tor, das wir suchen?“, fragte er aufgeregt. „Der Geist des klugen Rates meinte, es wäre eine Art besonderer Teich. Das ist doch ein Teich da unten.“

„Oh, ihr habt unterwegs die Weisheit getroffen? Das sieht man euch aber nicht gerade an. Nein, das ist ganz sicher kein Tor, dass an einen guten Ort führt. Wenn ihr an den Ort wollt, wo eure Sehnsüchte wirklich erfüllt werden können, folgt ihr wie gesagt am besten dem Weg und lasst den Garten hier in seinem hart erkämpften Frieden!“

„Und was ist das hier für ein Garten?“, fragte ich.

Der Zwerg seufzte entnervt.

„Oh, ich hatte ganz vergessen, wie unerträglich neugierig die Menschen doch sind. Es ist der Garten der leisen Lady. Wie schon gesagt.“

„Wer ist die leise Lady?“ Lancelot schien sich langsam von seinem Kampf zu erholen. „Kann man sie sehen?“

„Man kann sie durchaus sehen, oh ja. Aber sie lässt sich kaum blicken. Und jetzt fort mit euch, zurück auf den Weg, lasst ehrliche Gartenzwerge gefälligst in Ruhe ihre Arbeit machen!“

Wir murmelten noch ein leises Dankeschön und dann noch ein Auf Wiedersehen. Dann machten wir uns schnellstmöglich auf den Weg.

Der Rest des Gartens war wirklich sehr friedlich und schön. Als wir entlang des Weges weiter zwischen den Hügelfüßen hindurchwanderten, entdeckte ich sogar einige der Blumen wieder, die wir bei unserem Weg in das Land hinein gesehen hatten. Die Sonne strahlte freundlich am blauen Himmel und ich begann, unsere Wanderung wirklich zu genießen.

„Sieh mal, da ist deine Lieblingsblume!“

Sonja machte mich auf die kleine dunkelblaue Blüte aufmerksam, die sich drehte wie ein rauschendes Ballkleid und dabei Funken sprühte. Erstaunt blickte ich hinüber. Ich hatte nicht gedacht, dass sie mir damals zugehört hatte, als ich ihr das gesagt hatte... Aber scheinbar bekam sie mehr mit, als man so dachte.

Der Weg führte auch an kleinen Häuschen mit ziegelrotem Dach und kleinen quadratischen Holzfenstern vorbei, aber wir konnten nicht sehen, wer darin lebte. Vielleicht weitere Zwerge?

Wir hielten alle Ausschau (Lancelot ein wenig beunruhigt) nach einem Teich oder einer anderen Art von Gewässer, konnten aber nirgends eines finden. Bis auf die goldenen Fontänen. Aber auf sie schien die Beschreibung ‚Gewässer‘ nicht so ganz zuzutreffen. Dafür sahen wir bronzene Statuen von Frauen, die mutig ihren Stab in die Höhe reckten oder von Gänsen, die durch den Garten liefen und auch eine von einem großen Adler, der mit einem Drachen rang und ihn schließlich niederzwang. Ein paar Mal sahen wir die Schienen wieder und manchmal sogar einen kleinen Wagon voller Wünsche und Träume auf ihnen entlangrattern. X konnte jedes Mal kaum den Blick davon wenden und Sonja seufzte dann immer sehnsüchtig. Als wir fast schon zu glauben begannen, der Garten nähme niemals ein Ende, bogen wir um eine Kurve.

Und da sahen wir vor uns eine große Mulde im Boden, um die herum Bäume wuchsen, außerdem viel hellgrünes Gebüsch und auch eine große Weide, die ich misstrauisch beäugte. Grasbüschel wuchsen an

Kapitel 20: Das Wasser der Wunden

ihrem Rand, aber kein einziger Halm sprießte in der Mulde drinnen. Und in der Mitte, mitten in der Luft, schwamm eine Seerose.

„Sieht aus, als wäre hier ein Gewässer gewesen“, sagte X und blieb stehen.

„Oder als wäre hier immer noch eines“, fügte der Angsthase hinzu und beäugte die Mulde mit schräggelegtem Kopf. Lancelot trat erschrocken ein paar Schritte zurück.

Rätselnd standen wir um die Mulde herum. Als keine Traurigkeit mich zu erfüllen begann, wagte ich es, mit beträchtlichem Abstand zur Weide, näher an die Grube heranzutreten.

Es sah tatsächlich aus, als wäre unsichtbares Wasser darin. Die prächtige blassrosa Seerose wankte leicht hin und her, als würde sie von sanften Wellen getragen werden.

X hob testweise einen Stein vom Wegrand auf und warf ihn hinein. Ganz leise nur machte es „platsch!“. Langsam versank der Stein in der Luft und landete schließlich sanft am Boden. Ein äußerst seltsamer Anblick.

„Meint ihr, man kann ihn im Mondlicht sehen, so wie das Schloss?“, fragte Sonja nachdenklich.

Sie trat einen Schritt näher heran, sodass ihre Zehenspitzen schon über den Teichrand ragten. Und dann weiteten sich ihre Augen, als hätte sie etwas entdeckt. Ich folgte ihr und blickte ebenfalls nach unten.

Und da sah ich, was sie meinte. Mitten in der Luft sah ich unsere wankenden, durch die leichten Wellen verzerrten Spiegelbilder. Im Wasser sahen wir allerdings irgendwie schöner aus. So, als würden wir leuchten. Ich wirkte dort drinnen wie eine mutige Kriegerin mit zwei Flammen in den Augen, die nichts aufhalten konnte, wenn sie sich für Gerechtigkeit und die Menschen dieser Welt einsetzte. Nicht wie eine ungeduschte Zehntklässlerin mit wirrem Haar, die in Stofftücher schnäuzte und es nicht einmal wagte, mit ihren Mitschülerinnen zu reden.

Sonja sah aus, wie eine Elbe, eine Königin mit so viel Anmut und Weisheit in ihren Augen, dass man auf jeden Rat von ihr gehört hätte. Und viel weniger nach einem verrückten Geistermädchen, das Dinge sah, die es nicht gab und ständig auf den Boden starrte.

„Die wichtige Frage ist, ob das das zweite Tor ist“, warf X ein.

„Ich schätze mal, das ist es“, sagte ich.

Der kleine Hase nickte und die Meerjungfrau betrachtete fasziniert das Wasser, das sie nicht sehen konnte.

„Sollen wir dort hineingehen?“, fragte Lancelot ängstlich.

„Ich schätze, das müssen wir.“

X starrte in den Teich hinein und seine Mundwinkel verrieten mir, dass er ihn plötzlich überhaupt nicht mehr faszinierend und schön, sondern eher bedrohlich fand. Der Garten kam ihm längst nicht mehr so friedlich vor. „Ich sehe jedenfalls keine andere Möglichkeit, das als Tor zu benutzen.“ Auf einmal drehte er sich um. Seine Augen weiteten sich. Ich fuhr herum und folgte seinem Blick.

Da stand sie. Die leise Lady. Niemand von uns hatte bemerkt, wie sie gekommen war. Aber wir alle wussten, das war sie.

Sie trug ein leichtes, goldgrünes Kleid, das sich im Wind wiegte wie Wiesengräser. Ihre Haare waren lang und rötlich und flossen in Wellen an ihr herab bis zur Mitte ihres Rückens. Irgendwie erinnerte sie mich an die Seerose im Teich. Sie stand in einigen Metern Entfernung zwischen den Bäumen und lächelte uns zu. Es war ein warmes, freundliches Lächeln.

„Du hast Recht, Sohn des Mondes.“

Sie trat einen Schritt weiter auf uns zu.

„Wenn ihr durch dieses Tor hinübergehen wollt, müsst ihr das.“

X schluckte und Lancelot versteckte sich ängstlich hinter einem Baum.

„Was ist das für ein Teich?“, fragte Sonja neugierig. Ihre Miene war gefasst, aber ich sah, wie ihre Hände zitterten.

„Das ist das Wasser der Wunden, meine Liebe.“

„Das Wasser der Wunden?“ Der kleine Hase war zu uns hinübergehoppelt, um sich am Gespräch beteiligen zu können.

„Das Wasser, dass alle Wunden heilen kann. Das zweite der Tore in das wunderbare Land der Ruhe, wo von Wunden nicht gesprochen und wo alles Leid vergessen sein wird. Es besteht aus den Tränen der Trauerweiden.“

„Ist es nur im Mondlicht sichtbar?“

Sie schüttelte den Kopf, was Wogen durch ihr Haar gleiten ließ, die genauso sanft aussahen, wie die Wellen im Wasser.

„So tief drin in der Welt zwischen den Welten ist alles Licht Mondlicht. Diese Welt ist die Welt der Spiegel und der Schatten und für die Kinder des Mondes wurde sie geschaffen als Brücke. Was hier existiert, existiert nie so, wie ihr das Wort existieren versteht. Es ist nur der Spiegel von etwas Echtem. Es ist noch nicht ganz real, wie das Ende eines Traumes, aus dem nur manche hinausfinden. Und dennoch ist es schon realer als alles, was die Söhne und Töchter der Erde kennen. Das Wasser des Teichs hier jedoch gehört zu den Dingen, die noch viel unsichtbarer sind als das, was sich nur vor den Augen des Sonnenlichts verbirgt.“

Ihre Worte klangen geheimnisvoll, aber irgendwo tief in mir schienen sie einen Sinn zu ergeben, der sich meinem Verstand noch nicht erschloss.

„Das ist also das Tor?“, fragte X und es kam mir vor, als wollte er noch ein wenig Zeit mit Fragen vertreiben, bevor er sich diesem Wasser stellen musste. In seiner Stimme schwang dieselbe Panik mit, die ihm vor dem Spiegel im Gesicht gestanden war.

„Ja, mein Sohn, das ist das Tor. Und deine Sorge ist berechtigt. Es wird sehr schwierig werden, dort hindurch zu gehen.“

Sie klang ernst, als sie das sagte, und sah ihm dabei direkt in die Augen. „Nicht viele schaffen es, hinein zu gehen. Aber nicht einmal alle, die das schaffen, kommen durch dieses Wasser auf die andere Seite. Ich wünsche euch viel Glück.“

„Wenn ich es schaffe, komme ich in das Land der Ruhe?“, fragte Sonja, der jetzt die Angst ebenfalls bis ins Gesicht gekrochen war. Die leise Lady schüttelte langsam den Kopf.

„Es gibt nie eine Garantie, dass man in das Land der Ruhe kommt, wenn man diese Welt verlässt. Nicht viele sind es, die noch auf der Erde festhängen, nachdem ihr Ende kam. Viele, viele andere gehen bei ihrem Tod mitten auf den großen Abgrund zu, der sie verschlingen will. Da ist noch ein zweites Reich hinter den Toren des Todes, nicht nur das Land der Ruhe. Man kann nur hoffen, dass man sie auf der anderen Seite noch vor dem Abgrund retten kann.“

„Und woher wissen wir, dass wir nicht auch dorthin gehen werden?“, fragte Sonja besorgt.

„Du kannst es nicht wissen, mein Kind. Du hast nur diese zwei Möglichkeiten: Entweder du hängst auf dieser Erde fest und fliehst, bis die bestehende Welt ihren Untergang findet - oder du gehst hier hindurch und siehst, wo du stehst. Es ist deine Entscheidung, was du tun willst. Triff sie weise.“

Sonja atmete tief durch, als würde sie sich für etwas wappnen. Die leise Lady lächelte ihr ermutigend zu. „Hab Vertrauen, mein Kind.“

„Kann ich nicht auch dort hindurchgehen?“, fragte Sira leise und sah die Dame hoffnungsvoll an.

Diese warf ihr ein verständnisvolles Lächeln zu. „Nein, meine Tochter. Für dich führt kein Tor des Todes hinüber in die andere Welt. Du kannst nicht sterben wie die Sterblichen sterben.“

Sira ließ enttäuscht ihren steinernen Kopf hängen, wobei die langen Haare fast bis zum Boden hinunterreichten.

„Für dich, Tochter des Meeres, ist ein anderer Weg bestimmt, in ferner Zukunft, wenn deine Zeit sich erfüllt hat.“

Sira hob den Kopf wieder ein wenig höher. „Welcher Weg?“

„Auch du hast eine Seele, mein Kind, und auch du wurdest an einem nur halb zeitlosen Ort geschaffen, das heißt, auch du hast die Ewigkeit

noch nicht in dir. Du denkst, du bist für immer ausgeschlossen vom Land der Ruhe, aber nichts, was eine Seele hat, ist ausgeschlossen, wenn es sich nicht selbst ausschließt. Wenn es wirklich dein sehnlichster Wunsch ist, dann denke ich, wird der Tag bald kommen, an dem auch du eine Reise antreten wirst in die andere Welt hinüber. Bis dahin – wenn du willst, kann dich dieses Wasser zurückbringen zum Schloss. Dort kannst du wieder deinen Platz einnehmen und deine Aufgabe erfüllen, bis für dich der Zeitpunkt da ist.“

„Woher weiß ich, dass der Zeitpunkt da ist?“, fragte Sira.

„Du wirst es wissen.“

Die kleine Meerjungfrau seufzte tief. Aber neben der Sehnsucht lag in diesem Seufzer jetzt ein Funke von Hoffnung und Vorfreude. Sie blickte lange zu dem Wasser hinüber und dann zu uns.

Ihr Blick sagte uns, dass der Abschied gekommen war.

„Ich danke euch. Ich bin wirklich froh, dass ich auf eure Reise ein Stück mitgekommen bin und etwas von dieser Welt sehen konnte. Ich hoffe, wir sehen uns in der nächsten irgendwann wieder.“ Und wir umarmten sie alle reihum mit schweren Herzen, so schwer, als seien auch wir aus Stein gemacht.

Dann glitt sie auf ihrer Schwanzflosse zu dem friedlichen Teich hinüber. Nach einem letzten Blick zurück, sprang sie kopfvoraus mitten hinein. Wie sie auf der anderen Seite aus dem Spiegel wiederauftauchte, und wie sie sich dort, vielleicht ein wenig länger als nötig gewesen wäre, einen erbitterten Kampf mit einer inzwischen gewachsenen Schar von Raben lieferte, bevor sie glücklich zu ihrem Sockel zurückkehrte, das konnten wir nicht mehr sehen.

Wir schwiegen eine Weile und blickten ihr hinterher. Ich würde ihr fröhliches Geplapper wirklich vermissen. Auch wenn es mir unterwegs manchmal ein bisschen auf die Nerven gegangen war... Sonja brach das Schweigen als erste.

„Darf ich noch etwas fragen?“, fragte sie schüchtern.

Die leise Lady lächelte. „Sprich, mein Kind.“

„Warum ist es so schwierig, dort hindurchzugehen? Wenn das Wasser Wunden heilen kann, ist das doch etwas Gutes?“

„Das stimmt, es ist etwas sehr Gutes. Aber manchmal können Menschen gerade das Gute nur schwer akzeptieren, weil sie das Schlechte gewohnt sind.“

Sie seufzte und es war der tiefe Seufzer von jemanden, der all die hässlichsten Seiten der Menschheit und auch ihre schlimmsten Verletzungen gesehen hatte.

„Wenn man seine Wunden waschen will, muss man sie dazu erst einmal zeigen. Sie aufdecken. Sich öffnen und das Wasser hineinlassen. Für manche ist es schon zu viel, einfach zu schmerzhaft, überhaupt einzugestehen, dass sie da sind, weil sie in der Welt da draußen nur überleben konnten, wenn sie sie ignoriert haben. Ihr habt schon in den Spiegel der Wahrheit geschaut, nicht wahr? Ihr kennt euer wirkliches Gesicht. Das macht diesen ersten Schritt schon einmal einfacher. Aber noch viel schmerzhafter wird es sein, euch heilen zu lassen. Wenn das Wasser deine Seele berührt, wenn du es bis dorthin vordringen lässt, wirst du das Gefühl haben, vollkommen nackt zu sein. Es wird ein Schmerz sein, der brennt, wie wenn man in Flammen steht. Du wirst den ganzen Schmerz, den du in dir vergraben hast, noch einmal durchleben müssen. Doch diesmal wirst du dabei heilen. Bist du dafür bereit?“

Sonja sah lange in die Sterne und dachte nach. Schließlich nickte sie. Aber ihr blasser Körper war dabei so blass wie er nur irgendwie werden konnte. Große Angst stand in ihren Augen. „Ich glaube schon.“

Die leise Lady betrachtete sie prüfend und nickte dann ebenfalls langsam.

„Es ist Zeit“, sagte sie. „Wenn ihr hindurchgehen wollt, müsst ihr es jetzt versuchen. Bevor es Nacht wird.“ Sie warf dem Himmel einen Blick zu.

Die drei Geister sahen sich unsicher an. Alle drei schienen auf ihre Art Angst zu haben. Lancelot vor allem vor dem Wasser, X vor dem, was auf ihn zukam und davor, nicht die richtige Entscheidung treffen zu können. Aber zu meiner Überraschung hatte Sonja die allergrößte Angst. Sie zitterte am ganzen Körper wie ein Blatt im Wind und klammerte sich an einen Ast fest.

X trat vor. „Ich will es versuchen.“

Die leise Lady lächelte ihm ermutigend zu. Sie zog eine Flasche hervor und kippte ein winziges Bisschen von ihrem Inhalt in die Grube. Plötzlich füllte der Teich sich mit einer leicht golden schimmernden Flüssigkeit.

„Das sind ein paar Tropfen Abendrot. Du musst zuerst ein wenig davon trinken. Das wird dir helfen, den Schmerz überleben zu können.“

Er ging an mir vorbei ein paar Schritte weiter auf das Wasser zu. Wobei in seinem ersten Schritt noch Mut steckte. Aber als er bei mir angekommen war, konnte er sich nur mit viel Zögern überwinden, weiterzugehen.

„Du kannst das schaffen!“, flüsterte ich ihm zu. „Du kannst dort hineingehen.“ Doch sein Gesicht wurde nur noch hoffnungsloser.

Ich presste meine Hand um meinen Daumen, so fest, dass ich ihn halb zerdrückte. Ich wollte nicht, dass er ging. Aber gleichzeitig wünschte ich es ihm so sehr. Bitte, dachte ich. Bitte lass es ihn diesmal schaffen. Bitte mach, dass er nicht für immer auf dieser Welt bleiben muss. Bitte lass ihn Ruhe finden.

Kurz vor dem Wasser hielt X an.

„Ich kann das nicht“, flüsterte er. „Ich kann das einfach nicht. Ich kann da nicht reingehen.“

„Versuchs!“, bat ich.

Er warf mir einen halb verzweifelten, halb entschuldigenden Blick zu. Dann trat er wieder einen Schritt zurück. Und dann war es zu spät.

Das Wasser wurde immer durchsichtiger, bis es wieder verschwunden war. Die Wellen wiegten sich weiter im leisen Wind, als wenn nichts gewesen wäre. Enttäuscht starrte ich es an.

Die leise Lady schenkte ihm ein trauriges Lächeln. Dann wandte sie sich wortlos an Lancelot und Sonja.

Lancelot sah unsicher zu Sonja hinüber. Sie zitterte immer noch heftig und er merkte, dass sie nicht als nächste vortreten würde. Sie konnte nicht. Er schien mit sich zu ringen.

Schließlich gewann der Krieger in ihm.

„Ich werde es auch versuchen!“, beschloss er. Und in diesem Moment bewunderten wir alle seinen Mut, der mindestens zehnmal so groß sein musste, wie er selbst. Die leise Lady kippte zum zweiten Mal ein paar Tropfen Abendrot in das unsichtbare Wasser hinein und das Becken füllte sich erneut mit glänzender Flüssigkeit.

Doch als Lancelot dem Wasser näherkam, wurde sein Gesicht blass und er hielt inne. Jeder Schritt schien für ihn ein Kampf zu sein. Mit viel Mühe schaffte er es bis zum Abgrund. Er starrte hinab auf die Wellen vor ihm. Die Panik übermannte ihn. So schnell er konnte, lief er wieder von dem Gewässer weg.

Schlotternd und schluchzend setzte er sich ins Gras. Wir sammelten uns um ihn. Sonja legte ihre Hand auf seine Schulter. „Schon gut“, murmelte sie. Leise Enttäuschung lag in ihrer Stimme. Aber ihn schien sie ein wenig zu beruhigen. „Du bist der mutigste Junge, den ich kenne!“, munterte X ihn auf. „Du musst da nicht durchgehen, um ein großer Krieger zu sein.“

Lancelot hob seinen Blick. Der kleine Hase nickte wild mit seinem braunen Hasenkopf.

„Du bist ein Drachenreiter, Kleiner! Es wäre mir eine Ehre, dich noch einmal auf meinen Schultern zu tragen! Und das würde ich bei Weitem nicht von jedem sagen. Wasser kann einem Mann wie dir nichts anhaben. Es sollte sich vor *dir* fürchten!“

Jetzt lächelte der kleine Krieger fast. Er hob seine zerbrochene Stockhälfte auf und erhob sich wieder aus dem Gras.

Aber auch seine Chance war verschwunden. Das Wasser war wieder unsichtbar geworden.

Alle Blicke richteten sich vorsichtig auf Sonja, die nun noch stärker zitterte. Espenlaub wäre ein schwacher Vergleich für einen so stark zitternden Geist.

Sie richtete sich ebenfalls auf und sah zur leisen Lady hinüber, die ihr einen fragenden Blick zuwarf. Ihre Augen waren noch immer freundlich und warm, ihr Lächeln aufmunternd.

Sonja nickte ihr zu. Dann sah sie zu uns hinüber.

Ich hatte die Hoffnung, dass es bei ihr anders laufen würde, bereits aufgegeben gehabt. So stark, wie sie zitterte, hatte ich mir nicht vorstellen können, dass sie sich dem Wasser auch nur nähern würde. Bis ich ihr ins Gesicht blickte. Etwas in ihrer Miene erschreckte mich. Ihr Ausdruck sagte mir, dass sie dort hindurch gehen würde - egal, wie es bei den anderen Beiden gelaufen war, und egal, was dort auf sie wartete. Und plötzlich hatte ich das bedrängende Gefühl, dass es Zeit für einen weiteren Abschied war.

Sie drückte zuerst Lancelot an sich und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er nickte und blickte traurig zu Boden. Dann umarmte sie X und selbst den kleinen Angsthasen, dessen Fell dabei diesmal deutlich erkennbar rötlich wurde.

Ich war noch zu erschrocken, um zu ihr hinüberzugehen. Doch als sie fertig war, schwebte sie zielstrebig auf mich zu. Ihre Augen waren hoffnungsvoll – aber auch ein wenig traurig.

„X wird es noch schaffen“, flüsterte sie mir zu, als sich ihre Arme wie Wind um meinen Körper schlossen. „Er ist keiner, der je ein Lied zwischen den Zweigen der Trauerweiden werden wird. Das weiß ich. Und ich werde für immer deine Freundin bleiben.“

Sie sah mir in die Augen. Was mich irgendwie berührte, denn das tat sie sonst nur selten bei irgendjemandem. „Danke, dass ihr mich aufgenommen habt in eure Gruppe. Ohne euch hätte ich das nie geschafft.“ Sie drückte kurz meine Hand, und obwohl ich sie nicht loslassen wollte, wusste ich, dass diese Berührung ein flüchtiger Wind war, den ich nicht halten konnte.

Ich schluckte. „Viel Glück“, murmelte ich und wünschte mir plötzlich, sie würde es noch brauchen. Dass sie nicht gehen würde, noch nicht. Dass sie mich nicht hier zurücklassen würde, jetzt, wo ich zum ersten Mal im Leben eine beste Freundin hatte.

Aber ich wusste, dass sie gehen musste. Also zwang ich mich, ihr zuzulächeln. Und dann ging sie.

Später wünschte ich mir, ich hätte noch irgendwas gesagt.

Irgendetwas anderes. Dass ich sie toll fand, dass ich stolz war auf sie und dass ich sie vermissen würde. Dass sie meine erste Freundin gewesen war. Irgendetwas Schönes. Nicht nur ein dämliches ‚Viel Glück‘. Aber in diesem Moment fand ich nicht die Kraft dazu. Ein paar Meter vor dem Teich nahm sie ihren Rucksack von der Schulter und legte ihn auf dem Boden. Die kleine Geisterkatze sprang heraus. Sonja nahm sie in ihren Arm. Die Katze rieb ihren Kopf an der Schulter des Mädchens. Sonja setzte sie traurig auf dem Boden ab und machte einen weiteren Schritt. Doch die Katze schien sich nicht so einfach abwimmeln zu lassen. Sie lief mit Sonja mit und blieb dabei so dicht bei ihren Fußknöcheln, als wolle sie sagen: Versuch bloß nicht, mich loszuwerden! Sonja sah sie überrascht an. Sie war sich nicht sicher, was sie davon halten sollte. Aber der Anblick der Katze schien sie ein wenig zu trösten.

Zusammen verschwanden sie hinter den Bäumen, die das Gewässer umsäumten.

Wir sahen nicht, was dahinter geschah. Nur Lancelot wagte es, ihr bis dorthin nachzugehen und hindurch zu spähen. X und ich warteten. Wir warteten lange. Aber das Mädchen kehrte nicht zurück. Und die Katze auch nicht mehr.

Es war alles so plötzlich gekommen, jedenfalls für mich, dass die Erkenntnis nur sehr langsam in mich hineinsickerte.

Sie würde überhaupt nie mehr zurückkommen. Sie hatte diese Welt verlassen. Endgültig. Für immer.

Ich hätte nie gedacht, dass es so schwer sein würde, jemanden sterben zu lassen, der eigentlich bereits tot sein müsste. Und es war auch nicht ganz so schwer, wie einen Lebenden gehen zu lassen, weil man irgendwo spürte, dass der Mensch jetzt dort war, wo er hingehörte. Das ließ in uns eine Art tröstlichen Frieden zurück. Für Sonja war nach so langer Zeit endlich alles gut. Aber trotzdem. Es war, als würde jetzt ein Teil von uns immer fehlen. Ein unabdingbarer Teil dieser Gruppe, der den Rest von uns als unvollständigen, düster dreinblickenden Haufen hinterließ.

Irgendwann trat X zu Lancelot hinüber. Er legte dem Jungen eine Hand auf die Schulter. Als er sich umdrehte, sahen wir, dass er weinte. Eine große silberne Träne tropfte auf den Boden. Stumm brach er einen traurig zu Boden hängenden Ast von der Weide ab. Dann begann er, eine kleine Mulde in den Boden zu graben. Er legte den Zweig dort in das Loch hinein, an die Stelle, von der aus er Sonja zuletzt gesehen hatte.

X stand schweigend neben mir. Ich konnte immer noch nicht aufhören, meiner Freundin hinterher zu blicken. Doch es tat gut, X bei mir zu spüren.

„Was ist denn mit deinen Haaren passiert?“, fragte er leise. Eine Weile lang regte ich mich nicht. Ich war wie taub.

Aber irgendwann fand ich dann doch die Kraft, die Hand zu heben und meinen Kopf zu betasten. Tatsächlich, etwas war seltsam. An

manchen Stellen waren sie deutlich kürzer geworden. Benommen hielt ich fest, was von ihnen übrig war.

„Dein Hals ist auch ein wenig... schwarz. Als wäre er... angekokelt worden oder so.“

Benommen sickerte die Erinnerung an Hitze und Flammen in mein Gedächtnis. An Feuer, das meinen Hals fast gestreift hätte.

„Der Drache“, murmelte ich. „Er muss ein paar davon erwischt haben.“

„Dann lass uns den Rest auch abschneiden“, schlug X unternehmungslustig vor. „Und ihn hier auf das Grab streuen. Und dann verbrennen.“

Den ersten Teil seines Vorschlags setzten wir um. Ich holte eine Nagelschere aus meinem Rucksack und er schnitt sie mit seinen kalten, windigen Fingern ab, sodass sie mir nur noch bis zum Hals reichten. Ein wirklich seltsames Gefühl. Aber irgendwie tat es auch gut. So konnte ich zeigen, dass Sonja mir wichtig war. Dass ihr Tod für mich nicht ohne Folgen blieb. Indem ich ihr meine Haare hierließ. Lancelot beobachtete uns stumm. Als wir fertig waren, blies er die Haare auf die Stelle von Sonjas „Grab“. Dort glänzten sie im Licht der untergehenden Sonne.

Und dann verließen wir schweren Herzens den friedlichen Garten, um das dritte der Tore zu suchen.

Kapitel 21: Das Echo der Erinnerungen

Die leise Lady sahen wir nicht mehr. Sie war wieder verschwunden, so leise und unauffällig, wie sie gekommen war. Das zweite Gartentor fanden wir nur wenige Wegkurven hinter dem Teich. Zu unserer Erleichterung ließ es sich auch problemlos öffnen.

Und wir hatten das Gefühl, mit dem Garten eine ganze Welt hinter uns zu lassen.

Es war langsam Abend geworden, langsam, aber nicht zu langsam, und die Zeit, wieder einen Schlafplatz zu suchen, erreichte uns genau am letzten Hügel des Reichs der Angsthasen.

„Hier können wir noch gut übernachten, bevor ihr wieder aufbrecht“, meinte der Hase zufrieden, nachdem er sich, diesmal besonders ausgiebig, nach möglichen Anzeichen von Kamikatzten umgesehen hatte. Und mit der Aussage war klar, dass uns morgen früh der dritte Abschied bevorstand. Für X und mich war das nicht schlimm, wir hatten gewusst, dass der Hase die Truppe bald wieder verlassen würde. Es war zwar schön gewesen, jemanden dabei zu haben, der sich in diesem Land auskannte und gute Gesellschaft war der Hase auch gewesen mit seiner verrückten ängstlich-mutigen, immer zufriedenen Art. Aber wir hatten nie damit gerechnet, dass er uns bis zum Ende begleiten würde. Nur wegen Lancelot tat es uns sehr leid. Er hatte das ganze letzte Wegstück mit hängendem Kopf zurückgelegt, seinen Stock lustlos umklammernd und alle Steine, die seine Füße fanden, traurig zur Seite kickend. Dass jetzt auch noch der Hase ging, machte es sicher nicht leichter.

Aber im Moment schien er es nicht einmal mitzubekommen. Ich warf ihm einen mitleidigen Blick zu. Er saß ein paar Meter von uns weg auf einem einsamen Stein und starrte in die Sterne.

Ich wusste nicht, was ich tun konnte, um ihn zu trösten. Als Sonja gegangen war, musste es sich für ihn angefühlt haben, wie wenn man eine Schwester verliert. Das einzige Familienmitglied, das er noch gehabt hatte. Klar, sie war nicht wirklich gestorben. Aber er war jetzt trotzdem ganz alleine hier, er hatte nichts und niemanden mehr auf dieser Welt, bis auf zwei seltsame Jugendliche, die er vielleicht mal seit einer Woche kannte.

Ich wünschte, ich könnte ihn in den Arm nehmen. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und setzte mich neben ihm ins Gras. Er sah kurz zu mir hoch und dann glitt sein Blick wieder traurig in die Ferne.

„Du wirst es schaffen, durch das nächste Tor zu gehen“, sagte ich zu ihm. „Und dann wirst du sie da drüben wiedersehen.“

Dabei konnte ich ihm das eigentlich nicht versprechen. Schließlich wusste keiner von uns wirklich genau, was da drüben wartete. Aber alle, die bisher davon gesprochen hatten, hatten mir Hoffnung gemacht, dass dort etwas lag, was die ganze Reise wert wäre. Nicht nur die Reise hier her. Sondern die ganze Reise unseres Lebens. Das Land der Ruhe – wann immer jemand seinen Namen aussprach, stieg in mir eine unerklärliche Sehnsucht auf, auch selbst dort hinüber gehen zu können und es zu sehen. An den Ort, wo alles mehr als nur gut sein musste.

Vielleicht würde ich sie auch dort drüben irgendwann wiedersehen. Sonja – und meine Oma. Warme, wehmütige Hoffnung erfüllte mich bei dem Gedanken an diesen Augenblick.

Und Verzweiflung, als ich daran dachte, dass das noch ein ganzes Leben lang dauern würde...

Als Lancelot mich wieder ansah, lag Entschlossenheit in seinem Blick. Er nickte. „Ich werd sie wiedersehen.“ Er klang dabei so sicher, wie nur ein kleiner Lancelot klingen konnte – ein 11-jähriger Junge, der auf einem Drachen geritten hatte.

Am nächsten Morgen bedankten wir uns herzlich bei dem Angsthasen, dass er uns so weit begleitet hatte. Er gab mir noch Tipps, was ich hier und in den anderen Reichen essen konnte, wenn meine Vorräte ausgingen. Wobei ich mir nicht bei allem sicher war, ob das für Menschen auch geeignet wäre, und nicht zum Beispiel ausschließlich für Hasen...

Die letzten Tage hatte ich mich zunehmend von Karotten ernährt, die es im Reich der Angsthasen reichlich und in allen Farben und Formen zu geben schien, um mein Brot zu sparen. Langsam war ich froh, dass uns die nächsten Tage andere Gegenden mit anderem Essbaren erwarten würden.

Allerdings sah es so aus, als sei die nächste davon eine ziemlich düstere. Der Hase hatte uns von den wässrigen Böden des Nebelmoors erzählt. Und meine Schuhe fühlten sich ganz so an, als würden wir genau darauf zu laufen. Die Gewässer um uns herum wuchsen dichter zusammen und man fand kaum noch einen Fleck Erde, der nicht matschig und feucht war. Manchmal versank ich fast einen viertelten Meter tief im Schlamm und kam nur mühsam voran. Lancelot schwebte nie näher als zwei Meter an den Boden heran. Ihm behagte diese Landschaft sichtlich noch weniger als mir.

Mit Sonjas Rucksack auf den Schultern, an dessen Seite er seinen Stock gebunden hatte, flog er immer wieder weit nach oben, um Ausschau zu halten, wie lange wir noch durch dieses Moor hindurch gehen mussten. Aber weit konnte er dabei bestimmt nicht sehen, denn mit jeder Mondmeile, die wir zurücklegten, bedeckte ein halber Meter Nebelschicht mehr den Boden – und schließlich die ganze Welt um uns herum. Als er so dicht wurde, dass ich kaum mehr die Hand vor meinem Gesicht sehen konnte, und die Geister ihre Hand nicht mal erkennen hätten können, wenn sie sie auf ihre Augen gelegt hätten, mussten wir schließlich gegenseitig unsere Hände halten, um uns nicht zu verlieren. Lancelot schwebte dabei über meinem Kopf und streckte seine Hand zu mir nach unten. Wenn ich Xs Finger nicht zwischen meinen gespürt hätte, hätte ich nie gedacht, dass er direkt neben mir ging. Die Geister verschwanden in der dichten Nebelmasse, als seien sie ein Teil von ihr.

So wanderten wir einige Stunden. Der einzige Grund, warum wir wussten, wo der Weg war, war der, dass an seinen Rändern jemand sehr Kluges Zaunpfähle aufgestellt hatte. X tastete mit seiner freien Hand nach ihnen und führte uns durch die Kurven und Biegungen weiter.

Desto dichter der Nebel unterwegs wurde, desto mehr musste ich an Sonja denken.

Ich konnte meine Trauer nicht ganz bekämpfen. Ein großer Teil von mir wünschte sich mit seinem ganzen Herzen, sie wäre noch bei uns. Ich hatte sie nur kurz gekannt, aber ich vermisste sie jetzt schon schmerzhaft. Sie war in diesen wenigen Tagen meine erste beste Freundin geworden. Und jetzt hatte ich sie wieder verloren. Wütend kickte ich einen der vielen Steine zur Seite, die selbst hier in dieser wässrigen Gegend noch auf dem Weg herumlagen.

Was brachte es eigentlich, eine beste Freundin gewonnen zu haben, wenn man sie zwei Tage später wieder verlor? Da hätte ich auch gleich nie eine finden können. Und für immer einsam bleiben. Vielleicht wäre das sogar besser gewesen. Leichter zu ertragen.

„Das dritte der Tore liegt an einem Ort, den man schwer findet“, zitierte ich den Geist des klugen Rates. „Damit kann ja eigentlich nur das hier gemeint sein.“

„Ja, klingt so“, sagte Xs Stimme neben mir. „Gut, dass du dir diese Sachen gemerkt hast. Ich hätte das schon wieder vollkommen vergessen.“

Ich verdrehte die Augen. Wie hatte er es nur bisher geschafft, zu überleben? Sogar als Geist brauchte man doch zumindest ein paar Survival Skills, oder?

„Aber woran erkennen wir das Tor? Wenn man hier überhaupt was erkennen kann...“

Ich zuckte mit den Schultern. Gleich darauf fiel mir ein, dass er das ja nicht sehen konnte.

„Ich denke, irgendeinen Weg wird es schon geben. Wenn wir dem Weg folgen, kann uns ja eigentlich nichts passieren, oder? Dann müssten wir doch irgendwann daran vorbeilaufen. Alles, was uns über den Weg läuft, ist verdächtig.“

„Da müsste es uns schon direkt vor die Nase laufen, dass wir es bemerken“, murmelte X pessimistisch.

Aber ich hatte ein wenig Hoffnung geschöpft aus der Tatsache, dass Sonja es geschafft hatte. Es war nicht unmöglich, auf die andere Seite zu kommen. Schwierig, abenteuerlich und schmerzhaft. Aber nicht vollkommen unmöglich.

Obwohl man durch die Nebelschwaden absolut nichts sehen konnte, hatte ich die ganze Zeit über immer mehr das Gefühl, dass die Schatten uns wieder folgten. Und vielleicht war es nur Einbildung, vielleicht war das Moor mir einfach nur unheimlich, aber ich hatte das Gefühl, dass sie uns langsam näherkamen. Sie waren dichter bei uns als je zuvor. Einmal war mir, als könnte ich einen fremden Atem in meinem Nacken spüren. Ich zuckte zusammen und schrie auf. Ich konnte dem Impuls, mich umzudrehen, nicht länger widerstehen und fuhr herum. Aber sehen konnte ich niemanden. Nur weiße, undurchsichtige Nebelschwaden, überall, wo ich hinblickte. Plötzlich fiel mir auf, dass meine zwei Begleiter sich nicht geregt hatten, als ich stehen geblieben war. Obwohl mein Schrei ziemlich laut gewesen war, hatte keiner von ihnen reagiert.

„X?“, flüsterte ich. Und etwas lauter: „Lancelot?!“

Niemand antwortete.

Da wurde mir klar, dass ich tatsächlich nur noch Wind in meinen Händen hielt.

Entsetzt tastete ich nach den Zaunpfählen an meiner Seite. Ich machte einen Schritt nach rechts und dann noch einen. Aber da waren keine. Ich hatte den Weg verloren. Und meine Freunde dazu.

„X!“, rief ich, so laut ich konnte. Dabei war es mir diesmal egal, ob die Schatten mich hörten. „Lancelot! Wo seid ihr? X!“

Zuerst kam keine Antwort. Dann hörte ich das leise Brausen des Windes in der Stille. Und es trug Stimmen zu mir herüber. Fremde Stimmen, die aus weiter Ferne bis an mein Ohr drangen.

„Du musst etwas essen. Bitte, Linda!“, rief eine Frau verzweifelt.

„Wir müssen noch vor heute nach fertig werden! Beeilt euch!“

Schneller, schneller!“, brüllte die strenge Stimme eines Mannes.

„Manuel, du tust mir weh! Ahhh! Lass mich los.“ Die dritte Stimme war fast mehr ein Weinen.

Verwirrt sah ich mich um. Es wurden immer mehr Stimmen. Und sie wurden immer lauter. Irgendwann konnte ich nicht mehr anders und hielt mir die Ohren zu. Aber sie drangen trotzdem in meinen Kopf.

„Da vorne kommt jemand! Jannis! Pass auf!“

„Lass das Lenkrad los, Darian! Hey, ich schaff das schon! So betrunken bin ich ni-“

„Drückt ihn runter! Drückt ihn runter! Drückt ihn runter!“, brüllte eine Meute von Menschen.

„Da unten bist du bestimmt nicht mehr so mutig, Kleiner!“

„Lauf weg, Mim! Schnell!“

„Sie werden dich erwischen, Merlin!“

„Nein! Merlin, nein!“

„Kann man dich keine fünf Sekunden alleine lassen? Was musst du auch da hochklettern?“

„Ich wollte nur wissen... ahhh!“

Ein kleiner Junge schluchzte.

„Pass auf! Er fährt uns um!“

„Ruft den Notarzt! Jemand muss den Notarzt rufen!“

„Jannis, du Idiot! Das ist alles deine Schuld!“

Ich rannte und rannte, so schnell ich konnte, um den schrecklichen Stimmen irgendwie zu entkommen.

Aber sie brüllten mir hinterher, verfolgten mich.

„Nein! Papa! Nein! Er ist nicht tot. Er ist nicht tot. Er ist nicht tot, nein, er ist nicht tot! Lasst mich los!“

„Darian, er kommt nicht mehr wieder. Hör auf zu weinen. Sei ein Mann.“

„Was ist das, Mama?“

„Das... hat deinem Vater gehört. Wirf es weg und such dir was Neues zum Spielen.“

„Merlin! Du stehst jetzt sofort wieder auf! Hör auf, dich tot zu stellen und komm zum Essen! Wir haben noch Arbeit heute. Merlin, steh auf!“

Und so ging es endlos weiter. Irgendwann fand ich mich damit ab, dass es kein Entkommen geben würde. Dass ich den Weg wahrscheinlich niemals wiederfinden würde. Hoffnungslos setzte ich mich auf den feuchten Boden. Und während die Stimmen weiter auf mich einprasselten wie giftige Pfeile, merkte ich nicht, wie ich langsam begann, darin zu versinken.

Um mich herum wurde es dunkler und dunkler. Ich war umgeben von einer Art düsteren Traum, in dem eine Frau auf einen kleinen Jungen einschrte, der reglos am Boden lag. Dann drückte eine Meute von Kindern ihn unter Wasser. Dann saß ein Mädchen vor ihrem Teller und rührte sich nicht. Sie war so dünn, dass man fürchtete, der Wind könne sie wegwehen. Dann sah ich einen Mann mit einem anderen Jungen auf einem Motorrad einen Hang hinab brettete.

Aber bevor ich mit ansehen musste, wie sie sich überschlugen und abstürzten, trat eine helle Gestalt in meinen Traum. Ich sah überrascht zu ihr auf. Es war Sonja – und doch auch nicht. Es war eine neue Sonja. Es war in etwa die Sonja aus dem Spiegelbild, das ich gestern im unsichtbaren Wasser betrachtet hatte.

Sie streckte mir eine Hand entgegen. Ich sah sie misstrauisch an. Es schien mir zu schön, um wahr zu sein, sie hier zu sehen. Alles an ihr war zu schön, um wahr sein zu können. Sie musste eine Täuschung sein, ein Trick, um mich noch weiter in die Irre zu führen... „Komm!“, rief sie und ihre Stimme drang aus noch viel weiterer Ferne zu mir als all die anderen davor. Da raffte ich mich auf und ergriff ihre Hand.

Es war keine windige, nicht ganz greifbare Geisterhand mehr, sondern fest und warm wie eine Menschenhand, aber die Haut war viel reiner und zarter und makelloser und sie war größer und stärker. Mit einer unglaublichen Kraft zog sie mich aus einem sehr, sehr tiefen Loch heraus.

Als ich endlich aufstehen konnte, merkte ich, dass ich voller Dreck war, am ganzen Körper.

Sonja sah mir ernst ins Gesicht. Ich hörte, hoch über mir, den Schrei eines sehr großen Vogels. Und dann war sie wieder verschwunden, als wäre sie nichts als ein Geist gewesen.

Langsam kehrte Klarheit in meinen Kopf zurück.

Wo war ich? Ich war mitten ins Moor hineingerannt. Und so wie sich der Schlamm in meinem Gesicht anfühlte, wäre ich fast bis zur letzten Haarspitze darin versunken. Um mich herum war immer noch nichts zu sehen. Dafür, Gott sei Dank, auch nichts mehr zu hören. Ich tastete mich vorwärts und versuchte, zu erraten, aus welcher Richtung ich gekommen war. Aber wer wusste, wie weit ich selbst da schon vom Weg entfernt gewesen war? Wie lange waren X und Lancelot schon nicht mehr bei mir gewesen, bevor ich es bemerkt hatte? Und was war geschehen?

Plötzlich hörte ich jemanden panisch meinen Namen rufen. Ich zuckte zusammen. Fing es wieder an? Aber dann erkannte ich zu meiner Erleichterung Lancelots Stimme.

„Hier!“, schrie ich.

„Wo bist du?“

„Hier drüben!“

Ich wartete eine Weile. Und dann spürte ich, wie sich Wind um meine Schulter legte. So erleichtert wie noch nie in meinem Leben seufzte ich auf.

„Wo ist X?“, fragte ich.

„Ich weiß es nicht. Ihr wart auf einmal beide weg!“

„Gott, bin ich froh, dass ich dich wenigstens wiedergefunden habe! Ich habe seltsame Sachen gehört.“

„Ich auch“, sagte Lancelot und plötzlich fiel mir auf, dass seine Finger in meiner Hand eiskalt waren und zitterten. „Ganz schreckliche Sachen!“

„Etwas an diesem Moor stimmt nicht. Wir müssen dringend X finden. Vielleicht ist wenigstens er noch auf dem richtigen Weg geblieben. X, wo bist du?“

Wir riefen eine Weile lang und suchten mit beiden Händen nach Spuren von Zaunpfählen. Als wir weder die noch X fanden, begann Lancelot, einen Windsturm zu formen. Aber der Nebel ließ sich nicht vertreiben.

„Kannst du den Sturm auch Sachen rufen lassen?“, fragte ich und eine Idee keimte in mir auf.

Lancelot überlegte. „Ich glaube, ja.“

Und um es zu testen, ließ er den Sturm erst so laut werden, dass man ihn bis zum Ende des Moores hin hören musste. Und dann versuchte er, den Sturm etwas sagen zu lassen.

Es gelang nur mäßig. Aber es hörte sich am Ende zumindest ein bisschen nach „X, ... bissssst duuuuu?“ an.

Lancelot ließ den Sturm wieder verstummen und erwartungsvoll warteten wir. Eine Weile lang passierte nichts.

Doch dann hörten wir von weit, weit weg einen zweiten Sturm antworten. Ob er Worte zu formen versuchte, wusste ich nicht. Wir begannen, so schnell wie möglich in die Richtung zu laufen, aus der er kam. Und wir hörten nicht auf zu rennen, bis wir seine Quelle fast erreicht hatten.

„X!“, rief ich, in einem verzweifelten Versuch, den Wind zu übertönen. „Wir sind hier!“

Der Sturm legte sich. „Ich bin hier drüben!“, antwortete X's Stimme. Ich stolperte – und zu meiner großen Erleichterung stellte ich fest,

dass ich über ein paar Zaunpfähle gefallen war. Dann fand eine windige Hand die meine.

Plötzlich klärte der Nebel sich auf. Staunend sahen wir uns um. Inmitten von Nebelwänden standen wir auf einer Art Lichtung. Der Boden unter uns war trocken und die Luft um uns klar. Und in der Mitte des runden Platzes war... ein Loch. Mitten im Boden. Es schien uns sehr geheimnisvoll zu sein, weil wir uns nicht erklären konnten, wie es dort hingekommen war. Es war zwei Meter breit und so perfekt rund, als hätte es eine Maschine gebohrt. Aber dafür wirkte es irgendwie zu natürlich.

X begutachtete es wenig begeistert.

„Denkt ihr, dass ist das nächste Tor?“

Lancelot schwebte von oben auf es zu, aber nicht zu nahe, als fürchte er, es können ihn nach unten in sich hineinsaugen.

„Kannst du den Boden sehen?“, fragte X.

Lancelot schüttelte den Kopf.

„Nein, gar nichts. Es ist einfach ein Loch. Ich glaube, es hat keinen Boden.“

„Meinst du, wir müssen dort hineinspringen?“

Lancelot zuckte mit den Schultern. „Ich werde es versuchen.“

„Es könnte eine Täuschung sein!“, warnte ich. Ich traute diesem Ort nicht. Ich traute nichts, was sich in diesem Moor befand.

„Hallo!“, rief Lancelot in das Loch hinein. Er hielt sein Ohr in dessen Richtung und lauschte, was mit seiner Stimme darin passierte.

Und wie zur Antwort trat plötzlich eine Gestalt aus dem Nebel heraus. Wir hielten inne.

Es war ein Mann mit einem braunen Umhang, der ein langes Schwert an seinem Gürtel trug.

Meine Hand tastete nach dem Säbelgriff. Lancelot wich zurück und stellte sich an unsere Seite.

Der Mann hob die Hand, als wolle er uns Einhalt gebieten. In seinem Gesicht und auf seiner Kleidung waren überall Spuren von Schlamm.

Seine langen schwarzen Haare waren ebenso verfilzt, wie der Bart. Er sah wilder aus als jeder Bär und gefährlicher als ein Wolf. Aber seine Augen leuchteten.

„Frieden, Freunde“, sagte er mit einer tiefen, eingerosteten Stimme.

„Ich bin der Hüter der Nebel.“

Er musterte uns. „Ihr seid auf der Suche nach dem Land des Friedens, wie ich sehe.“

Wir nickten. Ich ließ die Hand vorsichtshalber am Säbelgriff.

„Selten schaffen es Geister bis hier her. Und Lebende noch seltener.

Ihr müsst großen Mut haben, Freunde.“

„Ist hier das dritte Tor?“, fragte X ungeduldig. Er schien dem Mann ebenfalls nicht ganz zu vertrauen.

„Oh ja.“

„Ist das Loch das Tor?“

Der Mann sah uns eine Weile durch zusammengekniffene Augen an, als würde er versuchen, uns einzuschätzen.

„Ihr müsst euch unterwegs im Echo der Erinnerungen verfangen haben. Ich habe die Schreie gehört.“

„Das Echo der Erinnerungen?“

Das mussten die furchtbaren Stimmen gewesen sein. Sie waren Erinnerungen gewesen? Von wem?

War Sonja auch eine Erinnerung?

„Das Tor ist unsichtbar. Aber ihr müsst euch in das Loch fallen lassen, wenn ihr hindurchgehen wollt.“

„Das wollen wir!“, sagte Lancelot.

Der Mann lächelte ihm zu.

„Und woher wissen wir, dass Sie uns nicht in die Irre führen, wie der Rest dieses Moores?“, fragte ich.

Das Lächeln wurde traurig.

„Ihr wisst es nicht. Ihr könnt es glauben oder nicht. Aber hier ist das dritte Tor.“

„In der Tiefe könnten in Wirklichkeit Gefahren liegen“, sagte ich zweifelnd. „Und Sie wissen es und wollen uns dort hineinlocken.“

„Wenn ich euch schaden wollte, könnte ich euch auch einfach hineinstoßen.“

„Wenn Sie uns nicht schaden wollen, warum tragen Sie ein Schwert?“, fragte X.

„Weil es meine Aufgabe ist, über diese Nebel zu wachen und das Tor zu behüten.“

Der Mann sah uns eine Weile lang nur an. X, Lancelot und ich tauschten unsichere Blicke. Wenn der Mann recht hatte, war das hier unsere einzige Chance, durch das Tor zu kommen. Wir würden das vorletzte Tor verpassen, wenn wir es nicht ausprobierten. Log er uns allerdings an, konnte da unten alles möglich lauern... Ich schauderte bei dem Gedanken.

„Ich werde es versuchen“, beschloss Lancelot. „Ich vertraue ihm.“

Und damit war die Entscheidung gefallen.

X und ich würden dem Mann eben auch einfach vertrauen müssen. Es blieb uns nichts Anderes übrig.

Der lächelte jetzt wieder freundlich. „Du bist ein großer Krieger, mein Freund. Im Königreich des Friedens gibt es sicher einen Platz für dich.“

Lancelot schluckte. Er sah fragend zu uns hoch, als wüsste er nicht ganz, als ob er das richtige tat. Ich lächelte ihm ermutigend zu, meine eigenen Zweifel verdrängend. „Sonja wäre stolz auf dich“, flüsterte ich. Das schien ihm den Mut zu geben, den er benötigte.

Er drückte mir seinen Stock in die Hand. „Behalt ihn“, murmelte er.

„Den brauch ich drüben nicht mehr.“

Mit einer Miene, als müsste er unter Wasser tauchen oder Schlimmeres, ging er auf das Loch zu. Dann atmete er tief ein. Er hielt die Luft an – und ließ sich einfach fallen.

Das war das Letzte, was wir je von ihm sahen. Obwohl ich das Gefühl hatte, ihn aus weiter Ferne rufen zu hören. „Komm!“, vernahm ich seine leise Stimme.

Ich sah zu X hinüber. Er wusste, dass sein Zeitpunkt gekommen war. Er musste es jetzt auch versuchen. Egal, was da unten lauerte, er musste springen. Wenn es kein Tor war, konnten wir Lancelot dort nicht alleine lassen. Und wenn es eines war, musste er versuchen, hindurchzugehen.

Ich drückte kurz seine Hand. Als ich sein Gesicht beobachtete, sah ich, dass Entschlossenheit sich darüber ausbreitete. Er würde springen. Diesmal würde er nicht weggehen.

Mein Herz klopfte mindestens so laut, wie seines in diesem Moment geklopft hätte, hätte er noch eines gehabt.

War das auch das Letzte, was ich von ihm sehen würde?

Ich hoffte es. Ich wünschte ihm mit der ganzen Kraft meines Herzens, dass er es schaffte. Dass er Ruhe finden würde.

Als er kurz vor dem Loch stand, schloss er die Augen.

Viel zu lange stand er am Rand und blickte mit starrem Blick hinunter.

„Lass dich fallen, mein Freund“, ermutigte der Hüter der Nebel ihn leise.

X zögerte noch einen halben Moment. Und dann ließ er sich fallen.

Kapitel 22: Auf Adlerschwingen

Aber er fiel nicht.

Sein Kopf kam nicht tiefer als bis zum Rand des Lochs.

„Was ist?“, fragte ich.

„Etwas hält mich oben!“

Angestrengt rieb er sich über die Augen. „Ich kann nicht fallen. Ich kann einfach nicht fallen!“

„Lass deine Vergangenheit los“, drängte der Hüter. „Sonst kannst du nicht durchpassen!“

Ein paar Minuten lang kämpfte X. Ich sah in seinem Gesicht, dass er wirklich versuchte, hinunterzufallen. Er kämpfte mit seiner ganzen Kraft.

Aber er schaffte es nicht.

Irgendwann schwebte er, erschöpft und mit hängendem Kopf, wieder aus dem Loch heraus.

Der Mann legte ihm die Hand auf den Rücken.

„Es tut mir leid, mein Freund. Gib die Hoffnung nicht auf.“

„Was ist passiert?“, fragte ich.

„Ich weiß nicht. Irgendeine Kraft hat mich festgehalten. Ich glaube, irgendwas in mir wollte dort nicht runter, um keinen Preis der Welt. Ich konnte mich einfach nicht dazu bringen, es zu wollen... es...“

Seine Stimme klang zittrig und aufgebracht. „...es tut mir leid“, murmelte er.

„Schon gut“, sagte ich und hätte ihn am Liebsten in den Arm genommen.

Aber in Wirklichkeit hatte ich langsam immer weniger Hoffnung, dass er es je schaffen würde.

Irgendetwas in ihm wollte nicht gehen. Und jetzt gab es nur noch ein mögliches Tor, bei dem er es versuchen konnte.

Ein mögliches Tor – und ein unmögliches.

„Jetzt wissen wir wenigstens, dass da wirklich ein Tor drin ist.“

Zumindest steckt Lancelot da unten nicht in irgendwelchen Schwierigkeiten.“

Ich nickte. Das stimmte. X hätte kaum so Panik gehabt, wenn es kein Tor gewesen wäre.

Ich wusste, dass es ein Fehler gewesen war, dem Mann zu misstrauen.

Irgendwo hatte ich von Anfang an gespürt, dass er die Wahrheit sagte.

Ich hatte es in seinen Augen gesehen. Langsam konnte ich mir mein

Misstrauen selber nicht mehr erklären. Ich glaube, er hatte mich an irgendwas erinnert. An irgendetwas in meiner Vergangenheit, was ich mit Gefahr verband...

Aber als ich mich schuldbewusst zu ihm umdrehte, war er bereits wieder verschwunden. Ohne, dass wir es bemerkt hätten, war er in die Nebel zurückgetreten.

Ich wünschte, ich hätte ihn noch gefragt, wie wir hier wieder raus kamen...

„Sollen wir den Stock hierlassen?“, fragte ich und blickte unentschieden auf das Stück Holz in meiner Hand. Für Lancelot war er so wichtig gewesen. Aber wir konnten wenig damit anfangen. Ohne den kleinen Jungen, der ihn umklammerte, bedeutete er wenig. Selbst die Sternenspitze leuchtete schwächer ohne Lancelot.

X schüttelte den Kopf. „Nehmen wir ihn mit an einen fröhlicheren Ort und begraben ihn dort.“

Das war eine gute Idee, aber...

„Wie kommen wir wieder an einen fröhlicheren Ort?“

„Wir müssen nach dem Weg suchen.“

Wir tasteten auf der anderen Seite der Nebellichtung nach Zaunpfählen. Aber auch, als wir sie einmal komplette umrundet hatten, fanden wir nichts. Nirgends ein Hinweis auf den Weg. Weder von dem, der uns hierhergeführt hatte, noch von dem, der uns weiterführen könnte. Ich wusste schon gar nicht mehr, aus welcher Richtung wir gekommen waren. Hier sah alles vollkommen gleich aus...

Ratlos sah ich mich um nach irgendeiner Lösung.

„Sollen wir einfach losgehen und hoffen, dass wir irgendwo aus dem Nebel herauskommen?“

Diesmal war ich es, die den Kopf schüttelte. „Wir haben keine Ahnung, was in diesem Moor sonst noch alles steckt. Ich wäre vorher fast versunken.“

Zum zweiten Mal an diesem Tag setzte ich mich auf den Boden.

Verzweifelt stützte ich den Kopf auf meinen Händen ab. Wir hatten nicht die geringste Ahnung, wie wir hier herauskommen konnten. Oder ob. Es gab keinen Hinweis auf einen Pfad. Wenn wir nicht dem Weg folgten, würden wir uns im Moor gnadenlos verlaufen. Oder Schlimmeres. Da war ich mir sicher.

X wagte nicht, nach oben zu schweben, um nachzusehen, ob er erkennen konnte, in welche Richtung wir mussten. Er hatte Angst, dass der Nebel mich umschließen und verschlingen würde, sobald er sich auch nur einen Meter weit entfernte.

Und während ich hier saß, schien es mir langsam, als würde die Nebelwand mich tatsächlich von allen Seiten einschließen und für immer gefangen halten wollen. Ich würde hier verhungern, in diesem schrecklichen Moor untergehen...

Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus. Ich hob das Gesicht und sah in den strahlend blauen Himmel über uns hinein. „Hilfe!“, rief ich verzweifelt. „Hilfe!“

Aber der Himmel reagierte nicht. Ich legte den Kopf wieder auf meine Hände. Mir war zum Weinen zu mute. Ohne Sonja und Lancelot fühlte ich mich auf einmal furchtbar einsam...

Da hörte ich plötzlich ein Geräusch. Es klang wie der Schrei eines Vogels. Zuerst meinte ich, es sei nur eine Erinnerung und die schrecklichen Stimmen hätten wieder angefangen, uns zu quälen. Aber als ich wieder nach oben blickte, sah ich den vertrauten Anblick eines Adlers, der über unseren Köpfen kreiste.

So erleichtert, als wäre ich aus einem bösen Traum aufgewacht, sprang ich auf.

Mit einem weiteren Schrei landete der große Vogel neben uns auf dem Boden.

Er beugte gebieterisch seinen Hals, sodass wir ihm in die Augen sehen konnten. „Steigt auf meinen Rücken“, sagten sie. X half mir mit ein

wenig Wind, mich auf das glänzende Gefieder hinaufzuschwingen. Dann nahm er hinter mir Platz und hielt sich an mir fest. Aber es fühlte sich mehr so an, als würde er mich festhalten. Und wenige Sekunden später glitten wir hoch oben mitten im strahlenden Sonnenschein durch die kalte, klare Luft.

Es fühlte sich an wie, naja, wie fliegen. Aber es war die gigantischste Version, die ich bisher vom Fliegen erlebt hatte. Als Kind war ich mit meinen Eltern einmal in einem Flugzeug gesessen (damals wusste ich noch nichts über Schadstoffe und CO₂). Ich erinnerte mich schwach an den beeindruckenden Anblick der riesigen Wolken und der winzigen Landschaften unter mir. Aber weder das, noch der kurze Flug mit X, der in einem sehr unbequemen Fall geendet hatte, aber trotzdem ziemlich atemberaubend gewesen war, waren ein Vergleich zu diesem Flug: durch den frischen Wind, über den Nebel hinweg, in die Wolken hinein, durch sie hindurch bis zur Oberfläche des Wolkenmeeres, in dem meine Beine baumelten, während wir es überquerten, dann wieder tiefer, dicht über einen Wald... das glänzende Gefieder unter mir, die berauschende Geschwindigkeit, das elegante Gleiten... X stieß direkt hinter meinem Ohr einen lauten Jubelschrei aus und lehnte sich nach vorne, sodass ich seine Haare an meinen Rücken wehen spürte. Ich lächelte und ließ meinen Blick über den Horizont gleiten, wo man bis zu den orangenen Wellen des Meeres hinübersehen konnte.

Vielleicht war es auch die Freude über unsere Rettung. Aber in diesem Moment war ich mir sicher, egal, was ich auf dieser Welt noch erleben würde (und nach dieser Reise war ich auf alles gefasst) – ich würde nie einen Vergleich hierzu finden können. Ich war mir nicht einmal sicher, ob es selbst in der anderen Welt einen gäbe. (Aber was wusste ich schon damals? Ich war noch ziemlich jung und hatte wenig Ahnung vom Land der ewigen Ruhe...)

Als wir wieder zu sinken begannen, sah ich unter uns eine große Waldlichtung. Sanft landeten wir im weichen Gras. Fröhlich wie zwei Kinder auf einem Spielplatz rutschten wir von dem Adlerrücken herunter und landeten noch einmal, diesmal nicht ganz so sanft, im Gras. Der Adler drehte seinen Kopf schräg zu uns herüber. „Ruht euch aus bis zum nächsten Morgen“, sagten die klugen Adleryugen. „Und trauert um euren Freund. Ein wenig trauern muss der Mensch.“

Dann zog der große Vogel sich an den Waldrand zurück.

X und ich sahen uns an. Niemand von uns beiden hatte die vergangenen Ereignisse schon verarbeitet. Dass wir jetzt Lancelots Stock beerdigen mussten, füllte uns plötzlich mit einer großen Schwermut. Ich nahm die Spitze des Stabes ab.

Traurig betrachtete ich den sanft leuchtenden Stern in meiner Hand.

Es war eine mächtige Waffe, eigentlich zu schade, um sie zu vergraben. Aber irgendwas sagte mir, dass sie für Lancelot bestimmt gewesen war. Niemand von uns könnte damit so einen Drachen besiegen oder die Dunkelheit bekämpfen wie er.

Er war wirklich ein großer Krieger gewesen, der kleine Lancelot. Ich beschloss, ihn in Gedanken ab sofort nur noch Sir Lancelot zu nennen.

Ich freute mich für die Beiden, dass sie es geschafft hatten. Aber gleichzeitig konnte ich nicht leugnen, dass ich sie unheimlich vermisste. Und ich begann mich zu fragen, die es sich erst anfühlen würde, wenn X mich verlassen würde. Zweifel nagte an mir, ob ich wirklich wollte, dass wir jemals zum Ziel unserer Reise gelangten. Was nun eh nicht mehr sehr wahrscheinlich war.

Aber ich verbannte meinen egoistischen Gedanken.

Wir buddelten ein Loch in den Boden, dass etwa einen halben Meter tief in die Erde hineinreichte. Dabei fand ich ein paar ziemlich leckere Wurzeln, an denen ich herumkauen konnte. Als wir entschieden, dass wir tief genug gegraben hatten, legten wir den Stern hinein und

schaufelten die Erde wieder drauf. Ich warf noch eine Blume in das kleine Grab.

„Versprich mir eines“, sagte X.

„Was denn?“

„Wenn ich... wenn ich es einmal schaffe, zu sterben, dann... musst du es schaffen, zu leben.“

Ich wusste nicht ganz, was er damit meinte. Aber ich nickte.

„Versprochen.“

X brach den Stock in zwei Stücke und legte sie so hin, dass sie zusammen ein Kreuz bildeten. In der Mitte glitzerte immer noch das inzwischen festgewordene goldene Wasser aus den Fontänen der leisen Lady.

„Für den mutigen Krieger Lancelot“, sagte er.

„Für Sir Lancelot“, wiederholte ich. „Der Drachenreiter.“

Möge er ewig im Land des Friedens ruhen.

Die zwei waren gegangen. Für X blieb jetzt nur noch eine Möglichkeit, ihnen zu folgen. Das nächste Mal musste er es schaffen. Sonst war alles umsonst gewesen und er würde für immer auf dieser Erde bleiben müssen.

Drei Tore waren für immer versperrt.

Das vierte wartete im Schlachtfeld der Schatten...

Kapitel 23: Das Schlachtfeld der Schatten

Wir wussten, dass das hier nicht einfach werden würde. Noch vor dem Aufwachen drang es in mein Bewusstsein. Wir hatten hier zu viel erlebt, um naiv zu sein.

Das hier würde das schwierigste Tor für uns sein.

Bei allen anderen Toren hatten wir keine Ahnung gehabt, was uns erwarten würde. Aber hier ahnten wir es. Es hatte uns durch unsere Alpträume hindurch verfolgt. Es war uns all die Tage über

hinterhergekrochen. Es war immer bei uns gewesen, auch wenn wir oft geschafft hatten, genug Licht in uns zu lassen, um es zu vertreiben. Aber heute würden wir ihnen direkt gegenüberreten. Ins Gesicht sehen. Den Schatten.

Und ich befürchtete, dass es nicht nur seine Schatten waren, die wir sehen würden.

Sondern auch meine.

Bei allen anderen Toren, egal wie schwer es gewesen war, zu ihnen vorzudringen, hatten wir nie wirklich die Hoffnung in uns verloren. Aber jetzt bröckelte meine langsam.

Beunruhigt wachten auf wir derselben Wiese wieder auf, auf der wir gestern Abend noch so froh und erleichtert eingeschlafen waren. Der Adler stand immer noch neben uns und putzte sein Gefieder. Er wartete geduldig, bis wir fertig waren.

Die Sonne schien hell und fröhlich, wenn auch nicht besonders warm für einen Morgen für diesen. Aber irgendetwas war seltsam.

„Ist das Tor hier auf dieser Wiese?“, fragte ich.

„Dort drüben“, sagte der Blick in den braunen Augen. Dabei neigte der riesige Vogel seinen Kopf in Richtung Wald.

Es dauerte eine Weile, bis ich es entdeckte. Es wuchs am gegenüberliegenden Waldrand aus zwei Bäumen, die ihre Äste so verschlungen hatten, dass sie zusammen einen runden Torbogen bildeten.

Darin schien etwas zu brennen, ein leuchtendes Feuer, das sich aber nicht weiterbewegte oder ausbreitete. Aber es brannte mit züngelnden, wilden Flammen.

„Dort muss ich hindurchgehen?“, fragte X beunruhigt.

Der Adler nickte anmutig mit seinem Kopf.

„Durch dieses Feuer durch? Wird es mich verbrennen?“

Seine Stimme klang ängstlich. Und ich sah auf einmal den kleinen Jungen in ihm. Er war immer entschlossen zu kämpfen und hatte nicht

vor Vielem Angst gehabt. Aber vor diesem Feuer fürchtete er sich sehr.

Der Adler nickte wieder. „Das wird es.“

X zögerte, als sei er sich nicht sicher, ob er noch weiter fragen durfte.

„Aber das hier ist das Schlachtfeld der Schatten. Muss ich wirklich nur hindurchgehen? Oder muss ich zuerst meine Schatten besiegen?“

Ich sah irgendetwas in den Adleraugen aufblitzen. Ich wusste nicht was. Er war sehr schwer zu deuten.

„Ihr müsst nur hindurchgehen. Mehr verlangt dieses Tor nicht von euch. Aber es steht nur offen, bis die Sonne sich zum Abstieg bereitmacht. Mittags schließt es sich für immer.“

„Dann nichts wie los!“, rief X. Wer wusste schließlich, wie lange es bis Mittag heute dauern würde?

Nach einem letzten kleinen Zögern schwebte er los. Ich hastete hinterher.

Aber als ich bemerkte, dass der Adler sich nicht bewegt hatte, drehte ich mich noch einmal um.

„Kommst du... nicht mit uns?“, fragte ich. Ich hatte schon erwartet, dass er uns bald wieder verlassen würde. Trotzdem wollte ich mich vorher zumindest noch einmal bedanken.

Seine Augen schwiegen.

Und plötzlich wusste ich, was es war, was in ihnen geblitzt hatte. Trauer.

Ein ungutes Gefühl breitete sich in meinem Magen aus und leistete meinen Ahnungen Gesellschaft.

Ich versuchte, X wieder einzuholen und rannte auf das Tor zu. Hin und wieder konnte ich seinen Umriss sehen, die so blass waren wie der Nebel des Moores.

Als wir zur Mitte der Wiese gekommen waren, fiel mir auf, was an ihr so seltsam war: Rundherum standen überall Bäume. Und von jeder Seite fielen ihre Schatten gleichmäßig lang in die Wiese hinein – anstatt nur von der südlichen.

Wir waren von Schatten umzingelt. Das hier war eindeutig das Schlachtfeld der Schatten. Als hätte mein Bauch noch eine Bestätigung gebraucht.

Und nur eine Sekunde später setzte sich in den Schatten etwas in Bewegung.

„X!“, rief ich. Er blieb stehen. Wortlos deutete ich auf die seltsame Schar, die sich aus den Bäumen löste und langsam auf uns zukam. Es waren etwa dreizehn Gestalten. Was sie waren, ließ sich schwer sagen. Sie sahen aus wie dreidimensionale Schatten mit pechschwarzen Helmen. Bei genauem Hinsehen erkannte man auch eine Art Gesichter bei ihnen, die allerdings nicht mit menschlichen zu vergleichen waren. Sie hatten viele verschiedene davon. In ihren Händen hielten sie alle Schwerter aus Dunkelheit.

Ihre Absicht war schwer verkennbar.

X zückte seinen Bogen und spannte einen Pfeil in die Sehne. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass irgendeine Waffe gegen diese Gestalten hilfreich wäre. Ich schloss die Augen und stieß ein schnelles Gebet in den Himmel.

Nachher hätte ich nicht genau sagen können, wovor ich mich fürchtete. Dass sie mir etwas anhaben konnten? Dass sie uns mit ihren Schwertern schadeten?

Oder einfach, ihnen gegenübertreten zu müssen?

Desto näher sie kamen, desto mehr hatte ich das Bedürfnis, umzudrehen und weit, weit weg in die andere Richtung zu rennen.

Aber ich blieb stehen. Wir mussten dort hinüber. X musste durch dieses Tor hindurch. Es war unsere letzte Möglichkeit. Sonst würde X einer dieser verbitterten Geister werden, die wir getroffen hatten, ohne einen Ausweg aus dieser Welt.

Wenn er es schaffen würde... vielleicht würden einige von ihnen ihm sogar folgen. Wenn alle drei Geister auf unserer Reise ihr Ziel erreichten, vielleicht konnten sie dann Hoffnung schöpfen.

Wir mussten uns stellen. Das hier war das Schlachtfeld der Schatten. Also würden wir kämpfen.

Desto näher sie kamen, desto mehr kamen mir einige von ihnen auch bekannt vor. Ich wusste nicht wirklich, woher. Aber ich spürte, dass ich sie schon lange kannte. Sie schienen mir so vertraut, wie mein düsteres Zimmer oder die grauen Schulflure. Sie überfluteten die Wiese mit Dunkelheit. Es war, als würden sie auch mein Herz überschatten. Angst kroch tief in mich hinein.

Und da war noch etwas. Tiefe Hoffnungslosigkeit, die mir noch schlimmer vorkam als die Trauer der Trauerweiden. Etwas fraß meine Freude, bis nichts mehr davon übrig war.

Wie ich es befürchtet hatte. Meine schlimmsten Alpträume standen mir direkt gegenüber. Und ich hatte ihnen nichts mehr entgegenzusetzen.

Starr wie eine Salzsäule stand ich da. Drei Schatten hatten sich mir zugewandt. Die ersten beiden hatten ihre Krallen bereits tief in mich hineingegraben. Ich brauchte nicht zu fragen, wer sie waren.

Der dritte hatte die hässlichste, wildeste Fratze, sein Mund war zu einem lauten Schrei verzogen. Zuerst war ich irgendwie überrascht. Er sah so wild aus, so gar nicht nach irgendetwas, was in mein Leben passte. Aber desto länger ich ihn anstarrte, desto mehr erkannte ich ihn. Von den Momenten, wo meine Eltern gestritten hatten. Wo ich still meinen Schulranzen in die Zimmerecke geknallt hatte und meinem Vater am liebsten ins Gesicht geschlagen hätte, um ihn aufzuwecken.

Auf einmal sah ich vor meinem inneren Auge Bilder von mir als kleinem Mädchen, wie ich auf der Couch neben meinem Vater lag. *„Ich seh dich kaum noch“, murmelte mein Vater und drückte mich an sich. Sein Blick war etwas glasig und er nippte an einem Glas, das mit einer rot-orangen Flüssigkeit gefüllt war. Zögerlich kuschelte ich mich an ihn. Auch wenn ich Angst hatte, der Ruhe zu trauen, musste*

man solche Momente nutzen. Sie waren kostbar. Momente, in denen mein Vater beinahe wieder mein Dad war. Beinahe wieder er selbst. „Ich sehe dich auch kaum noch, Dad“, flüsterte ich unhörbar.

Wut. Unbändige Wut füllte mein Herz. Wut auf das ganze Leben.

„Wehr dich!“, rief plötzlich eine Stimme neben meinem Ohr. Sie war wie eine eisige Ohrfeige. Sie rüttelte mich aus einer Trance, die ich gar nicht auf mich zukriechen gesehen hatte.

X. Bei dem Gedanken an ihn war ich sofort wieder wach. Ich sah mich nach ihm um. Seine Pfeile schossen durch die Luft und einer traf einen Schatten an der Schulter. Es schien ihn zu verletzen, aber nur einen Moment lang. Dann ging er weiter auf den Geist zu.

Ich war überrascht, dass so viele Schatten mit ihm kämpften. Nicht, weil ich es ihm nicht zugetraut hätte, es mit so vielen aufzunehmen. Eher weil ich nicht gedacht hätte, dass ein eigentlich so fröhlicher Mensch wie er so viele Schatten in sich tragen konnte. Plötzlich wusste ich auch, dass es diese Schatten waren, um die es hier ging. Sie mussten wir bekämpfen, damit sie uns vorließen. Nicht die vor mir. Und seltsamerweise verschwanden die Drei in diesem Moment – als sei Licht auf sie gefallen. Doch ich bemerkte es kaum.

X keuchte neben mir. Lange würde er nicht durchhalten. Seine Kraft war die ganze Reise über schwächer geworden. Er hatte viel davon bei unseren Abenteuern verloren und nur selten einen Tropfen zurückgewonnen. „Gib auf, gib auf, gib auf...“, schienen die Schatten zu flüstern. Wie leicht es für ihn wäre, einfach aufzugeben... Nein, was für ein Unsinn. Ich schob den Gedanken weg. Er durfte nicht aufgeben. Er musste durch das Tor. Und wenn es ihn sein letztes Bisschen an Kraft kostete.

Ich zog meinen Säbel.

Als X zum zweiten Mal keuchte, verwarf ich alle Vorsicht. Ich stürzte mich zwischen ihn und seinen düsteren Angreifer. Ohne nachzudenken hielt seinen Arm fest. Man konnte ihn tatsächlich festhalten.

Aber als ich ihn berührte, spürte ich eine mächtige Kraft. Ich zuckte zusammen, als sie durch mich hindurchfloss. Es war eine Kraft, die ihn vom Tor wegziehen wollte. Sie zerrte und zog, stärker als jeder Sturm, den ich zuhause in den Bergen je erlebt hatte.

Ich wusste, dass sie mich nur aus einem einzigen Grund nicht umwarf und wegwehte wie einen Ast im Wind: Weil sie, selbst, wenn sie durch mich hindurchfloss, an X zerrte und zog, nicht an mir.

Irgendetwas war da in X, was nicht durch dieses Tor gehen wollte.

Irgendetwas in ihm wollte verdammt noch mal leben. Koste es, was es wolle. Es war eine Mischung aus Trotz, einem Wunsch nach Leben, Wut und riesiger Angst.

Ich begriff nicht, wieso sie da war. Aber als ich sie fühlte, wusste ich, dass die Lage aussichtsloser war als gedacht.

Wie sollte X je gegen so eine Kraft ankommen?

Den Arm konnte ich nur eine Sekunde lang halten. Dann schüttelte der Schatten mich ab. Aber ich gab nicht auf. Ich trat ihm gegen das Knie und schwang meinen Säbel. Ein anderer griff nach meinem Nacken. Ich biss ihn in die Hand (und war überrascht, dass er mich losließ).

Ich wusste weder, wo vorne noch wo hinten, rechts oder links war.

Um mich herum war nichts als Dunkelheit. Aber ich kämpfte mit ihr, stach mit meinem Säbel zu, als ginge es um mein Leben. Sie konnte mir nicht wirklich was anhaben und vor dem Säbel schien sie aus irgendeinem Grund weit zurückzuweichen. Darum hielt ich mich auch eine gute Weile lang auf den Beinen. Aber ich hatte keine Ahnung, ob ich wirklich Schaden anrichtete.

Und dann hörte ich plötzlich wieder ein Keuchen neben mir. Diesmal ein wirklich verzweifelter. Ich zuckte zusammen bei seinem Klang.

X!

Ich stieß einen Schatten in die Seite und hob mir mit der leuchtenden Klinge den Weg zum Licht frei. Wo war er?

Von außen sah ich, dass die Schatten einen Kreis gebildet hatten. Sie standen um eine kleine, durchsichtige, schimmernde Gestalt herum. Sie hatten ihn umzingelt.

„X!“, rief ich. Der Anblick tat fast weh, wie er da saß, völlig verzweifelt, als hätte alle seine Kraft ihn verlassen, seinen Feinden ausgeliefert. Zu meiner Überraschung liefen Tränen sein Gesicht herunter. Glitzernde, silberne Geistertränen.

„X!“, rief ich noch einmal und versuchte, die Schatten zu stoßen. Aber sie ließen mich nicht mehr durch zu ihm. Sie hatten ihn eingesperrt. Egal, was ich tat, sie wichen keinen Zentimeter zur Seite.

„X“, brüllte ich, so laut, wie ich noch nie in meinem Leben etwas gebrüllt hatte.

„Papa“, rief er schwach.

Und dann sah ich etwas, das meinen Atem stehen bleiben ließ. Er sackte in sich zusammen. Immer weiter, als würde ihn auch die letzte übrige Kraft verlassen.

„Nein! Hilfe! Was macht ihr da?“

Völlig von Sinnen trat ich nach den Schatten. Aber es war, als wären sie mehr geworden. Eine ganze Armee aus Schatten füllte die Wiese und umzingelte mich.

X lag inzwischen still auf dem Boden. Als würde er sterben.

„Nein! Hilfe!“

Und plötzlich hörte ich über mir ein Flattern. Der Adler. Seine Flügel warfen statt Schatten ein sanftes Licht auf die Wiese. Ich sah ihn aus dem Augenwinkel auf uns zurasen. Der Wind seiner Flügel fegte einige Schatten zur Seite. Aber er stürzte geradewegs auf X zu. Und er warf sich über ihn. Eine Sekunde lang war ich nicht sicher, was er da tat. Dann begriff ich, dass er ihn abschirmte.

Die Schatten schienen einen Moment lang verwirrt zu sein. Dann umfingen sie den großen Vogel. Er war in ihrer Mitte. Und sie zogen ihn auf den Waldrand zu. Mit weit aufgerissenen Augen beobachtete ich, wie sämtliche Schatten mit ihm hinüber schwebten.

Direkt auf das Tor zu, wie mir bewusst wurde.
 Nein. Nein, was taten sie denn da? Wieso nahmen sie den Adler mit?
 War X tot? Was hatten sie vor?
 Mir schwante Übles.
 Ich versuchte meinen Beinen zu befehlen, ihnen hinterherzurennen.
 Aber sie waren weich und wackelig vor Angst.
 Die Trauer in den Augen des Adlers. Jetzt wusste ich, was der Grund
 für sie gewesen war.

Was passierte hier? Wieso tat er das?
 Ich konnte nur tatenlos zusehen, wie die Armee mit ihm durch das Tor
 hindurchschwebte. Gerade als der letzte Schatten verschwunden war,
 ertönte ein Gongschlag. Und das Tor schloss sich hinter ihnen.
 Zwei Eichenflügel, die blutroter Efeu zierte, verschlossen es vor all
 unseren sinnlosen Versuchen, hindurchzukommen. Für immer.
 Ich lief zu X hinüber. Er lag immer noch im Gras, aber jetzt wirkte er
 friedlich. Viel friedlicher. Ein Lächeln hatte sich über sein Gesicht
 ausgebreitet. Es wirkte, als würde er schlafen.
 War er gestorben?
 Vorsichtig tastete ich nach ihm. Er fühlte sich nicht mehr an, wie
 eisiger Wind und auch nicht wie flüssiges Mondlicht. Es war mehr
 eine Mischung aus dem Duft von Gras im Frühling und dem Gesang
 eines Vogels, den ich unter meinen Fingern spürte.
 Und da war noch Atem in ihm. Halb erleichtert beschloss ich, ihn
 schlafen zu lassen. Ohne viel Hoffnung rannte ich auf das Tor zu. Ich
 klopfte, hämmerte, trat gegen das Eichenholz. Von allen Seiten. Aber
 ich wusste, dass es keinen Sinn hatte. Es war verschlossen. Unsere
 letzte Möglichkeit war verschwunden.
 Ich sank zu Boden und lehnte mich mit dem Rücken dagegen.
 Müdigkeit kroch durch mich hindurch. Es war alles umsonst gewesen.
 Der Adler hatte für ihn diese Welt verlassen. Aber er war trotzdem
 nicht durch das Tor gekommen.

Jetzt blieb uns nur noch eine einzige winzige Hoffnung: Das
 geheimnisvolle fünfte Tor.

Kapitel 24: Der Kuss des Abendrotes

Als sich das Tor geschlossen hatte, war die Lichtung plötzlich
 friedlich geworden und völlig frei von Baum- oder Wolkenschatten,
 als wären sie alle mit den seltsamen Gestalten durch das Tor
 verschwunden. Und mit dem Adler. Mir wurde immer mehr klar, dass
 wir diesen Frieden, in dem die ganze Lichtung jetzt erstrahlte, nur ihm
 zu verdanken hatten.
 Ob er wohl gestorben war? Wieso hatte er das für uns getan? Er war
 uns nichts schuldig gewesen. Er kannte uns kaum... Wieso hatte er X
 gerettet?
 Ich wünschte, er wäre noch hier. Ohne ihn hatten wir eine viel
 geringere Chance, vielleicht eine Spur vom fünften Tor zu finden.
 Falls es dieses Tor hier irgendwo überhaupt gab...

Als X wieder aufwachte, stellte ich sofort fest, wie schwach er war.
 Sogar sein Umriss war noch blasser geworden als vorher. Der Kampf
 hatte ihn erschreckend viel seiner Kraft gekostet. Ich bezweifelte, dass
 er noch viel an Weg zurücklegen würde können.
 Doch noch etwas an ihm war anders.
 Er wirkte erleichtert. Noch viel erleichteter, als er nach unseren
 anderen überstandenen Abenteuern gewirkt hatte. So, als wäre eine
 große Last von ihm abgefallen.
 Er lächelte von dem Moment an, als er die Augen aufschlug. Sein
 strahlendes, ausgelassenes Selbst war zurück, und jetzt war da kein
 Schatten mehr in seinem Lächeln versteckt. Buchstäblich. Völlig
 befreit erhob er sich vom Boden und grinste mir zu.
 „Was ist passiert?“, fragte er.
 „Der Adler hat dich gerettet“, antwortete ich stumpf.

X sah sich um. „Wo ist er jetzt?“

Ich konnte nicht antworten und nickte nur in Richtung Tor hinüber.

Xs Lächeln erlosch für eine Sekunde. Er runzelte die Stirn.

„Oh.“

Er schwieg.

„Er ist für mich da hineingeflogen, oder?“

Ich nickte.

Wir schwiegen beide eine Weile lang.

„Lass uns weitergehen!“, beschloss X irgendwann.

Ich zögerte.

„Bist du dir sicher?“

Er drehte sich zu mir um.

„Was meinst du damit?“

„Du hast fast keine Kraft mehr übrig. Das nächste Tor hat noch nie jemand gefunden. Und die, die es gefunden haben, konnten nicht hindurchgehen. Wer sagt uns, dass es überhaupt existiert? Und...“

Ich beendete den Satz nicht, denn was ich sagen wollte, war: „Und du hast es bisher auch durch keines der Tore geschafft. Das wäre völlige Verschwendung von Kraft und Zeit.“

„Es hat keiner gefunden, aber die, die es gefunden haben, sind nicht hindurchgekommen. Das ergibt überhaupt keinen Sinn. Es muss einen Weg geben, es zu finden. Wir können doch nicht so kurz vor dem Ziel aufgeben. Diesmal gehe ich wirklich hindurch. Egal, wie schwer es sein wird.“

Das waren die ganze Reise über meine Sätze gewesen. Aber inzwischen glaubte ich selbst nicht mehr daran.

X sah, dass ich nicht überzeugt war.

„Hey. Ich kann völlig verstehen, wenn du nicht mehr weitergehen willst. Wenn es dir lieber ist, kannst du auch schon zurückgehen. Aber ich kann jetzt nicht aufgeben. Es tut mir wirklich leid. Aber ich muss diese letzte Chance nutzen. Sonst... sonst wäre es umsonst gewesen, verstehst du? Nicht nur die ganze Reise. Sondern auch alles, was die

Leute unterwegs für uns getan haben. Und was der große Adler für mich getan hat.“

Ich schüttelte den Kopf. Fragend sah er mich an.

„Ich gehe nicht zurück. Wenn du das fünfte Tor suchst, komme ich mit bis zum Ende.“

Und damit war es beschlossene Sache. Ich hatte zwar immer noch wenig Hoffnung. Aber es stimmte. Wir schuldeten dem Adler, es bis zum letzten Tropfen Kraft zu versuchen. Und solange ich auch noch irgendwo einen Tropfen Wasser zum Trinken und eine winzige Wurzel zum Essen fand, würde ich mitkommen. Und wenn es nur deshalb war, damit ich solange wie möglich an Xs Seite bleiben konnte.

Wir wanderten also weiter, von der Lichtung aus durch den Wald hindurch. Dort trafen wir ein paar Waldweixe, deren Fragen ich gekonnt ignorierte – und fanden zu meiner Freude auch ein paar der Kräuter, mir unbekannten Pflanzensorten, Beeren, Früchte und Pilze, die der Angsthase mir beschrieben hatte. Ich hatte also ein reichhaltiges Frühstück. Mit einer Sorte Beeren konnte man sogar aus nur wenigen Tropfen einen wirklich guten Saft mischen. Ich konnte nicht anders, als so viele wie möglich von ihnen einzusammeln und sie in eine meiner vielen Boxen zu packen, um sie mit nach Hause zu nehmen. Keine Ahnung, ob so etwas überhaupt erlaubt war. Aber ich beschloss, zuhause einfach ihr Geheimnis für mich zu behalten und sie niemandem zu zeigen.

Nachdem ich auch noch mein Mittags- und Abendessen gepflückt hatte, machten wir uns wieder auf den Weg. X hatte seine Freude daran, durch die Bäume zu turnen und mich von hinten fast umzuwehen. Er überredete mich, mit ihm durch ein paar Bäume zu klettern und in einen Fluss hineinzuplatschen, wo er mich dann mit Wasser vollspritzte. Das schien sein Hobbysport zu sein.

So wie vorher die Gegend mit jedem Schritt düsterer und nebeliger geworden war, schien sie jetzt mit jedem Meter, den wir zurücklegten, schöner und farbiger zu werden. Das grün wurde grüner und die Beeren leuchteten rötter und die Blumen blühten bunter. Schließlich ließen wir den Wald hinter uns und befanden uns wieder in einer Wiesengegend. Aber dort endete der Weg plötzlich. Beziehungsweise er verlор sich im fast meterhohen Gras und war nirgends mehr zu finden.

„Meinst du, hier ist das letzte Tor?“

Ich zuckte seufzend mit den Schultern und sah mich um. Wenn es überhaupt irgendwo war, könnte ich mir gut vorstellen, dass es hier war. Eigentlich konnte ich mir sogar gut vorstellen, dass wir bereits hindurchgegangen waren und das hier schon das Land der Ruhe war. Wenn ich mir irgendwie den Himmel vorstellte, dann so (wie gesagt war ich jung und wusste nur wenig über das Land der Ruhe). Unberührte Natur lag vor uns in ihrer in ihrer strahlendsten Schönheit. Vor allem beim Anblick eines schneeweiß blühenden Kirschbaums, der links neben uns in seiner vollen Pracht stand und der jedes Hochzeitskleid überstrahlt hätte, stockte mir der Atem. Die Wiese war so riesig, dass man das Gefühl einer endlosen Weite spürte. Am liebsten würde man über sie hinüberfliegen und sie von oben betrachten.

Aber das alles half uns wenig, wenn wir nicht den Weg finden konnten. Wir suchten überall, zuerst nach Hinweisen auf das Tor, dann nach Anzeichen dafür, dass hier irgendwo mal ein Weg gewesen sein könnte, der inzwischen vom Gras überwuchert und von der Landschaft vergessen worden war. Kilometerweit wanderten wir mal zu zweit, mal alleine, in verschiedenste Richtungen und suchten gefühlt jeden Fleck Erde ab. Wir gingen sogar, ohne große Erwartungen, in den Wald zurück, um ihn zu durchforsten, wir suchten in der Wiese, die nirgends ein Ende zu nehmen schien, X

schwebte bis fast in die Wolken hinein, um den Himmel abzusuchen. Noch erschöpfter als vorher kehrte er zurück.

Irgendwann musste schließlich auch er einsehen, dass es keinen Zweck hatte. Und wenn wir wochenlang suchen würden, wir würden doch nichts finden. Die Gegend hier nahm nirgendwo ein Ende. „Wir müssen umkehren“, fasste ich unser stilles Eingeständnis schließlich in Worte. Es war schon Abend geworden, ein besonders schönes, golden leuchtendes Abendrot, das sich zwischen den Zweigen des Kirschblütenbaumes verfang und dort in goldenem Schein gefangen blieb. Man hatte den Eindruck, die ganze Welt stünde still und hielte den Atem an bei diesem Anblick.

Tatsächlich sah ich ein graziöses, rehähnliches Wesen mit goldenem Geweih, dessen Spitzen rötlich leuchteten, regungslos stehen bleiben und zum Horizont blicken, um dem Himmel zu lauschen.

Und wir waren uns sicher, dass man in dieser Welt näher wirklich nicht an das Land der Ruhe herankommen konnte.

Wir setzten uns ins hohe Gras, halb resigniert, halb voller Staunen über diese Schönheit. Es machte mich trauriger als je zuvor, dass die Menschen sie in unserer Welt einfach immer weiter zerstörten.

Unseren Wäldern und Wiesen war nicht die Hälfte dieser Pracht übrig geblieben.

„Irgendwas haben wir falsch verstanden“, murmelte X ratlos.

„Irgendwas machen wir nicht richtig. Vielleicht ist das Tor unsichtbar. *Niemand hat es je gefunden und wenn doch sind sie nicht hindurch gekommen.* Hat das irgendeine tiefere Bedeutung? Man, ich wünschte, Sonja wäre hier, sie ist bei solchen Sachen immer so klug...“

Das stimmte. Sonja hätte am Ehesten von uns allen gewusst, was wir übersahen. Schmerz erfüllte mich beim Klang ihres Namens. Auch ich wünschte, sie wäre hier, bei uns...

X sah mich von der Seite an und seufzte. „Ich ertrage diese Traurigkeit einfach nicht. Ich kann es nicht ertragen, traurig zu sein.“

Und noch weniger, dich so traurig zu sehen. Lass uns einfach fröhlich sein. Trotz allem. Sonja geht's jetzt gut.“

Ich nickte und lächelte. „Du hast Recht. Eigentlich freue ich mich auch. Ich bin wirklich froh, dass sie es geschafft hat und jetzt... am Ziel ist.“ Schon deutlich besser gelaunt lächelte X zurück.

„Das hier ist ein schöner Ort“, seufzte er. „Ich wünschte, wir könnten immer hierbleiben. Wenn wir schon das Land der Ruhe nicht finden werden.“

Ich nickte. „Ich auch.“

Wenn meine Mutter nicht wäre, hätte ich das getan. Ich wäre für immer mit X hiergeblieben. Bis zu meinem Tod. Und wer weiß, vielleicht sogar danach auch noch... Wenn X es nicht mehr schaffte, diese Welt zu verlassen, war ich bestimmt auf dem besten Weg, irgendwann auch ein Geist zu werden. Ich konnte mir nicht vorstellen, ihn hier zurückzulassen.

Dann könnten wir weit oben über diese Gräser fliegen und zusammen auf dem Kirschblütenbaum mitten im Abendrot sitzen...

Ich spürte, wie seine Hand meine fand. Er rückte ein wenig näher an mich heran, während wir weiter in die Sonne blickten.

Es fühlte sich so natürlich an, dass ich es kaum bemerkte. Aber ein warmes Gefühl breitete sich plötzlich in mir aus, von meinen Fingerspitzen durch meinen Magen hindurch bis in die kleinste Zehe hinunter.

Das war es also. Das Ende unserer großen Reise.

X beugte sich zu mir hinüber und mit einem Mal war er mir so nahe, dass ich eine kühle Brise auf meiner Haut spürte. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Wir hatten uns schon öfter berührt, sogar noch viel mehr als jetzt. Aber ich spürte, dass das hier gerade eine andere Art von nahe geworden war. Eine intensivere. Fast so, als wollte er mich...

„Mit dir ist es mir egal, ob ich sterbe oder lebe oder für immer als Wind durch das Weltall wehe“, wisperte er. „Auch wenn es seltsam klingt, du machst mich lebendig.“

Und dann küsste er mich. Es fühlte sich süßer an als alle Beeren, die ich gegessen hatte, und sanft wie eine Frühlingsbrise. Schmetterlinge flogen in Scharen durch meinen ganzen Körper, mein Verstand vergaß seine Existenz. Der Wind auf meinen Wangen wurden Xs sanften Finger und der Wind auf meinen Lippen wurde zu seinen Lippen, der Wind um meine Schultern zu seinen Armen und das Licht über uns, das so ewig zu scheinen schien, wuchs und wuchs und wurde so groß, dass es den ganzen Himmel einnahm. Aber ich hatte keine Augen dafür. Ich bemerkte nicht, dass sich plötzlich mitten in den Wolken eine goldrote Tür öffnete, aus der noch viel helleres Licht herausdrang, heller, als alles, was ich je zuvor gesehen hatte. Es war mir völlig egal, dass X immer durchsichtiger und durchsichtiger wurde, solange ich ihn immer noch spürte. Ich bekam nicht einmal mit, wie ein Adler aus dem Himmel elegant auf uns zusegelte und X auf seine Schultern glitt. Ich merkte nicht, wie er vor meinen Augen verblasste und ich dann plötzlich nur noch den Windhauch berührte, den er zurückließ. X hatte mich geküsst...

„Ich liebe dich“, wisperte dieser Wind leise aus den Blättern der Bäume heraus. Und das war das letzte, was ich von meinem Freund hörte, bevor er aus dieser Welt verschwand.

Mit dem Kuss auf meinen Lippen ließ er mich völlig alleine in dieser Welt zurück.

Teil 4 – Schmetterlingsflügel



Kapitel 25: Heißer Tee

Ich begriff lange Zeit nicht, vielleicht minutenlang, vielleicht waren es Sekunden, vielleicht Stunden und vielleicht noch nicht einmal wirklich nach einigen Wochen, was gerade geschehen war. Hier stand ich, alleine auf der wunderschönen, friedlichen Wiese und konnte nichts Anderes tun, als zuzusehen, wie die wunderschöne Wärme in mir sich immer mehr mit etwas Anderem mischte. Nämlich der Erkenntnis, dass X fort war. Für immer.

Ich starrte ausdruckslos in den Himmel hinein, wo das Tor noch golden strahlte und einen Spalt weit offenstand – aber für mich unerreichbar weit weg. So wie X.

Wie konnte das sein, wo er mir gerade noch so nahe gewesen war? Wie konnte das passieren? Wie um alles in der Welt hatte er mich so plötzlich verlassen?

Während ich das Tor anblickte, wünschte ich mir auf einmal nichts sehnlicher, als dass ich auch hindurchgehen könnte. Alle Menschen, die ich wirklich liebte, waren dort drüben. Sehnsucht überwältigte mich und kroch über meine niedergerissenen Mauerreste in mich hinein – Sehnsucht, bei X zu sein, meine Oma noch einmal zu sehen. Und Sonja und Lancelot...

Da plötzlich öffnete sich das Tor noch einmal und ein Adler glitt aus ihm heraus. Er flog direkt auf mich zu. Ich blickte in seine Augen hinein, während sich meine langsam mit Tränen füllten.

„X ist jetzt zuhause“, schienen sie mir zu sagen. „Ich bin hier, um dich auch nach Hause zu bringen.“ Der mächtige Vogel landete würdevoll mit ein wenig Abstand neben mir im Gras und putzte sein Gefieder, sodass er nicht zu mir herübersah. Als wolle er mir etwas Raum geben.

Und unerwarteterweise sprang auf einmal etwas von seiner Schulter herunter. Etwas Durchsichtiges.

Einen winzigen Augenblick lang schlug mein Herz ein wenig höher, denn für den Bruchteil einer Sekunde dachte ich, er wäre noch einmal zu mir zurückgekehrt.

Aber dann stellte ich überrascht fest, dass er eine Katze war. Eine Geisterkatze, um genau zu sein, die durch die hohen Grashalme hindurch zielstrebig auf mich zutapste und ihren Kopf an meinen Beinen rieb. Da liefen die Tränen, die sich in meinen Augen gesammelt hatten, endgültig über.

Einige Minuten lang konnte ich nichts Anderes tun, als die Katze zu streicheln, und dabei ihr tröstlich weiches Geisterfell vollzuheulen.

Sonja. Das war wie ein Zeichen von ihr.

Ich war so froh, dass ich sie kennengelernt hatte. Dass sie jetzt bei mir war, irgendwie, auch wenn sie noch so weit von mir entfernt war.

Dass ich diese kostbare Zeit mit ihr und X verbringen konnte.

Und in diesem Moment begriff ich, dass es allen Unterschied der Welt machte, ob man nie eine beste Freundin gehabt hat oder ob man eine hatte und sie wieder verlor. Die Freundschaft konnte man nämlich nicht mehr verlieren. Sie würde einen immer tragen.

Auf dem Rückflug klammerte ich mich an der Katze fest, als sei sie mein Rettungsanker. Gut, dass sie eine Geisterkatze war und man sie nicht zerquetschen konnte. Sie war mir als letzte von unserer Gruppe geblieben und es war unglaublich tröstlich, dass es außer mir noch irgendjemanden auf dieser Erde gab, der wusste, dass X, Sonja und Lancelot gelebt hatten. Jemand, der sie fast so lange gekannt hatte wie ich, und der auf seine eigene, katzenhafte Weise zumindest ein bisschen mit mir um sie trauerte.

Sie lehnte geduldig ihren Kopf gegen meinen Arm und ließ all meine Gefühle über sich ergehen. Ich hätte gedacht, dass sie das nur bei Sonja zulassen würde. Aber sie schien zu wissen, dass ihre Nähe mir half.

Irgendwann, mitten im Flug, als meine Tränen verstummt und meine Gefühle versiegt waren und mein Kopf wieder zu arbeiten begonnen hatte, als die Erkenntnisse in mich hineinsickerten und die ungeklärten Rätsel sich ihren Weg zurück in mein Bewusstsein erkämpft hatten, drehte der Adler seinen Kopf zu mir nach hinten.

„Stell deine Fragen, Tochter von Menschen“, sagten seine Augen.

Oder zumindest meinte ich das. Ganz sicher war ich mir nicht, ob sie denn wirklich sprachen, und desto weiter ich die Welt der Geheimnisse hinter mir ließ, desto unwahrscheinlicher schien es mir.

„Beim Schlachtfeld der Schatten... du hast gesagt, X müsse seine Schatten nicht besiegen, sondern nur hindurchgehen.“

„Er hätte sie nicht besiegen müssen. Im Feuer wäre er sie losgeworden. Er hätte sich von ihnen nur nicht abhalten lassen dürfen, hindurchzugehen. Aber dazu war er zu dieser Zeit nicht stark genug.“

„Beim nächsten Tor war er dann stark genug?“

„Du warst für ihn der Schlüssel für das fünfte Tor.“

„Ich?“

„Du hast an ihn geglaubt. Deine Liebe hat ihn so stark gemacht, dass seine Seele in diesem Moment schließlich bereit war zu gehen.“

Ich sagte ein paar Sekunden lang nichts. Der Adler wartete geduldig ab, bis ich die Worte fand, um die nächste Frage zu stellen.

„Warum bist du nicht... gestorben? Als du dort hindurchgeflogen bist?“

„Ich bin ein Geschöpf des Lebens. Ich kann nie ganz sterben. Die Schatten waren Geschöpfe des Todes, und zum Tod sind sie zurückgekehrt.“

„Wieso konnten wir die Schatten bekämpfen? Lag das an den Waffen?“

Sie hatten so unverletzbar gewirkt, so allmächtig und düster...

„Nur zum Teil. Es lag mehr daran, dass ihr gekämpft habt. Das allein war genug, um sie zumindest aufzuhalten. Doch um sie ganz zu besiegen, hättet ihr das Licht gebraucht.“

„Was muss man tun, um dort in das Land der Ruhe zu kommen?“

Das war die Frage, die sich mir am drängendsten stellte.

„Man muss nichts tun. Es ist bereits alles getan, was getan werden musste. Man muss nur kommen.“

„Warum ist es dann so schwierig, dorthin zu gehen? Warum gibt es so viele Geister, die es nicht hinüberschaffen?“

„Weil viele nicht kommen.“

„Und warum kommen sie nicht?“

„In diesem Leben habt ihr noch so vieles, was euch wichtiger erscheint. Und wenn ihr dieses Leben verlasst, haben viele keinen Glauben.“

„Keinen Glauben?“

„Keinen Glauben daran, dass es existiert. Keinen Glauben daran, dass sie dort aufgenommen werden. Keinen Glauben daran, dass sie noch geheilt werden können. Und deshalb können sie es auch nicht. Sie fliehen. Aber wenn diese Welt ihr Ende nimmt, und es keine Flucht mehr geben wird, werden noch manche wandernden Seelen den Weg finden.“

Später konnte ich nicht sagen, ob es nur ein Traum gewesen war oder real oder beides gleichzeitig, oder ob ich vielleicht sogar die ganze Geschichte nur geträumt hatte. Denn am nächsten Morgen wachte ich dann wieder ganz normal in meinem Bett auf. Aber davor war es mir fast so, als flöge ich auf dem Rücken eines riesigen Adlers mit geschmeidigen Federn, die sich unter meinen Händen anfühlten wie glatter Samt, durch den eisigen Nachthimmel, mitten zwischen den Sternen hindurch. Und als setzte er mich dann bei einer altbekannten Hütte ab, die aus Birkenzweigen bestand.

Dort ließ er mich von seinem Hals gleiten und senkte den Kopf, um mit seinem mächtigen Schnabel gegen die helle Holztür zu klopfen. Aber statt dass sie sich öffnete, schwebte eine kleine durchsichtige Gestalt durch sie hindurch und betrachtete uns mit scharfen grünen

Augen. Sie verbeugte sich vor dem Adler und sagte: „Mein Herr, Ihr habt nach mir gerufen. Hier steht Euer Diener.“

Der Adler neigte den Kopf in meine Richtung, warf mir einen letzten Blick aus seinen klugen Augen zu und erhob sich wieder in die Lüfte. Trauer erfüllte mich, sobald er verschwunden war. Er hinterließ eine gähnende Leere in mir. Allein mit der durchsichtigen Gestalt stand ich verloren in der Nacht. Der Geist musterte mich seufzend. Dann hielt er mir die Tür auf.

„Hier ist dringend Tee nötig“, stellte er fest. Zögernd trat ich in die kleine hölzerne Hütte hinein. Mitten im Raum blieb ich stehen, den Blick auf den Boden gerichtet.

„Setz dich, setz dich“, seufzte der Geist und deutete mit seiner Hand auf die Bank. „Ich braue dir was Starkes, was mit Lebenskräften, einem Funken Hoffnung und viel Wärme. Ah! Wie wäre es mit meiner speziellen Weihnachtsmischung?“

Der Geist öffnete ein großes Glas voll mit Teekräutern. Der Duft von Weihnachten breitete sich in dem kleinen Zimmer aus. Ich musste schlucken, weil er mich so heftig an die vielen fröhlichen Heilig Abende mit meiner Oma erinnerte. Lange ausgetrocknete Tränen kämpften sich den Weg frei bis in meine Augen hinunter. Aber gleichzeitig spürte ich plötzlich wieder ein wenig Wärme in mir aufsteigen.

Der Geist sah mich abwartend an. Ich nickte zustimmend. Dann raffte ich mich endlich auf, mich auf die Bank zu setzen. Ich legte die Hände auf dem Tisch und betrachtete sie im Mondlicht.

Während das Wasser kochte, setzte der Geist sich mir gegenüber auf die Bank und sah mich an. Ich versuchte, seinem Blick auszuweichen. Aber irgendwann schaute ich ihn dann doch an.

„X ist gegangen.“

Ich nickte.

„Das ist das, was ihr wolltet. Aber jetzt bist du traurig.“

Ich nickte.

„Yara.“ Seine Stimme klang ruhig und sanft, als er meinen Namen aussprach. „Er wäre hier nie glücklich geworden. Er hätte in Ewigkeit gelitten unter der Unruhe und Müdigkeit. Jetzt ist er an einem Ort, an dem er glücklicher nicht sein könnte und es doch mit jeder Sekunde wird.“

Ich nickte. Das wusste ich. Ich wusste alles, was man mir sagen hätte können, um mich zu trösten. Die Tränen in meinen Augen kämpften sich leise und still ihren Weg weiter über meine Wangen hinunter. Er hatte recht. X war jetzt glücklich. Und das freute mich, ehrlich. Ich freute mich für ihn, dass er nicht für immer unglücklich sein würde. Um keinen Preis der Welt hätte ich unsere Reise rückgängig machen wollen.

Nur ich selber konnte nicht glücklich sein.

„Du wirst immer Freunde haben im Land am Ende der Welt und Dahinter.“

Ich blickte zu ihm auf.

„Du wirst nicht alleine sein, Yara. Freundschaft ist nichts, was man einem Menschen wieder nehmen kann, wenn sie dort gewachsen ist, wo die Nacht nicht vordringen kann, im Innersten deines Herzens. Dort leuchtet sie wie ein Stern in der Finsternis. Sterne gehen nicht aus, auch wenn Menschen diese Erde verlassen.“

Ich startete weiter auf meine Fingernägel. Im Mondlicht schimmerten meine Hände seltsam, sodass ich einen Augenblick lang das Gefühl hatte, selbst ein Geist zu sein. „Sie werden immer an deiner Seite stehen. Und du wirst sie wiedersehen. Alle.“

Er hob den dampfenden Kessel aus den Kamin und gab einen kräftig gehäuften Löffel von Teeblättern hinein.

Und plötzlich, vielleicht war es auch nur der furchtbar aufmunternde Teegeruch, der mich immer mehr erfüllte, aber plötzlich war es mir so, als spürte ich sie. Sonja, Lancelot, Sira – und X. Sie waren alle da und es war mir, als bewunderten sie den herrlichen Duft des Tees in dem Kessel, als lachten sie heiter über Lancelot, der mit seinem Stock

als Zauberstab den Kesselinhalt in Limonade zu verwandeln versuchte. Ich schüttelte verwirrt den Kopf.

Langsam ging es mir immer mehr wie Sonja: Ich verlor jeden Sinn dafür, was real war und was ich mir nur einbildete. Aber die Vorstellung war so tröstlich, dass ich fast gelächelt hätte.

Doch da war etwas in mir, noch etwas Anderes als nur Trauer und Einsamkeit, was mich davon abhielt.

Der Geist sah mich wieder mit seinem scharfen Blick an, als er mir Tee eingoss (in eine altmodische Tasse, die ich noch aus meiner Kindheit kannte).

„Als du hierherkamst, hattest du Angst vor dieser Reise.“

Ich nickte.

„Und jetzt hast du auch Angst.“

Ich nickte. Wenn das Gespräch weiter so verlief, würde ich irgendwann Halsschmerzen von dem vielen Nicken bekommen. Kopfschmerzen hatte ich bereits.

„Es zeugt eigentlich von großem Mut, dass du vor der gefährlichen Reise weniger Angst hattest als vor deiner Heimreise.“

Überrascht blickte ich ihn an.

„Trotzdem wünschte ich, ich hätte weniger“, murmelte ich. Das erste, was ich wirklich zu dem Gespräch beitrug.

Sie schnürte mir die Kehle zu, diese Angst, und sie bekämpfte die Wärme des Tees mit einer eisigen Kälte.

„Können Sie nicht etwas dagegen tun? Gegen diese Angst?“

Der Geist sah mich traurig an.

„Oh, ich könnte dir Tees zusammenbrauen, die so viel Stärke und Furchtlosigkeit durch deine Adern fließen lassen würden, dass alle Angst bei deinem Anblick erzittern würde.“

Hoffnungsvoll sah ich ihn an. Er seufzte.

„Aber selbst das würde alles nichts nutzen. Wenn es dir wichtig ist, was die Menschen über dich denken, wenn du unbedingt vermeiden willst, dass sie etwas Schlechtes in dir sehen, könntest du hunderte

solcher Tees trinken, du hättest trotzdem noch Angst. Das Leben kann man nicht mit Magie lösen, Yara. Man muss sich ihm stellen.“

„Das heißt... es liegt daran, dass es mir was ausmacht, wenn die Menschen schlecht über mich denken?“

„Es liegt daran, dass du darum kämpfst, dass sie das nicht tun. Würde dein ganzes Herz sich wirklich entscheiden, dass du nur noch um die anderen Dinge in deinem Leben kämpfst, könnte deine Angst beim ersten Hauch eines Tees schon weggeschmolzen sein. Wer weiß, vielleicht würdest du ihn nicht einmal brauchen. Aber so eine Entscheidung ist für ein Menschenherz fast unmöglich zu treffen. Ihr Mensch braucht einander. Ihr braucht andere von eurer Sorte, um zu überleben. Ich fürchte, du wirst deiner Angst ins Gesicht blicken und auf deinesgleichen zugehen müssen, wenn du wirklich willst, dass es dir egal wird.“

Ich nickte. Das hatte schon einmal geklappt. Mit X an meiner Seite hatte ich kaum Angst gehabt.

Vielleicht war ich ja mein ganzes Leben lang an die Sache falsch herangegangen. Ich hatte immer versucht, ich zu bleiben und zu dem stehen, woran ich glaubte. Egal, was die Blicke um mich herum sagten. Aber vielleicht war das nicht die Lösung. Innerlich war es mir doch wichtig geblieben, was sie dachten.

Vielleicht wäre die Lösung gewesen, Freunde zu gewinnen, die mir keine Blicke zuwarfen. Menschen wie Sonja und X und Sira und Lancelot.

Ich schluckte bei der Vorstellung.

Das würde die schwerste von allen Reisen werden. So viel war sicher...

„Eine Frage hab ich noch“, sagte ich schließlich. Sie hatte schon die ganze Reise über immer wieder an mir genagt und jetzt platzte sie an meinen Gefühlen vorbei aus mir heraus.

„Was waren die unsichtbaren Spuren, denen wir folgen hätten sollen zum ersten Tor?“

„Die Spuren in euch. Ihr habt das Tor schon lange gespürt, bevor es dort war, denn dieses Leben hat Spuren in euch hinterlassen, Narben, die ihr auf keinen Fall in diesen Spiegel sehen wolltet. Sie wollten euch davon abhalten, ihm auch nur nahezukommen.“

Ach, ok. Und wie bitte hätten wir da je draufkommen sollen? Naja, gefolgt waren wir ihnen ja trotzdem irgendwie...

Als ich den letzte Schluck Tee trank, merkte ich, wie meine Trauer sich verändert hatte. Sie war noch da und mir war immer noch zum Weinen zu mute. Aber sie war weniger schmerzhaft. Als wäre irgendwo in mir etwas heil geworden. Und es war eine Trauer, die gleichzeitig voller Frieden war. Diese Art von Frieden, die man im Herzen trug, wenn man wusste, dass es zwar wehtat – aber gleichzeitig alles gut war.

X und Sonja waren glücklich. Ich würde nicht alleine sein.

Alles war so, wie es sein sollte.

Kapitel 26: Zurück in meiner Welt

Das Zimmer, in dem ich aufwachte, kam mir gleichzeitig vertraut und sehr, sehr fremd vor. Wie etwas, das man lange gekannt und doch noch länger nicht gesehen hatte. Etwas aus einer anderen Welt, die man einmal Heimat genannt hatte, bis man eine gefunden hatte, in der man wirklich zuhause war. Etwas, das dann leer und fremd wirkte, weil man kaum glauben konnte, einmal an diesem düsteren Ort gelebt zu haben. Die kahlen Wände, der hellblaue Boden, die orangen Vorhänge, der alte Schrank, das Doppelbett und der Schreibtisch voller Schulsachen, die weiche Matratze unter mir und die sternenleere Zimmerdecke über mir, sie kamen mir alle beunruhigend normal vor. Es war wie wenn man mitten in der Nacht in einem Krankenhaus aufwachte und feststellte, dass einem schon wieder ein langweiliger, trostloser, einsamer Tag im Bett bevorstand, anstatt ein lustiger, aufregender mit seinen Freunden zuhause.

So in etwa fühlte ich mich, als ich im düsteren Morgenlicht die Umrisse meines Zimmers erkannte. Ich hatte keine Ahnung, wie ich hierher zurückgekommen war und ob ich überhaupt hierher zurückgekommen war oder vielleicht nie weg gewesen war. Aber es fühlte sich nicht richtig an, hier zu sein, wo alle Tage gleich lang waren und alle Stunden im selben Takt vorwärtsliefen. Es fühlte sich genauso unwirklich an, wie mir alles andere erschien, was ich in letzter Zeit erlebt hatte.

Das schrille Klingeln meines Weckers riss mich ungewohnt laut aus meiner Starre. Ich musste vergessen haben, ihn auszustellen. Gut, dass er ohne Strom funktionierte.

Seufzend schlug ich die Bettdecke zurück und schwang mich aus dem Bett. Die Luft um mich herum war viel zu warm und zuerst meinen Schlafanzug ausziehen zu müssen, bevor ich in den Tag starten konnte, fand ich unglaublich nervig und anstrengend. Nicht einmal die bequeme Badewanne lockte mich. Im Badezimmer quälte ich mich durch meine Morgenroutinen, wobei ich meiner Schwester ignorierte, die genervt gegen die Tür trommelte. Ein Blick in den Spiegel bestätigte mir zu meiner Erleichterung, dass ich eine Dusche immer noch dringend nötig hatte. Ein letztes Andenken an meine Abenteuer, ein letzter Beweis, dass alles real gewesen war und dass ich wirklich irgendwo auf dieser Welt (oder in einer anderen) Freunde gehabt hatte.

Ich nahm meine Büchse mit Roggenmehl aus dem Schrank und wusch ihn mir aus den Haaren heraus.

Mit ein wenig mehr Mut öffnete ich schließlich die Badezimmertür und wappnete mich für die Paraden.

Aber statt zu schimpfen, starrte meine kleine Schwester mich nur an.

„Was ist?“, fragte ich unsicher.

„Wann bist du gestern Nacht wiedergekommen? Hast du Mama schon bescheid gegeben? Warum hast du nicht angerufen? Wieso siehst du so anders aus? Wo warst du?“

„Wieso sehe ich anders aus?“ Verblüfft trat ich zum Spiegel zurück und betrachtete mich. Ah ja. Stimmt. Meine Haare waren kürzer. Ein weiteres Andenken, bei dessen Anblick sich ein Lächeln über mein Gesicht ausbreitete. Und meine Haut war braun geworden. Und da war noch etwas. Etwas in meinen Augen hatte sich verändert. Mein Blick war blass, aber wild und entschlossen.

„Warum warst du so lange weg? Du hättest fast den ersten Schultag verpasst! Warum hast du nicht angerufen?“

„Weil mein Handy kaputt ist“, antwortete ich halb wahr. Ob ich am Ende der Welt wohl Empfang gehabt hätte?

„Wann bist du wiedergekommen?“

Gute Frage. Ich zuckte mit den Schultern.

„Gestern Nacht“, sagte ich und hoffte, dass es stimmte. „Hab mich verspätet“, fügte ich hinzu, als ich ihren ungläubigen Blick sah.

„Mama und Papa wissen noch nichts glaube ich. Aber ich sag es ihnen gleich. Ich wollte nur schon mal duschen vorher. Ist morgen schon wieder Schule?“

Ich hatte auf der Reise irgendwann jedes Zeitgefühl verloren. Leider hatte ich nicht mitgezählt, wie viele Tage vergangen waren. Und wenn ich es hätte, wäre ich mir nicht sicher, ob hier dieselbe Anzahl vergangen war. Aber dass die gesamten Ferien vergangen waren, hätte ich nicht gedacht.

„Du bist gestern Abend zurückgekommen, ziemlich erschöpft, mit dreckiger Kleidung. Du hast so ausgesehen, als seist du zu Fuß hierher zurückgekommen. Warum hast du nicht den Zug genommen? Was hast du gemacht?“, fragte meine Mama besorgt. Mein Papa starrte mich nur mit verärgertem Blick an. Ich seufzte. Jetzt war es Zeit, sich möglichst schnell eine gute Geschichte auszudenken. Zu meiner Überraschung fiel sie mir sofort ein. So, als sei sie wirklich passiert. „Ich bin gestern Mittag zu Tante Lisa zurückgekommen. Ich wollte direkt mit dem Zug zurückfahren, aber der hatte unterwegs zwei

Stunden Verspätung und kam dann ab Neumark nicht mehr weiter. Ich wollte kein Taxi rufen, also bin ich den Rest zu Fuß gegangen“, erklärte ich. „Tut mir leid.“

„Du brauchst dringend ein neues Handy“, beschloss meine Mutter, aber ihre Sorgenfalten hatten sich einen Millimeter weiter gelockert. „Wir haben kein Geld für ein neues Handy“, widersprach mein Vater müde. Und plötzlich sah ich wieder etwas von dem alten, zerbrochenen Mann in ihm, den seine Eltern fast verhungern hätten lassen als er drei war und der im Heim aufwachsen musste, bis ihn meine Oma als Pflegekind adoptiert hatte - leider schon zu spät, um die Verbitterung noch aus seinen Augen und die Bierflaschen aus seinen Händen zu vertreiben. Den Mann, der mein Vater war. All der Zorn auf ihn, den ich Jahre lang in mir versteckt hatte, war wie weggeblasen. Und auch meine Angst war seltsamerweise weg. Da war nur noch Traurigkeit. Die tiefe Traurigkeit der Lieder zwischen den Zweigen von Trauerweiden. Ich lächelte ihm zu. „Vielleicht kann ich ja arbeiten gehen. In einer Gärtnerei oder so. Dann kann ich mir selber eines kaufen und ihr müsst euch keine Sorgen mehr um mich machen.“ Dieser Vorschlag verblüffte alle am Tisch so sehr, dass niemand begann, etwas Schlechtes daran sehen zu wollen. Einen Moment lang hatte ich fast das Gefühl, wir wären eine Familie.

Kapitel 27: Ein kleiner gelber Schmetterling

Ich war in ihn verliebt gewesen. Die Erkenntnis sickerte langsam in mein Bewusstsein, als ich die nächsten Tage versuchte, irgendwie in das Leben zurückzufinden, das ich vor meiner Reise hier zurückgelassen hatte. Und er auch in mich.

Ich war noch nie vorher verliebt gewesen und hatte die Zeichen nicht erkannt. Ich hatte nicht darauf achtgegeben, wie mein Herz in seiner Nähe immer schneller schlug und wie sein Blick ein Kribbeln über

meine Haut gejagt hatte, wie schon der Klang seines seltsamen Namens mich lächeln ließ und Wärme mich bei seinem Anblick im Mondlicht erfüllt hatte. Ich hatte es einfach nicht realisiert. Es hatte sich leise über uns und in uns geschlichen und schließlich auch zwischen uns, so leise, dass es keiner von uns gemerkt hatte. Dafür ließ es mich jetzt umso verzweifelter hier stehen. Als hätte ein heftiger Schlag meinen Kopf getroffen.

Denn es war mehr gewesen, als einfach nur verliebt zu sein. Es war das Gefühl gewesen, das seltene Gefühl, das man hat, wenn man jemanden findet, der für einen bestimmt ist. Seit dem Anfang der Zeiten. Du spürst es schon von Beginn an, leise, tief in dir, und ohne, dass es sich dir aufdrängt, wird es so stark, dass nichts auf dieser Welt es mehr erschüttern könnte. Es ist wie so eine Macht, die dich zu ihm hinzieht, ohne dass du etwas dagegen unternehmen kannst. Du kannst dir nicht erklären warum, es scheint auch keine logischen Gründe zu geben, weder, dass ihr gut zusammenpassen würdet, noch, dass er gut aussähe. Aber mit ihm fühlst du dich plötzlich, als wäre nun all das da, was dir immer gefehlt hat. Mit ihm kannst du alles schaffen, mit ihm bist du stärker, als du je dachtest, dass du sein könntest.

Und dann wird er wieder von deiner Seite gerissen.

Ich weiß, das klingt alles sehr unrealistisch und vielleicht denkt ihr euch, da könntet ihr auch gleich einen Kitschroman lesen. Aber wer es erlebt hat, der weiß, was ich meine.

Vielleicht ist mein Leben ja auch ein Kitschroman. Es wäre mir egal. Überhaupt war mir alles ziemlich egal, seit es X gab. X war die Lösung meiner Gleichung.

Die Schule ging wieder los und die Welt drehte sich um mich herum weiter, als wäre nichts geschehen.

Aber für mich fehlte X an jeder Ecke und an jedem Ende. Ich versuchte wirklich, glücklich zu sein. Ich hatte es ihm versprochen. Dass ich versuchen würde zu leben. Und das

Versprechen, das mir damals so unbedeutend vorgekommen war, war jetzt das Letzte, was mir noch von ihm blieb.

Aber es gab hier in diesem grauen Universum einfach wenig Grund zur Freude für mich. Noch weniger jetzt, wo ich einen Vergleich hatte. Und wenn er mir noch so unwirklich erschien.

Ich versuchte es mit der Natur, aber die Stadt schien mir unwahrscheinlich grau im Vergleich zu den Hügeln des Hasenreichs. Ich versuchte es mit meinen selbstgemachten Bratlingen, aber das klappte auch nicht wirklich, wo ich jeden einzelnen Bissen gegen einfache Wurzeln oder eintönige Karotten getauscht hätte.

Nachts lag ich oft wach im Bett und dachte an unsere Abenteuer. Manchmal hatte ich Angst, wenn ich mich nicht jeden Abend an sie erinnerte, würde ich irgendwann selbst nicht mehr glauben, dass sie passiert waren.

Gott, warum muss ich mich ausgerechnet in einen Geist verlieben?

Warum passiert mir das alles?, dachte ich.

Und es war mir, als antworte eine sehr leise Stimme irgendwo tief in mir: Du hast mich um einen Freund gebeten.

Sie war so leise, leiser als jede Einbildung, dass ich mir nicht sicher war, ob sie wirklich da war. Aber gleichzeitig war sie so klar, dass man sie nicht missverstehen konnte.

Im selben Moment wurde mir bewusst, dass ich die Zeit um keinen Preis zurückdrehen würde. Dass ich mich immer noch viel stärker und lebendiger fühlte als vorher.

Danke, dachte ich. Und ich fühlte mich plötzlich sehr, sehr glücklich darüber, dass das alles ausgerechnet mir passiert war.

In meinen Bemühungen versuchte ich sogar, mit meinen Mitschülern zu sprechen. Aber ich fand immer noch einfach nicht den Mut dazu. Einmal wagte ich es, Manuela eine Frage zu stellen. Sie starrte mich nur mit offenem Mund an, als könne sie nicht ganz glauben, dass ich normal reden konnte, und ging weg.

An diesem Abend blieb ich einfach auf dem Fensterbrett sitzen. Es schien mir alles so sinnlos, sinnlos, noch irgendwas zu versuchen, sinnlos, mit irgendjemandem zu reden, sinnlos, ohne X an meinen Geheimplatz zu klettern. Mein Blick verfiel sich in den Sternen, die mir von oben zuzwinkerten, als würden wir ein Geheimnis teilen, von dem außer ihnen und mir niemand wusste. Ihr Anblick machte mich wehmütig. Er erinnerte mich an den weiten Himmel über den Wiesen am Ende der Welt, den ich in so vielen Nächten vor dem Schlafengehen betrachtet hatte, mit angenehm weichem Gras oder nadeligem Waldboden unter mir. Ich sehnte mich sogar nach dem harten erdigen Boden der allerunbequemsten Nächte zurück.

Ob es wohl irgendwo unter diesen Sternen eine Heimat für mich gab? Oder war ich wie die Geister – ein Teil vom Wind, der nicht stillstehen konnte und nirgendwo Ruhe fand? Man sagt ja immer, Heimat sei der Ort, wo das Herz zuhause ist und so. Oder wo deine Liebsten sind. Irgendwo zwischen diesen Sternen musste mein Zuhause sein. Ich seufzte sehnsüchtig und blickte zu ihnen nach oben, als hoffte ich, ich könnte mich durch reine Willenskraft vom Fensterbrett erheben und zu ihnen hinaufschweben.

Bis sich einer von ihnen auf einmal bewegte.

Überrascht zuckte ich zusammen (hoffentlich das letzte Mal in dieser Geschichte...).

Als er näher immer kam, sah ich, dass es kein Stern gewesen war – sondern ein kleiner gelber Schmetterling. Er landete unverblümt auf meiner Hand.

Ich starrte ihn an. Bei seinem Anblick keimte wieder ein Stückchen Hoffnung in mir. Es war ein Zeichen. Ein Zeichen, dass noch nicht alles aus war. Ein Zeichen, dass die Geschichte nicht zu Ende geschrieben war und ein Zeichen, dass sie wirklich passiert war. Fast war es mir so, als hätte X ihn persönlich zu mir geschickt – als wäre er einer der Schmetterlinge, die mir bei unserer letzten Begegnung durch

den Magen geflogen waren. Ein winziger Teil unseres Kusses. Ein neues Versprechen, an dem ich mich festhalten konnte.

Am nächsten Morgen lernte ich dann Novalee kennen.

Das heißt, eigentlich hatte ich sie natürlich längst gekannt. Sie ging in eine andere Klasse als ich, aber mit ihren speziellen Klamotten konnte man sie auf dem Schulflur kaum übersehen. Insgeheim hatte ich mir lange gewünscht, mit ihr befreundet zu sein, in einer Zeit, als ich noch nicht wirklich gewusst hatte, was Freundschaft bedeutet.

Ich hatte ihren kreativen Stil immer cool gefunden und sie dafür bewundert, dass sie anders war und trotzdem mit allen Menschen klarkam.

Heute trug sie einen relativ kurzen, grünschwarz karierten Rock, der ein wenig schief genäht war, sodass er auf der rechten Seite ein wenig weiter nach unten ging als auf der linken. Darunter trug sie zerrissene lila Strumpfhosen und lange, hohe Stiefel aus braunem Kunstleder. Obenrum bekleidete sie ein knallrotes Oberteil mit angenähten gelborangen Schleifen, mit dem sie ein bisschen aussah wie eine Fledermaus, was ihr aber seltsamerweise auch noch stand. Ihre knallrote unzählbare Haarmähne hatte sie mit einem dunkelgrünen Band zu bändigen versucht, dass die Aufschrift „make today your day“ trug. Und zu meiner Überraschung blieb sie direkt vor mir stehen.

„Hi. Ich wollte dir nur mal sagen, ich fand es echt mutig, was du da vor den Ferien getan hast.“

Sie räusperte sich.

„Eigentlich finde ich dich generell echt mutig. Ich finde, du hast recht, dass wir mehr für die Umwelt tun müssen. Aber ich würde mich nie im Leben trauen, Stofftaschentücher zu benutzen. Das bewundere ich echt.“

Ich brauchte einen Moment, um mich zu erinnern, wovon sie sprach. Für sie war es vor den Ferien gewesen. Aber für mich war es

mindestens ein Zeitalter her und lag mindestens zwei Weltenecken entfernt, dass ich das getan hatte. Die Erinnerung an Xs ausgelassenes Gelächter stach mir mitten ins Herz.

„Danke“, murmelte ich überrascht. Mich hatte an dieser Schule noch nie jemand angesprochen, um mir etwas Nettes zu sagen.

Novalee lächelte mir zu und drehte sich wieder um.

Damit war die kurze Begegnung auch schon vorbei und ich stand wieder allein am Schulflur. Na toll.

Ich rang mit mir selbst. Meinen ganzen Mut zusammennehmend, brachte ich schließlich ein unbeholfenes Räuspern heraus.

„Ähm, ich finde dich auch ziemlich cool“, sagte ich. Und hätte mir am liebsten auf die Zunge gebissen.

Ich finde dich auch ziemlich cool – gings noch dümmer?

Novalee blieb stehen und drehte sich unsicher wieder zu mir.

„Also, ich finde auch, dass du ziemlich mutig bist. Was du anziehst und so, meine ich.“

„Danke.“

Sie zögerte kurz. Dann stellte sie sich einfach zu mir dazu.

„Was hast du da eigentlich bei den Büschen gemacht? Als die Jungs dich beobachtet haben?“

Sie klang nicht so, als würde sie mich für verrückt halten. Sondern eher neugierig, als wäre sie gespannt auf eine aufregende Geschichte.

Oh, die hätte ich zu erzählen. Ich grinste bei dem Gedanken.

„Ich habe mit jemandem gesprochen, der nicht da war. Ich dachte, er... hätte sich da versteckt.“

„Achso. Und... wer?“

„Ein Freund.“

„Oh. Ich wusste gar nicht, dass... ich meine, ich hab dich noch nie mit jemandem abhängen sehen. Kenn ich den?“

„Er geht nicht auf diese Schule“, sagte ich traurig.

„Kannst du mir ein Foto zeigen?“, fragte sie neugierig.

Ich schüttelte meinen Kopf. „Mein Handy ist kaputt.“

„Oh... na dann... ich hab jetzt Bio.“

„Bei Frau Morgenroth?“

„Ja, genau... am Morgen droht die Morgenroth, gen Mittag zieht Herr Hall hinauf, nachmittags nimmt Lerch den Lauf, vom Sportplatz bis zum Dorf heißts Schnauf und kurz vorm Schluss ein Sprint zum Bus, weil man zuhause noch Hausi machen muss“, zitierte sie grinsend aus ihrem Stundenplan.

Ich lachte. „Nicht schlecht.“

Und in der Mittagspause setzte sie sich wie selbstverständlich zu mir.

„Was ist das für ein Saft?“

„Selbstgemacht aus... besonderen Beeren.“

„Oh, spannend! Selbstgemacht? Kann ich die mal sehen?“

Es war ein sehr unbeholfener Anfang für eine Freundschaft. Aber es war der unbeholfene Anfang für eine Freundschaft, bei der es nie langweilig werden würde. Dafür sorgte Novalee mit ihrer verrückten Art – und ich mit meinen seltsamen Erlebnissen. Wenn mein Gefühl mich nicht täuschte, könnte sie einmal die Einzige aus dieser Welt sein, der ich vielleicht irgendwann mal Beeren vom Ende der Welt zeigen würde. Denn selbst wenn sie mich für verrückt halten würde, würde sie wahrscheinlich nicht einmal ein Problem damit haben.

Vielleicht fände sie mich dann sogar noch spannender...

Ein paar Tage später saßen wir noch viel selbstverständlicher in der Mittagspause nebeneinander.

„Ich finde, die anderen sind manchmal soo langweilig... Mit denen kann man über nichts reden außer die Farbe von Lippenstift oder Fußball. Man, bin ich froh, dass ich dich kennengelernt hab. Naja, was heißt, kennengelernt. Wir kennen uns ja eigentlich noch kaum. Ich weiß praktisch nichts über dich. Was hast du in den Sommerferien gemacht?“

„Wandern und du?“

„Ich war im Dschungel mit meinem Bruder. War echt interessant.“

„Krass“, sagte ich. In den Dschungel würde ich mich nie trauen.

Obwohl in ihren Augen meine Reise wahrscheinlich die spannendere wäre.

„Und gibt es was, was du schon immer mal machen wolltest?“

Und beinahe wäre mir ‚jemanden küssen‘ über die Lippen gerutscht.

Ich versuchte mit aller Macht, nicht an meinen ersten und einzigen Kuss zu denken.

„Rasterlocken“, antwortete ich schließlich.

„Oh mein Gott, wie cool, das würde dir sowas von stehen!“,

quietschte Novalee und ich war sehr froh, dass sie sich nicht von meiner traurigen Miene ablenken ließ. „Das machen wir!“

„Was?“

„Hast du heute Zeit?“

Ich nickte, ein wenig unsicher, ob das wirklich eine gute Idee war.

Aber die Entscheidung war schon getroffen worden. Ganz ohne dass ich mir sicher sein musste.

„Geil. Um vier bei mir.“

Novalees Familie hatte ich schon kennengelernt. Ihr Bruder dachte sich noch verrücktere Sachen aus als sie. Ihre Eltern waren immer fröhlich und verstanden sich praktisch mit jedem, der sich nicht an der Unordnung in ihrer kleinen Wohnung störte.

Da mich die Socken auf dem Sofa nicht das geringste Bisschen interessierten, hatten sie mich sofort in ihr Herz geschlossen.

Nick, Novalees großer, verrückterer Bruder, assistierte uns belustigt mit einem seltsamen kleinen Kamm und einer Haarverhäkelnadel, mit denen man angeblich aus meinem Kopfwirwar dicke Filzsträhnen machen konnte. Seine Freundin hatte selber mal Rasterlocken gehabt und er rief sie an, damit sie uns die Holzperlen vorbeibringen konnte, die sie damals in den Haaren getragen hatte. „Steht dir ausgezeichnet!“, rief sie, als sie kurz durch die Wohnung rauschte, um dann wieder zu verschwinden.

„Danke für die Perlen!“, rief ich ein wenig zu spät zurück.

Es dauerte ewig.

Ich hatte auf Anweisung von Novalee noch nicht in einen Spiegel schauen dürfen, um ihre Aussage zu überprüfen. Aber meine Haare fühlten sich eindeutig verfilzter und dicker an. Und ein paar Minuten später auch geschmückter. Ich kam mir ein bisschen vor wie ein Christbaum. Aber als ich dann schließlich endlich von den beiden vor ihren großen Badezimmerspiegel geführt wurde, sah ich, dass ich – einfach nur cool aussah. Ich lächelte.

Dort in dem Spiegel stand jetzt ein klein wenig mehr von dem Mädchen, das ich immer sein hatte wollen.

„Wird Zeit, dass wir ein paar bunte Stoffreste auf deine Blusen nähen und ihre Ärmel absäbeln. Die sind ja stinklangweilig!“, kommentierte Novalee, der die Sache sichtlich Spaß machte.

„Rasterlocken?“, fragte meine Schwester entsetzt und zupfte an meinen Haaren herum. „Als ich gesagt hab, du musst was aus deinen Haaren machen, meinte ich alles, nur nicht das!“

Ich seufzte. „Wieso ist dir das eigentlich so wichtig, Jay? Wieso interessiert es dich so, was andere Leute von mir denken? Mein Ruf ist doch eh schon ruiniert. Es tut mir leid, wenn das für dich zu Problemen führt und andere Menschen dich deshalb verletzen. Wirklich. Aber ich hab es mir auch nicht ausgesucht, überall die Außenseiterin zu sein. Und ich finde es eben wichtiger, die Natur zu schützen, als immer bei allen beliebt zu sein. Das ist meine Entscheidung. Du bist ein eigener Mensch. Warum lässt du dich von Menschen dafür verurteilen, was ich mache? Warum sagst du denen nicht mal genauso ehrlich deine Meinung, wenn du doch siehst, dass das bei mir offensichtlich seit Jahren nicht klappt? Oder suchst du nur wen, an dem du deinen Frust rauslassen kannst?“

Jael sah aus, als wolle sie mir eine ganze Menge entgegenhalten. Aber sie kaute nur einige Momente auf ihrer Lippe herum und verschwand

dann in ihrem Zimmer. Wobei ihre Tür noch lauter als sonst zuknallte. Ich schüttelte den Kopf über meine eigenen klugen Ratschläge und fragte mich ernsthaft, ob ich nicht in letzter Zeit ein wenig zu viel Tee getrunken hatte.

Aber es war mir jetzt relativ egal, was meine Schwester dachte. Meine Fehler konnte ich eh nicht ausradieren. Und ich hatte jetzt Novalee. Niemals hätte ich mir träumen lassen, dass ich auf meiner Schule mal eine Freundin haben könnte. Unter Geistern, meinetwegen. Die waren genauso seltsam wie ich.

Aber vielleicht war ich ein bisschen wie die ‚Anderen‘. Vielleicht fühlte ich mich nur überall wie eine Außenseiterin und dachte, dass niemand mich dabeihaben wollte. Wahrscheinlich würden sich einige Menschen sogar freuen, mich als Freundin zu haben. Nicht, weil ich irgendwo besonders wäre. Sondern weil man sich über jede wahre Freundin freut.

Die nächsten Tage klammerte ich mich an diesen einen Funken, den ich endlich wiedergefunden hatte. Diesen einen Funken Leben. Diesen einen Funken Freundschaft. Diesen einen Funken von dem, was noch viel unsichtbarer war als alles, was sich nur vor den Augen oder dem Sonnenlicht verbarg.

Das, was sich *hinter* den Augen versteckt, viel tiefer drin. Something that hides beyond our eyes.

Kapitel 28: Das Ende dieser Geschichte

Ich könnte diese Geschichte hier enden lassen. Am Anfang war es mein Plan, das zu tun. Es wäre ein schönes Ende gewesen. Ein trauriges. Aber in meiner Trauer war in all dieser Zeit noch immer derselbe Frieden. Es war keine unerträgliche Trauer, sondern eine, die irgendwann geheilt wäre.

Es wäre ein schönes Ende gewesen, weil X seinen Weg gefunden hatte und Sonja einen Platz, wo sie hingehörte, weil ich jetzt wusste, was Freundschaft bedeutet, weil ich eine neue Freundin in meiner Welt gefunden hatte, weil ich mich verändert hatte und mutiger geworden war. Einige Monate, vielleicht auch Jahre später hätte ich dann soweit wie möglich verdaut, dass X und Sonja und Sir Lancelot der Drachenreiter mich verlassen hatten, um in einer besseren Welt auf mich zu warten. Ich hätte ein glückliches Leben geführt, wirklich. Ich wäre nicht daran zerbrochen, wie es die Menschen in anderen Geschichten tun, die sich verlieben und auf gar keinen Fall mehr glücklich werden können ohne die andere Person. Das ist Unsinn. Wenn man eine so starke Liebe erlebt, dass man wirklich so schlimm trauert, dann konnte einen der andere nie wirklich verlassen. Egal, was passierte.

Deshalb wäre auch das ein gutes Ende gewesen.

Aber es war nicht das Ende. Das Leben meinte es sogar noch besser mit mir. Besser, als ich zu träumen gewagt hätte. Und wie das kam, will ich euch jetzt zum Schluss noch erzählen.

In meiner Trauer war da noch etwas, was an den Rand meines Bewusstseins drang: Ein Junge, der eineinhalb Jahre lang im Koma gelegen hatte, war wieder aufgewacht. Es war in allen Nachrichten, die Medien machten eine ziemlich rührselige Geschichte daraus. Aber es interessierte mich nicht besonders, bis ich im Fernsehen das glückselige Gesicht seiner Mutter sah. Dieses Gesicht rüttelte irgendwas in mir wach.

Ich drückte zur Überraschung und zum Ärger meiner Schwester auf den Pausenknopf – und starrte es an.

„Das ist doch unser Nachbarhaus!“, rief meine Schwester, als ich es schaffte, den Knopf noch einmal zu drücken und die Pause zu beenden.

„Es ist, als ob sein Geist noch hier gewesen wäre. Immer wenn ich das Haus betreten habe. Das haben wir irgendwann nicht mehr ausgehalten und sind zu Verwandten gezogen“, sagte die Mutter gerade. „Die Ärzte hatten ihn ja schon aufgegeben, sie meinten, er sei praktisch tot, sein Überleben hänge nur an dem Rest eines seidenen Fadens, der irgendwann reißen würde... Sie meinten, wir hätten die Maschinen guten Gewissens ausschalten lassen können. Aber irgendwie haben wir es beide nie übers Herz gebracht. Wir haben uns immer vorgesagt, noch eine Woche, nur noch eine Woche. Wir hatten ja schon seinen Vater verloren. Wenn ich daran denke, was geschehen wäre, wenn ich auf die Ärzte gehört hätte...“

Die Worte wiederholten sich immer wieder in meinem Kopf, als würde jemand mit ihnen auf ihn einhämmern. Als wäre sein Geist immer noch hier gewesen. Als wäre sein Geist immer noch hier gewesen. Den Rest der Sendung bekam ich nicht mehr mit.

Kapitel 29: Die Lösung einer Gleichung

Als er die Augen aufschlug, hatte er einen Moment lang keine Ahnung, wer er war und wo er sich befand. Die graue Zimmerdecke über ihm schien ihm so unbekannt zu sein wie der Körper, in dem er steckte. Es fühlte sich sehr seltsam an – einen Körper zu haben. Seine Arme neben sich liegen zu fühlen und die weiche Bettwäsche darunter, den Atem in seiner Nase und die Schmerzen in seinem Rücken, der sich seltsam steif anfühlte. Aber am ungewohntesten war der Geruch. Nicht nur der Geruch selbst. Sondern dass er überhaupt etwas roch. Hier roch es ziemlich intensiv, nämlich nach Desinfektionsmittel, nach desinfizierendem Putzmittel, nach trister

Langeweile und dem Essen seines Zimmernachbars. Dass er einen Zimmernachbarn hatte, stellte er fest, als er langsam seinen Kopf zur Seite drehte. Dabei stöhnte er laut auf, denn weder er noch sein Körper waren daran gewöhnt, sich zu bewegen. Es war ein Glück, dass der Zimmernachbar kaum etwas hören konnte, denn sonst hätte er sich sicher so sehr erschreckt wie jemand, der ein Gespenst sah. Darian hatte sich nämlich während der ganzen Zeit, in der er hier war, nicht ein einziges Mal bewegt. Und das war schon fast eine Woche. Genauer gesagt hatte Darian sich auch davor schon eine ganze Weile lang nicht bewegt. Wenn man es ganz exakt wissen will, fast eineinhalb Jahre lang.

Und jetzt plötzlich lag er wieder hier in seinem Körper und war allem Anschein nach im Vollbesitz seiner geistigen sowie körperlichen Kräfte. Ohne, dass es irgendeinen sichtbaren Anlass oder eine wissenschaftliche Erklärung dafür gäbe. Aber ich glaube (und das glaube ich allen Ernstes), eine wissenschaftliche Erklärung gibt es sowieso für wenig in dieser Geschichte und für noch weniger in der Welt außerhalb von Büchern.

Der Junge starrte an die Decke, während er versuchte, sich dessen bewusst zu werden, was er mit Sicherheit wusste. Er hatte einen Unfall gehabt mit einem anderen Auto, weil sein Freund und er betrunken unterwegs gewesen waren. Er hatte im Koma gelegen. Er war gestorben. Und er hatte eine andere Welt besucht. Eine Welt, die man mit Worten nicht beschreiben kann. Aber dort hatte er nicht bleiben dürfen.

Alles, was er von dieser Welt noch wusste, war, dass er auf jeden Fall dorthin zurückkehren wollte. Dass er seinen Vater gesehen hatte. Und dass der ihm gesagt hatte, dass sein Auftrag hier noch nicht zu Ende und seine Aufgabe noch nicht erfüllt sei. „Geh und führe die wandernden Seelen.“ In diesem Moment hatte das für ihn irgendwie Sinn ergeben. Aber jetzt, in diesem unbequemen Bett mit seinem

steifen, schmerzenden Rücken, fühlte sich all dieses Wissen Mondmeilen weit entfernt an. Was auch immer Mondmeilen waren... Er fühlte sich gefangen. Gefangen in seinem kleinen, unbeweglichen Körper mit seinen schwachen Sinnen. Gefangen in seinem alten, unendlich begrenzten Leben. Gefangen zwischen all den Schläuchen um ihn herum.

Aber gleichzeitig wusste er auch, dass er sich unendlich freier fühlte, als je zuvor in seinem Leben auf der Erde. Alle Last, die er vorher getragen hatte, war verschwunden. Jetzt blieb ihm nur die Last, noch hier sein zu müssen.

Als er versuchte, sich zwischen den ganzen Kabeln aufzusetzen, fing etwas neben ihm an, wie verrückt zu piepen.

Er war noch nicht lange genug zurück in dieser Welt, als dass ihm das logisch erschienen wäre. Verwirrt betrachtete er den blinkenden Monitor. Wenige Sekunden später kam eine Krankenschwester ins Zimmer gestürzt. Sie rannte erst zu dem Bett seines Zimmernachbarn hinüber, um dann festzustellen, dass dort alles in Ordnung war. Dann drehte sie sich überrascht zu Darians Bett um.

Sie starrte ihn mit offenem Mund an, als stamme sie von einer besonders unbeweglichen Goldfischrasse. Schließlich blinzelte sie und drehte sich um, um wieder aus dem Zimmer zu rennen.

Ein paar Minuten später kamen Ärzte ins Zimmer gerannt, die ihn ebenfalls betrachteten, als wäre er ein elftes Weltwunder. Sie kitzelten hastig Notizen auf ihre Klemmbretter und einer traute sich schließlich, das unaufhörliche gegenseitige Gestarre mit Fragen zu unterbrechen. Als X bewiesen hatte, dass er sprechen konnte und sich eindeutig herausstellte, dass er weder eine Fata Morgana noch ein Zombie war, verließen sie sein Zimmer wieder.

Und nur wenige Stunden später kam dann seine Familie ins Zimmer gestürzt. Seine Schwester schwänzte die letzte Unterrichtsstunde, seine Mutter hatte auf der Arbeit so getan, als sei ihrem Hund etwas passiert, weshalb sie jetzt sofort nach Hause müsse (ihre Chefin hatte

ein Herz für Hunde). Aber auch die Beiden konnten kaum mehr tun, als ihn anzustarren und tapfer zu versuchen, ihre Tränen zu bekämpfen. Trotzdem war er unglaublich froh, sie wiederzusehen. Seine Schwester war gewachsen. Ihr Gesicht hatte die fröhlichen Grübchen verloren. Sie sah jetzt ernst und erwachsen aus. Und mit einem Schrecken stellte er fest, wie blass und dünn sie geworden war. Man konnte sie fast für einen Geist halten, wenn man sich nicht auskannte.

Seine Mutter dagegen hatte zugenommen, aber genauso auch die Falten auf ihrer Stirn. Sie wirkte müde und erschöpft und ihr Gesichtsausdruck noch härter, als er ihn in Erinnerung hatte.

Es sollte nicht mehr als einen Tag dauern, bis als letztes auch eine Menge Journalisten seine Station stürmten. Einige von ihnen wurden zwar von der mürrischen Stationsoberschwester mit Spritzern von Desinfektionsspray vertrieben, die anderen aber von der neugierigen und ein wenig rebellischen Azubi durchgeschmuggelt. Sodass sich letztendlich eine ganze Mannschaft bei ihm häufte, die ihn mit Fragen löcherte. Er wusste nicht, warum genau sie hier waren. Bis einer von ihnen schließlich endlich aufmerksam genug war, um ihm zu erklären, dass er ganze eineinhalb Jahre im Koma gelegen hatte.

„Eineinhalb Jahre?!“

Darian fuhr hoch. Die Kameras begannen sofort, wild drauf los zu klicken. Es war das erste Mal, dass sie ihn im Sitzen und so lebhaft erwischten.

Der Journalist nickte ernst. „Die Ärzte haben dich für tot gehalten.“

„Das war ich auch“, murmelte er, mehr zu sich selbst.

Doch sofort prasselte ein neuer Fragenhagel auf ihn ein.

Er versuchte, so ehrlich wie möglich zu antworten und erzählte ihnen alles, woran er sich erinnern konnte. Aber er hatte den Verdacht, dass sie ihm nicht viel davon glauben würden.

„Ein interessanter Komatraum“, bemerkte einer von ihnen.

„Es war kein Traum“, sagte Darian müde. Doch niemand hörte ihm zu.

„So etwas Ähnliches haben Andere auch schon erzählt“, meinte ein anderer und blickte den Jungen neugierig an. Der hob, zum ersten Mal echtes Interesse am Gespräch zeigend, den Kopf. „Wirklich?“

„Ja, es gibt zahlreiche Berichte von...“

„Alles menschliche Fantasierungen. Ich habe genug Material für meinen wissenschaftlichen Artikel über Komapatienten. Die berührende Story und den übernatürlichen Quatsch überlasse ich den Kollegen von der Klatschpresse.“ Der Journalist vom Wissenschaftsmagazin zog zuerst spöttisch den Hut und dann von dannen.

Der andere verdrehte die Augen und wandte sich freundlich an Darian. „Wenn dir eines Tages mehr einfällt, kannst du dich gerne an mich wenden. Ich würde mich sehr freuen.“

Er drückte Darian eine Visitenkarte in die Hand und dann die Hand selbst. Anschließend verließ er ebenfalls das Zimmer.

Der Rest war allerdings noch nicht zufrieden. Es kam ihm immer mehr so vor, als wollten sie um jeden Preis eine wahnsinnig berührende Geschichte aus seinem Erwachen zaubern. Als er ihnen sagte, dass er über den Tod seines Vaters nicht mehr traurig war, weil er ja jetzt wusste, wo er war und dass es ihm gut ging, quetschten sie ihn so lange aus, bis er sich schließlich gedrängt sah, zuzugeben, dass er ihn ein wenig vermisste (mit dem komplett ignorierten Zusatz, dass er ja wusste, dass sein Vater trotzdem bei ihm war), damit sie ihn in Ruhe ließen.

Obwohl er sich völlig fit und gesund fühlte, zwangen ihn die Ärzte, noch fünf Tage im Bett zu bleiben, damit sie ihn beobachten konnten. Manchmal hatte er das Gefühl, sie warteten darauf, dass er wieder ins Koma fiel, damit ihre Welt wieder Sinn ergab. Schließlich mussten sie

aber zugeben, dass an ihm nichts beschädigt war. „Völlig funktionstüchtig“, stellte der graubärtige Mann im weissen Kittel schließlich schmunzelnd fest, nachdem er jedes Glied einzeln begutachtet und getestet hatte. „Sie können gehen, junger Mann. Aber halten sie sich in Zukunft von Alkohol fern!“

X nickte, ein wenig beschämt. Der Polizei hatte er bei seiner Vernehmung gestern berichtet, wie es zu dem Unfall gekommen war. Dabei hatte er sich aber geweigert, Namen von Beteiligten zu nennen. Die Polizisten hatten das mit saurer Miene hinnehmen müssen, da die Journalisten vor seiner Tür jedes einzelne Wort notierten, was hier drin gesprochen wurde. Es hätte sicherlich einen Volksaufstand gegeben, wenn man dem lang verloren geglaubten Sohn der alleinerziehenden Mutter, der nach eineinhalb Jahren endlich zum Leben zurückgefunden hatte, eine Strafe verhängt hätte. Oder auch nur ein wenig zu unfreundlich zu ihm gewesen wäre.

Zum ersten Mal war X ein wenig dankbar für die riesen Geschichte, die sie aus ihm machten. Ansonsten mochte er es nicht, wie sie sein Erwachen als unerwartetes, tolles Wunder darstellten. Er freute sich für seine Mutter und seine Schwester und er freute sich auch, seine Freunde wiederzusehen. Aber insgesamt schien es ihm mehr wie eine Tragödie, dass er noch hier in dieser Welt sein musste, jetzt, wo er die andere kannte. Dass überhaupt jemand hier sein musste, wo sie doch dort sein könnten.

Aber da war noch etwas, auf das er sich freute. Desto mehr Erinnerungen zurückkehrten, desto stärker wurde auch die Vorfreude auf diese Sache und desto ungeduldiger und unruhiger hatte er in seinem Bett gelegen. Er wusste noch nicht so genau, was es war. Aber es hing irgendwie mit seiner Schule zusammen...

Kapitel 30: Die Rückkehr

Am nächsten Morgen hörte ich durch mein Fenster zum ersten Mal Stimmen aus dem Haus neben uns. Ich stützte meine Ellenbogen auf das Fensterbrett und starrte nach draußen. Es brannten Lichter in den Fenstern und dahinter sah ich drei Menschen, die miteinander redeten. Aber mehr konnte ich nicht erkennen. Wie gelähmt putzte ich mir die Zähne.

Ich traute mich nicht richtig, zu hoffen. Aber Hoffnung ist etwas, was man schwer niederkämpfen kann, wenn sie zu keimen begonnen hat. Und so wuchs sie trotzdem, tief in meinem Inneren.

Ohne einen Blick für meine flüsternden Mitschüler bahnte ich mir einen Weg über den Pausenhof.

„Hey! Yara!“

Novalee kam mit fliegenden Haaren auf mich zu und grinste. Sie trug ihre Locken heute offen und hatte eine Schleife im Haar.

Ich rang mir ein Lächeln ab. „Hey.“ Stürmisch umarmte sie mich.

„Ich hab dich am Wochenende vermisst! Wir müssen unbedingt wieder irgendwas Verrücktes zusammen machen heute Nachmittag! Hast du schon das von diesem einen Jungen gehört, der jetzt auf unsere Schu...“

In diesem Moment brach sie ab. Denn *dieser eine Junge* stand nur drei Meter von uns entfernt auf dem Pausenhof herum.

Ich wagte kaum, es zu glauben. Ich wollte die Hoffnung immer noch nicht zulassen. Nicht bevor ich wusste, ob sie begründet war.

Konnte das wirklich real sein?

Aber da stand er vor mir. Eine lebendige Version von X. Jedenfalls sah der Junge exakt so aus wie er. In Farbe hatte er schwarze Haare, etwas länger, als er sie als Geist getragen hatte, und dunkelbraune Augen, deren Funkeln ein wenig reifer und tiefer wirkte, als ich es in Erinnerung hatte. Aber es war auch ruhiger und gelassener. Sein Blick glitt einfach über mich hinweg. Er drehte den Kopf suchend nach beiden Seiten.

Oh nein. Bitte sag nicht, dass er alles vergessen hatte. Bitte erzähl mir nicht, dass er keine Ahnung hatte, was passiert war, während sein Körper im Koma lag. Mir kamen beinahe wieder die Tränen.

Aber dann traf mich der Blick – und eine Weile lang vergrub er sich ziemlich tief in meinem. Ein Blick, in dem Vertrautheit und Neugier lagen. Wie von selbst trugen unsere Beine uns auf einander zu.

„Hi, ich bin Darian“, stellte er sich vor und reichte mir die Hand. Ich lächelte, als ich sie schüttelte. In diesem Moment wurde es mit völlig egal, ob ich mir alles nur eingebildet hatte oder nicht. Ob er sich erinnerte oder nicht. Da stand er.

„Ich bin Yara.“

Und es war, als würde eine leise Stimme, leise wie der Wind, der durch die Blätter eines Baumes weht, neben meinem Ohr flüstern: Ich weiß.

Als ich mich an diesem Tag aus dem Fenster schwang, saß da schon jemand im Apfelbaum.

Kapitel 31: Ein Gespräch im Apfelbaum

„Du siehst anders aus.“

Er runzelte seine Stirn und betrachtete mich angestrengt, als versuche er sich daran zu erinnern, wie ich früher ausgesehen hatte.

„Ja“, sagte ich mit einem Lächeln im Gesicht. Und ich hatte das Gefühl, dass es mindestens die nächsten zwei Jahre lang nicht mehr verschwinden würde. Aber das störte mich im Moment wenig. Solange er hier saß mit mir, würde mich im Moment nichts auf der Welt stören können.

Er lächelte auch.

„Ich bin froh, dich zu sehen.“

Mein Lächeln vertiefte sich. „Ich auch.“

Er runzelte wieder die Stirn und überlegte.

„Wir waren zusammen... im Land am Ende der Welt. Zusammen mit zwei anderen... Sonja und Lancelot. Und dann...“

„...dann bist du gegangen.“

Er nickte.

„Ich war tot.“

„Ja. Und jetzt bist du wieder hier.“

Damit war alles gesagt. Wir schwiegen ein paar Minuten. Ich konnte nicht aufhören, seinen neuen Körper zu betrachten. Seine leuchtend braunen Augen passten perfekt zu dem Glitzern darin. Plötzlich war er... so real.

„Auf der anderen Seite...“, begann er zögernd. „...habe ich was gelernt.“

„Was denn?“

„Egal, was passiert – es ist nicht schlimm zu sterben.“

Er blickte hoch zum hellblauen Himmel, in die Wolken hinein.

„Da oben ist es unglaublich wunderschön. Und ich habe meinen Vater wiedergesehen. Er hat mir gesagt, dass alles gut ist. Er ist bei einem Unfall gestorben, als ich vier war. Ich glaube, seitdem hatte ich immer furchtbare Angst vor dem Tod. Ich wollte unbedingt *leben*. Mit aller Kraft leben, verstehst du?“

„Und jetzt nicht mehr?“

„Jetzt weiß ich, dass wir zum Leben noch eine Ewigkeit lang Zeit haben.“

Er sah mich aus zusammengekniffenen Augen an – und ich sah den altbekannten Anblick einer Idee, die dahinter reifte.

Dann sprang er plötzlich vom Baum.

„Trotzdem kein Grund, sie zu verschwenden! Lass uns in den Fluss reinspringen, bevor der Sommer weg ist! Kommst du mit?“

„Ich würde mit dir bis ans Ende der Welt gehen“, antwortete ich.

Und eines Tages vielleicht sogar noch viel weiter...

Epilog: Zwei Freunde

Jannis setzte sich auf einen Stein und zündete seine Zigarette an.

„Willst du auch?“

Darian schüttelte den Kopf. Nach eineinhalb Jahren kaltem Entzug verspürte sein Körper keine große Lust mehr auf Zigaretten. Oder vielleicht war es auch noch etwas Anderes. Das, was sich in ihm verändert hatte, seit er von der Reise zurückgekehrt war. Jedenfalls konnte er gut auf den Rauch verzichten. Seufzend setzte er sich neben seinen Kumpel.

„Danke, dass du der Polizei nichts gesagt hast“, sagte Jannis leise.

„Klar, man. Das hättest du auch nicht getan.“

„Ich hätt's verdient“, presste der Junge hervor. Es fiel ihm sichtlich nicht leicht, das zu sagen. „Ich hätte dich fast umgebracht. Oh man, Darian, ich bin froh, dass du nicht tot bist wegen mir.“

„Ist schon gut, Alter. Ich mach mir eher Sorgen, dass du bald tot bist, wenn du so weitermachst.“

Jannis hielt in seiner Bewegung inne.

„Was meinst du?“

„Die Drogengeschäfte. Scheiße, man, das ist scheiß gefährlich.“

„Woher... woher weißt du davon?“

„Ich weiß, dass es nicht leicht ist, erst deine Mutter, dann ich und dein Vater ist echt nicht einfach. Aber du bringst dich noch um, Alter!“

„Hat dir das jemand erzählt? Hat mich jemand gesehen? Oh nein, nicht diese komische Zehntklässlerin, oder?“

Darian schüttelte den Kopf. Dann hob er den Blick und sah seinem Freund direkt in die Augen.

„Darf ich dir etwas komplett Verrücktes erzählen, Jannis?“

„Solange du nicht zurück ins Koma fällst, kannst du mir meinetwegen alles erzählen. Außer, dass du jetzt mit diesem Ökofreak zusammen bist.“

„Ich bin schon viel länger mit ihr zusammen.“ Darian holte tief Luft und dann sagte er: „Eigentlich schon, bevor ich aus dem Koma wieder aufgewacht bin.“

Und dann fasste er die Geschichte in so wenigen Sätzen wie möglich zusammen. Was insgesamt dann doch ziemlich viele waren.

Er erzählte, wie er als Geist über den Schulhof geschwebt war, ohne zu wissen, dass das seine eigene Schule war. Die ganze Zeit über überzog deutlicher Unglaube das Gesicht seines Kumpels. Die Sorge, dass sein Freund ein paar Gehirnschäden aus dem Koma mitgenommen hatte, stand ihm deutlich auf die Stirn geschrieben. Bis Darian berichtete, dass er ihn bei so einigen Sachen beobachtet hatte – Sachen die sonst sicher keiner wissen konnte.

„Du warst da bei allem dabei? Und du warst das, der uns die Zweige ins Gesicht geschlagen hat, als wir hinter diesem Busch gestanden haben? Wegen dir bin ich gegen die unsichtbare Wand gerannt?“

„Tut mir leid, man. Ich wusste ja nicht, dass wir uns kennen.“

Darian überlegte einen Augenblick lang.

„Obwohl, tut es mir nicht. Ehrlich gesagt. Du hast dich benommen wie ein Idiot.“

Jannis' Kiefer arbeiteten und einen Moment lang sah es so aus, als wollte er Darian schlagen. Aber dann sagte er: „Ja, da hast du recht. Ich hab mich echt benommen wie ein Idiot. Gott, bin ich froh, dass du nicht tot bist wegen mir.“

„Schon gut.“

Die beiden umarmten sich.

„Warum bist du nicht einfach dort geblieben? Ich meine, wenn es wirklich der Himmel war, von dem die Leute immer reden, dann muss es da doch endscool gewesen sein, oder?“

X seufzte und sein Blick glitt sehnsuchtsvoll in die Ferne.

„Ehrlich gesagt – ich wär echt gern dort geblieben. An viel kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber ich weiß noch, dass ich ein Wasser

aus Kristall und eine goldene Stadt gesehen habe und dass alles so wunderschön war, dass man es gar nicht erklären kann. Mein Vater hat mir gesagt, dass mein Auftrag noch nicht erfüllt sei, dass ich noch eine Aufgabe hätte und wieder zurückkehren muss. Und dann bin ich aufgewacht.“

„Krasse Story. Alter, das ist echt verrückt.“

„Ich weiß.“

„Ich hätte nie gedacht, dass es echt einen Himmel gibt. Wenn du nicht... naja, mich nicht bei Sachen gesehen hättest, die du gar nicht gesehen haben kannst, würd ich dir wirklich kein einziges Wort glauben.“

„Ich auch nicht. Aber so ist es passiert.“

„Krass. Und ich dachte, du wolltest die vom Fernsehen nur verscheißern.“

„Hätte ich auch am liebsten.“ X lachte. „Aber nö, diese Geschichte ist wahr.“

„Und jetzt?“

„Was meinst du?“

„Naja, dass wir doch nicht einfach so weiterleben können wie vorher, wenn wir das wissen. Ich mein, wenn es einen verdammten Himmel gibt...“ Zweifelnd blickte Jannis in die Sterne.

„Also, wenn es ihn wirklich gibt und ein Leben nach dem Tod und die ganzen anderen Sachen auch wahr sind... dann muss sich doch irgendwas ändern.“

„Ja“, sagte X. „Das muss es. Wir müssen den wandernden Seelen helfen, ihn zu finden.“

Das *Ende* einer

Geschichte ist immer der Anfang einer anderen...

Das Land am Ende der Welt



Fragebogen

Lieber Leser, lieber Testleser und liebe Innen!

Vielen Dank, dass ihr euch vorgenommen habt, dieses Buch durchzulesen. Es ist eine große Ehre für mich, dass ihr diesen Zeilen ein wenig Zeit widmet!

Wenn ihr von der sogar noch eine Unze mehr übrig habt und euch langweilig genug ist, sie in diesen unverbindlichen Fragebogen zu investieren, dann würde ich gerne Folgendes von euch wissen:

- Findet ihr es zu unrealistisch, die Hauptfigur in eine Polizeidienststelle klettern und auf Brettern surfen zu lassen?
- Ist es euch zu kitschig und unrealistisch, wenn X am Anfang schon den Kuss spürt? Sollte ich das rausstreichen – oder macht das die Geschichte spannender und epischer?
- Findet ihr sonst etwas zu unrealistisch oder seltsam?
- Gab es Monologe, die euch zu lang oder zu verwirrend waren?
- Welche Stellen waren euch zu lang oder zu langweilig?
- Welche Geschichten oder Teile des Buches haben euch am besten gefallen?
- Welche Charaktere mochtet ihr besonders? Welche Wesen haben euch angesprochen, welche fandet ihr langweilig?
- Welcher Name passt besser: Sonja – oder Melanie?
- Haben euch die Geschichten in dem Buch bewegt? Wenn ja, wieso? Wenn nein, hätte ich etwas besser machen können?
- Was fandet ihr an der Gesamtgeschichte am Genialsten?
- Was gefällt oder stört euch am Schreibstil?
- Was hättet ihr euch noch gewünscht?
- Habe ich irgendwo logische Fehler übersehen?
- Was habt ihr nicht verstanden? Was hätte ich genauer erklären/beschreiben müssen? Wo waren euch Andeutungen unklar?
- War euch das Buch an irgendeiner Stelle unheimlich?
- Musstet ihr euch zwingen, es zu Ende zu lesen?
- Würdet ihr die Geschichte noch einmal lesen? Und wenn ihr grundsätzlich keine Geschichten zweimal lest, würdet ihr sie weiterempfehlen?
- Habt ihr einen Vorschlag für einen deutschsprachigen Titel?
- Welche möglichen schlaun Fragen für diesen Bogen fallen euch noch ein?
- Was wollt ihr mir noch sagen bezüglich des Buchs?

Es muss nicht alles beantwortet werden. Auch eine einzige lässige, kurze Antwort hilft mir auch schon sehr viel weiter!
Schickt sie einfach an sabi.poetry@web.de.

Sehr herzlichen Dank!

Signed sincerely
S.